Vorbilder und Bilder
aus dem Leben.

Kapitän Hedley Vicars. Sir Henri Havelock. Livingstone und Murchison. Gregorius Lopez. Chr. Fr. Schwartz. Chr. G. Krafft und David Spleiß. Joh. Rud. Roth.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Neue Ausgabe des II. Bandes der „vermischten Schriften".

Erlangen, 1882.
Verlag von Palm & Enke.
(Adolph Enke.)



Vorbilder und Bilder

aus dem Leben.

Kapitän Hedley Vicars. Sir Henri Havelock. Livingstone und Murchison. Gregorius Lopez. Chr. Fr. Schwartz. Chr. G. Krafft und David Spleiß. Joh. Rud. Roth.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Neue Ausgabe des II. Bandes der „vermischten Schriften".

Erlangen, 1882.
Verlag von Palm & Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinem geliebten Schwiegersohne,

dem Herrn

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Consistorialrath in Ansbach,

reicht diese Gabe aus alter treuer Hand

der Verfasser.

Vorrede.

Mit dem hier vorliegenden Buche hofft der Verfasser sein vierundfünfzigjähriges Tagwerk als Schriftsteller zu beschließen. Mit Recht darf er deshalb die nachfolgende Reihe von Lebensbildern mit den vereinzelten Aehren vergleichen, die sich nach der Ernte im Herbste noch auf dem Felde finden. Sie gehörten zu den Garben, die man zu ihrer Zeit hier gebunden und weggeführt hat.

Zwei solche Aehren aus den Garben meiner Selbstbiographie sind namentlich die beiden letzten Kapitel dieses Buches, welche die Lebensführungen meiner theuren Freunde Krafft und Spleiß so wie meines geliebten Reisegefährten: des Johannes Roth, beschreiben. Aber auch die anderen Vorbilder und Bilder aus dem Leben, welche ich hier zusammengestellt habe, stehen in ähnlicher verwandtschaftlicher Verbindung mit dem Inhalte mancher meiner früheren Schriften. Und zwar mit jenen, welche vorzugsweise einen Kreis von freundlich theilnehmenden Lesern gefunden haben. Denn wie sich unter den Freunden der menschlichen bildenden

Kunst Viele, mit gleicher Theilnahme, zur Betrachtung der Werke zusammenfinden, welche aus der Schule irgend eines alten preiswürdigen Malers sind, so pflegt es auch den Freunden einer geistig bildenden Kunst zu geschehen, daß sie mit besonderer Vorliebe die Werke aus der Schule jenes ältesten und ewigen Meisters betrachten, darin die Züge seines Ebenbildes bemerkbar sind. Die Züge dieses Ebenbildes: Demuth, Glaube und Liebe werden auch in den Lebensbildern erkennbar seyn, welche ich in den vorstehenden Blättern mit schwacher Hand gezeichnet habe. Als Gedanken des Friedens in den Tagen einer allgemeinen Verbitterung, darin selbst die Kinder des Hauses sich feindselig entzweien, während eine unzählbare Rotte der Feinde dem Hause und denen, die darinnen wohnen, Tod und Verderben drohen.

München am 22. April 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.



Der Kinderarzt.

Was wir von diesen Vorbildern und Bildern zu erwarten haben, das mag ein Gleichniß andeuten, welches wir uns von einem Reisenden erzählen lassen.

„In einer Stadt unseres großen, westlichen Nachbarlandes, welche durch ihre öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten berühmt ist, besuchte ich eines der wohleingerichtetsten Hospitäler. Vor Allem zog mich hier die Betrachtung jener Abtheilung des Krankenhauses an, darinnen sich die Säle und Zimmer für die kranken und wiedergenesenden Kinder befanden. Ich wußte, daß für diese ein Arzt angestellt sei, dessen Geschicklichkeit und Glück in der Behandlung und Heilung der Kinderkrankheiten sehr gerühmt ward. Auch hörte ich noch sonst so viel Merkwürdiges und Anziehendes von dem Manne, daß mir seine persönliche Bekanntschaft sehr wünschenswerth schien."

„Ich ließ mich, denn ich hatte zu meinem Eintritte die Erlaubniß einer höheren Behörde, sogleich in die Krankenzimmer der Kinder einführen. Mit besonderer Theilnahme verweilte ich in einem Saale, der für die Pflege der Wiedergenesenden bestimmt war. Die Morgensonne

des schönen Frühlingstages strahlte lieblich zu den Fenstern herein; es war heute ein Festtag, man hatte zu den Betten der kleinen Kranken einigen anderen, gesunden Kindern aus der Stadt den Zutritt erlaubt, welche ihren Geschwistern Frühlingsblumen und kleine Kränze brachten und mit ihnen spielten. Ich sah mit Wohlgefallen dem Spiele einiger der Mägdlein zu, deren Wiedergenesung schon weit vorgeschritten schien, da bemerkte ich, daß auf einmal die Blicke aller Kinder nach der Thüre des Saales sich richteten, durch welche mit freundlichem Gruße und Segenswunsche ein Mann eintrat. Man brauchte nicht zu fragen, wer dieses sei? man konnte es in den freudigen Blicken der Kleinen lesen und in dem sanften, ehrerbietigen Ausrufe ihrer Stimmen hören, daß es ihr lieber Pfleger und Freund, der Vater Philipp sei."

„Pater Philipp, der Arzt, war nicht durch den Stand, den sein einfaches Ordensgewand ankündigte, sondern durch sein ganzes Wesen, geeignet, in jedem für solchen Eindruck empfänglichen Gemüthe ein Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens zu wecken: ein Greis, aus dessen Angesicht mitten unter den äußerlichen Zügen des Alters die Züge einer inneren geistigen Kindschaft hervorblickten, deren Kraft von den Jahren nicht geschwächt, noch gebeugt wird. Wenn er, von einem der kleinen Betten zum anderen gehend, mit den Kindern selber wie ein frommes, liebendes Kind sprach und ihrem Spiele mit den Blumen zusah, da war es, als ob mit dem tiefen, Ehrfurcht erweckenden Ernste seines Gesichtes die Engel der kindlichen Demuth, Sanftmuth und Liebe spielten."

„Ich war eine Zeit lang als stummer Zuschauer und Zuhörer in der Nähe des Doktors gewesen, er aber bemerkte mich und grüßte mich freundlich. Er erkannte in

mir den Fremden und redete mich deutsch an, denn er war von Geburt ein Elsaßer. Unter anderem äußerte ich ihm meine Verwunderung darüber, daß die Zahl der in Wiedergenesung begriffenen Kinder so groß, die der kranken so viel geringer sei; ich wollte hiermit, ohne es gerade auszusprechen, dem Glücke und Geschicke seiner ärztlichen Kunst ein Lob zuwenden. Er aber, als verstände er diese Absicht nicht, antwortete mir: Gott Lob, daß es so ist, wie Sie sagen, daß jetzt der wiedergenesenden Kinder viel mehrere als der gefährlich kranken sind. Vor wenig Wochen noch, vorzüglich im Februar, war dieses anders. Da waren hier unsere meisten Betten mit Kranken gefüllt und von diesen wurden sehr viele während der damals epidemischen Kinderkrankheit nicht hierher, in die Säle der Wiedergenesenden, sondern auf den Kirchhof getragen. Jetzt hat, durch Gottes Gnade, die Heftigkeit der Krankheit sehr nachgelassen, unsere lieben kleinen Patienten überstehen sie meist leicht und in kurzer Zeit. Wenn Sie aber dennoch darüber sich wundern, daß wir hier so viele Wiedergenesende verpflegen, so daß schon dieser Saal, in welchem bloß die Mädchen sind und der für die Knaben bestimmte fast eben so, eine Zahl enthält, welche den Fremden in Erstaunen setzen mag, dann muß ich Ihnen bekennen, daß dieses unsere Schuld, und (so setzte er lächelnd hinzu) Folge unseres Privatinteresses ist. Sehen Sie, hier diese Mädchen, so wie die Knaben im Nebensaale, sind fast sämmtlich Kinder ganz dürftiger Eltern: armer Seidenweber und Spinner. In dem Hause solcher verkümmerten Eltern gibt es für die krank gewesenen Kinder weder die zuträgliche leibliche, noch geistige Kost und Pflege. Wir haben die Mittel zu beiden, und so liegt es in unserem Interesse, die armen geistig, wie leiblich verkümmerten Kleinen, denn sie gehören ja uns als ihren

Mitbürgern ganz besonders an, zu beleben und zu kräftigen an Seele und Leib. Ich meines Theiles suche ihnen nicht bloß Pfleger und Arzt, sondern zugleich Schul- und Exerziermeister zu werden, ich suche meine kleinen Kranken zur geistigen, wie zur leiblichen Bewegung aufzuwecken und geschickt zu machen."

„Wie Sie, so sprach ich, in geistiger Hinsicht dieses thun, das habe ich mit herzlicher Theilnahme und Freude bemerkt, aber, erlauben Sie mir die Frage, wie betreiben Sie Ihr Exerziermeisteramt in leiblicher Weise?"

„Sie regen mich, so antwortete er, bei meiner schwachen Seite an. Denn wie die meisten Erfinder, spreche ich gern von meiner kleinen und dennoch in ihrem Erfolge oft gesegneten Erfindung. Sehen Sie hier, so fuhr er fort, in der Mappe, die hier auf dem Tische liegt, diese Bilder, mit deren Anschauen und ihrer Erläuterung ich unseren wiedergenesenden Kindern sehr oft ein besonderes Vergnügen mache. Da finden Sie zuerst die Bilder von allerhand rechtschaffen fleißigen Leuten, Künstlern, Handwerkern, Gärtnern, Landleuten und Soldaten, mitten in ihrer treuen Berufsarbeit, zum Nutzen und Dienste der Nebenmenschen wie des eigenen Hauses. Diese zeige ich unseren schon mehr erstarkten und bekräftigten Wiedergenesenden, namentlich solchen, die bald in ein Geschäft der Welt und bürgerlichen Gesellschaft treten können und ermuntere sie dabei zur Ordnung und zum Fleiße. Denn die meisten dieser armen Kinder haben von ihren frühesten Jahren an kein anderes Geschäft gesehen und betrieben als das Spinnen, Weben und Spitzenklöppeln. Doch bei diesen Bildern wollen wir uns nicht aufhalten. Hier aber sehen Sie andere, zu deren Erläuterung ich einige Worte voraussagen will. Unter den Kindern, welche aus einer

schweren Krankheit zur Wiedergenesung kommen, gibt es öfters solche, welche lange Zeit wie gelähmt an allen Gliedern da liegen. Es ist, als hätten sie alle Bewegung der Glieder ganz verlernt und vergessen; sie haben weder Lust, noch Geschick, noch Kraft, auch nur einen Löffel zu halten, noch weniger aber, auf ihren Füßen zu stehen und zu gehen. In diesen pflege ich die Lust und das Geschick der Lebenskräfte hier durch solche Bilder zu wecken, welche öfters, als Vorbilder, zur Nacheiferung reizen."

„Er zeigte mir jetzt Bilder von munteren, gesunden Knaben, welche, wetteifernd in ihren Schritten, einen steilen Hügel hinanstiegen, und daneben solche, welche mit lebhafter Bewegung der Arme, als ob sie flögen, von der Höhe hinabliefen. Anderwärts Knaben, die mit kräftigem Schwunge der Arme den Ball schlugen, oder über liegende Korngarben hinübersprangen. In dieser und in vielfältig anderer Weise sah man Knaben in ihren munteren Bewegungen abgebildet, während eine Anzahl der anderen, auf Pappendeckeln befestigten Bilder kleinere so wie größere Mädchen in fröhlichem Spiele und in fleißiger Geschäftigkeit der Glieder darstellten."

„Mit einem dieser Bilder in der Hand trat der Doctor an eines der kleinen Betten hin, darin ein etwa drei- oder vierjähriges Mädchen lag. Das Kind blickte den Vater Philipp freundlich lächelnd an und bewegte den Mund wie zum Sprechen, ohne einen hörbaren Laut. Denn seine Glieder schienen von der überstandenen Krankheit noch so todtenmüde und matt, daß die Händchen, die es dem Doktor zum Gruße entgegenstrecken wollte, sich nicht erheben, sondern nur leise zur Seite schieben konnten. Der Doktor sprach in seiner kindlichen Freundlichkeit einige Worte zu der Kleinen und zeigte ihr dann ein Bild, auf welchem

kleine Mädchen zu sehen waren, welche in einem Garten an einem Tanze in provençalischer Weise sich vergnügten. Eine Frau, unter dem Baume voll goldgelber Orangen sitzend, vielleicht die Muter vorstellend, klatschte bei dem Tanze in die Hände und schien zu singen, den zierlich und munter tanzenden Kindern aber konnte man in jeder Miene und Bewegung die Lust und Freude ansehen, von der sie ergriffen waren. — Die Kleine, als sie das Bild sah, lachte laut auf vor Vergnügen und bewegte die vorher gleichwie gelähmten Händchen und, wie man unter der leichten Decke es bemerkte, auch die Füßchen in tanzender Weise."

„Sehen Sie da, so sprach der Doktor, die anregende, ja ansteckende Gewalt meiner Vorbilder. Dieses Kind ist seit mehreren Tagen fieberfrei. Das Verlangen nach Speise und ein ruhiger Schlaf haben sich bei ihm wieder eingestellt, dabei aber, wie Sie wohl selbst bemerkten, konnte es diesen Morgen noch keines seiner von der Krankheit gelähmten Glieder bewegen, keinen lauten Ton von sich geben. Man mußte ihm, wenn es seine Suppe nehmen sollte, den Kopf erheben und den Löffel ihm in den Mund führen."

„Ich habe von einem hoch im Norden wohnenden Volke gelesen, daß es nicht nur von Krankheiten, welche die besuchenden Fremden mit sich bringen, sondern von jeder auffallenden Bewegung derselben so ergriffen wird, daß Viele unter ihnen dem Drange nicht widerstehen können, die besonderen, ihrem Auge neuen Geberden so wie Töne der fremden lauten Stimmen nachzuahmen. Meine kleinen Pfleglinge hier in diesem Saale müssen, auch wenn sie der Todesgefahr entgangen sind, dennoch zum Theil für die Bewegungen des Lebens geweckt, ihre Seele muß zur Herrschaft über den Leib und seine Glieder aufgemuntert werden und dieses suche ich nach Vermögen, selbst durch

diese meine armen, auf Papier gemalten Bilder und Vorbilder zu bewirken." —

Der Verfasser der hier vorliegenden kleinen Schrift hat sich in derselben eine ähnliche Aufgabe gestellt, als die des Vater Philipp war. Doch ist das Heilverfahren, das er vor Augen hatte, mehr auf das Innerste der Menschennatur als auf ihre äußeren Glieder gerichtet gewesen. Ein Vorbild vor Allem weckt und bekräftigt, wie eine Sonne in der für das Licht geschaffenen Menschenseele das gesunde Leben, der Glanz dieser Sonne der Geisterwelt spiegelt sich in solchen Vorbildern aus dem Menschenleben ab, wie die sind, welche wir in den nachstehenden Blättern geben.

I. Kapitän Hedley Vicars.

1. Das Nachtlicht am Wege.

Ein Ereigniß aus meiner frühesten Jugend ist mir noch in sehr lebendiger Erinnerung geblieben, welches zwar an sich selber nur von geringer Bedeutung ist, wohl aber zu einem Gleichnisse dienen kann, welches von höheren Dingen redet.

Ich stand noch in jenem Alter, in welchem der Knabe zum Jünglinge wird, da machte ich in Gesellschaft mit einem etwas älteren Studiengenossen während der Weihnachtsferien eine Fußreise. Der damalige Winter war im Ganzen mild, noch spät im Dezember gab es keinen Schnee noch Frost, sondern abwechselnd nur sonnige Tage und Regenwetter. Anders jedoch ließ sich das Wetter nach den Weihnachtstagen an. Da wurde es trübe und stürmisch und zugleich auch kälter als vorher.

Wir hatten auf der Rückreise zu unserem damaligen Aufenthaltsorte einen anderen, uns noch ganz neuen Weg gewählt, der uns als der bessere empfohlen war. Eines Tages hatten wir da mit einem so heftigen Sturme zu kämpfen, dergleichen ich nur selten sonst einen erlebt habe. Der Wind kam uns gerade in der Richtung entgegen, nach welcher unser Weg uns hinführte, und seine Stöße waren zuweilen so gewaltig, daß es eine Anstrengung aller Kräfte kostete, um ihnen entgegen zu steuern, oder selbst nur um

ihnen Stand zu halten. Nur selten gewährte der auf Augenblicke nachlassende Sturm den Wanderern einige Ruhe, oder man fand diese hinter einem dicken Baumstamme oder einer Mauer.

Es war Nacht geworden, und wir wußten nicht, wo und wie fern oder nahe sich ein Obdach finden werde, das uns Schutz gegen das Unwetter und ein Ausruhen gewähren könnte von den Mühseligkeiten des heutigen Tagmarsches. Endlich, es war schon spät in der Nacht, zeigte sich ein Licht. Es lag nahe an der Richtung unserer Straße; wir eilten, so gut unsere müden Füße es erlaubten, nach dem tröstlichen Scheine hin. Es war ein Nachtlicht, bei welchem eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes wachte. Wohin wären wie ohne dieses Licht gerathen? Unsere Kräfte hätten kaum zum Weitergehen in das Städtchen, das uns als gutes, bequemes Nachtlager empfohlen war, ausgereicht, und kaum hatte man uns in das Haus, aus dem uns das Licht schien, eingelassen, da hörten wir das Geplätscher eines niederströmenden Regens. Dieser hatte, wie wir am anderen Morgen sahen, den Bach, durch welchen die Landstraße führte, zu einem reißenden Flusse gemacht, und die hölzerne Brücke für die Fußgänger, welche seitwärts von der Straße lag, hätten wir bei Nacht schwerlich gefunden. Wie wohl that uns da, in unserer, für reiche und genußsüchtige Reisende freilich wenig geigneten Nachtherberge, die Sicherheit und Ruhe der Nacht. —

Das Nachtlicht am Wege, das einen der Ruhe bedürftigen Wanderer zu dem Obdache hinwies, darin er für eine Nacht Sicherheit fand und Schutz vor Sturm und Regen, wäre von dem leisesten Windhauche ausgelöscht worden. Ein anderes Licht am Wege eines Erdenpilgers, der nach Ruhe, nicht des Leibes, sondern der Seele suchte,

war das, von welchem wir jetzt reden wollen. Es war ein Licht, dessen heller Schein niemals wieder erlosch, sondern bei dem Pilger blieb, im ganzen Leben der Erdenzeit bis in die selige Ewigkeit.

Der, welchem es aufging, war kein armer Schüler in W., wie der, von dessen winterlicher Fußreise wir so eben erzählten, sondern ein junger ritterlicher Held, aus einem edlen, ursprünglich spanischen Geschlechte, das in England seine Heimath gefunden. Es war Hedley Vicars, der am 7. Dezember 1826 auf der Insel Mauritius geboren, schon als Jüngling in Corfu, in Jamaica und Canada in Englands Dienste die Waffen geführt, im Piräus bei Athen die Gefahren eines Krankentrösters im Choleraspitale bestanden hatte, als er am 24. März 1855 auf dem Schlachtfelde von Sebastopol seinen Heldentod fand *).

Einen tiefen Eindruck in Hedley's Gemüth hatte schon die Sterbestunde seines Vaters hinterlassen. Dieser legte seine Hand auf das Haupt des damals 12 jährigen Knaben, mit dem heißen Gebete, daß derselbe ein guter Streiter Jesu Christi werden und männlich unter Dessen Fahne fechten möge zur Verherrlichung Seines heiligen Namens. Nicht minder tief waren jene Eindrücke, welche das fortwährende Vorbild seiner frommen Mutter, ihr herzliches Gebet mit ihren und für ihre Kinder auf ihn machten. Denn die Liebe zu dieser Mutter war bei ihm, namentlich seit dem Tode des Vaters, zu einer Zärtlichkeit geworden, welche

*) Wir verweisen die deutschen Leser auf das treffliche Buch: Kapitän Hedley Vicars' Leben und Heldentod. Aus dem Englischen von Helene Gräfin Stolberg. Hamburg, Verlag des rauhen Hauses, 1856.

an dem mit so seltener Stärke nnd Festigkeit begabten Knaben und Jünglinge als etwas Außerordentliches erschien.

Hedley hatte schon in seinem 18. Jahre seine militärische Laufbahn begonnen. In Corfu, dahin er mit seinem Regimente zuerst versetzt wurde, gerieth sein Leben wie auf ein wildes Meer jener alltäglichen Versuchungen, von denen er öfters, nach dem Beispiele seiner Standesgenossen, hingerissen wurde. Mit gleichem Leichtsinne, als in dem reizend schönen Corfu, gab er sich auch in Jamaica, wohin sein Regiment nach einigen Jahren kam, zwar nicht den Lastern, wohl aber jenen, der Welt unanstößig erscheinenden Gewohnheitssünden hin, welche nur einem durch Gottes Gnade erleuchteten Gemüthe als das erscheinen, was sie sind: als wahrhafte Sünden vor Gottes Angesicht. Mit seinem Witze und seiner erfinderischen Gabe glänzte er Anderen voran in muthwilligen Gesprächen und sogenannt lustigen Streichen.

Aber so heiter er auch äußerlich, in Gesellschaft der Anderen, erschien, so wenig war er dieses in seinem Inneren, wenn er mit sich selber allein war. Die Eindrücke, welche er aus dem frommen Elternhause mit sich gebracht, waren nicht erloschen, sie traten als Zeugen einer besseren Vergangenheit gegen sein jetziges Leben des Leichtsinnes auf; die Unruhe, welche ihm diese inneren Stimmen erweckten, wurde immer peinlicher, sie verließ ihn nicht in seinen einsamen Stunden, ging ihm selbst in die lautesten Gesellschaften nach.

Da geschah es ihm zu Halifax in Neu-Schottland, wohin er mit seinem Regimente im Jahre 1851 gekommen war, daß er, eines Tages im Zimmer eines seiner Kameraden allein gelassen, auf die Rückkehr von diesem warten mußte. Ein Buch liegt auf dem Tische, das er lange nicht

mehr in seine Hand genommen: es war eine Bibel. Bei dem gedankenlosen Herumblättern in dieser fällt sein Blick auf den Anfang des ersten Kapitels im ersten Briefe Johannis. Sein Gefühl erwacht, sein Gedanke verweilt bei der Stelle des 7. Verses: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden.“ Da geht seinem Geiste und Gemüthe ein hell scheinendes Licht auf. Er spricht: „wenn dieses für mich auch Wahrheit ist, dann will ich mit Gottes Hülfe und Gnade von nun an leben, wie ein Mensch leben soll, der im Blute Jesu Christi rein gewaschen ist.“

Was war es aber nun, das diesem Vorsatze eine nie wieder ersterbende Ausdauer, ein Treuseyn bis zum Ende gab? Wer das Geheimniß einer ersten Liebe an seinem eigenen Herzen erfahren hat, der wird dieses wissen. Der Geliebte in seiner Herrlichkeit und in der ganzen Kraft Seiner Liebe trat zu dir hin, das Auge deines Geistes sah Ihn in seiner blutigen Gestalt, die Hand deines Glaubens erfaßte Seine, für dich durchbohrte Hand. Hat doch schon der erste Anblick einer leiblich schönen, holdseligen Gestalt in meinem fleischlichen Herzen eine Liebe entzündet, die mir zu Jakobs zwanzigjährigem Dienste um seine Rahel Freudigkeit und Kraft gegeben hätte. Was ist aber die Schönheit und Lieblichkeit, was sind alle innere und äußere Gaben einer Rahel gegen die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Gottes, gegen das Wesen Dessen, den die Schrift den Schönsten unter den Menschenkindern nennt. Der Spruch, welchen Hedley gelesen, war für ihn ein Licht in dunkler Nacht geworden, bei dessen Scheine sein Geist Den sah, der ihn von Ewigkeit her geliebt. Diese Liebe mit ihrer göttlichen Kraft weckte in dem Jünglinge eine Gegenliebe, welche ihn von nun an Alles für

den Geliebten zu thun und zu leiden bekräftiget, und welche dem unruhigen Herzen bis an's Ende den seligen Frieden der Ewigkeit erhielt.

2. Die stumme Grabrede.

Man weiß viele Beispiele, selbst von nachmals berühmt gewordenen Kanzelrednern, welche, bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten vor einer Gemeinde, gleich nach den ersten Worten ihrer Predigt verstummten, und von Furcht und Schrecken ergriffen schweigend die Kanzel verlassen mußten. Dem Magister Johann Mathesius, dem später so hochgesegneten und berühmten Bergprediger zu Joachimsthal, erging es so, als er in Wittenberg seine erste Predigt halten sollte. Zweimal schon hatte er auf der Kanzel den Mund öffnen wollen zu seinem Vortrage an die Gemeinde, beide Male hatte ihn eine plötzliche Scheu befallen und er war, ohne den Anfang seiner Rede finden zu können, wieder hinabgestiegen zur Sakristei. Da ermahnte ihn sein Lehrer und väterlicher Freund Dr. Luther, er solle doch in herzlichem Gebete zu Gott ein Vertrauen fassen und noch einmal hinauftreten vor die Gemeinde. Der Jüngling gehorcht und „hält eine herrliche, stattliche Predigt."

Nicht alle Anfänger im Predigtamte, denen es auf ähnliche Weise ergangen als dem Mathesius, hätten nach einem zweimaligen Mißlingen ihres ersten Besteigens der Kanzel den Muth gehabt, gleich darauf einen dritten Versuch zu wagen, und noch Wenigeren würde dieser in so stattlicher und herrlicher Weise gelungen seyn. Ein solcher Unfall hat Viele für immer muthlos gemacht und sie von dem geistlichen Lehramte hinweg, zu einem anderen

weltlichen Geschäfte getrieben. Auch kann man nicht sagen, daß in dem plötzlichen Verstummen eines Neulings im öffentlichen Lehramte, in seinen Mienen und Geberden eine erbauliche oder tief zu Herzen gehende Wirkung auf die Zuhörer liege. Denn das Mitleid, das die Verlegenheit des jungen Redners vielleicht bei einem Theile der Versammelten hervorruft, ist weder erbaulich, noch tief ergreifend.

Ein ganz anderer Fall aber war es bei der stummen Grabrede, welche ein zum ersten Male bei so ernster Gelegenheit sprechender Jüngling vor einer Versammlung hielt, welche ungleich glänzender und anspruchsvoller war, als die Gemeinde des Mathesius in seiner Wittenbergischen (Wochen-) Predigt gewesen seyn mag. Obgleich der Redner gleich nach seinen ersten Worten, von einem Gefühle des tiefsten Schmerzes und der feurigen Andacht überwältigt, nicht anders als durch Thränen und durch Töne einer gebrochenen Stimme sprechen konnte, war dennoch der Eindruck, welchen seine stammelnde Gemüthsbewegung auf alle Anwesende machte, eine ungleich tiefer zu Herzen gehende und erbaulichere, als ihn irgend ein hochberühmter Kanzelredner durch kunstreiche Worte hätte hervorrufen können. Und selbst der junge Redner am Grabe wurde durch das anscheinende Mißlingen seines öffentlichen Auftretens keineswegs muthlos, sondern nur desto mehr angefeuert zu einem treuen Festhalten an diesem ihm von Gott gegebenen Berufe.

Der verstummende Redner am Grabe eines Soldaten, welcher in der Blüthe seiner jugendlichen Kraft von der Cholera dahingerafft war, ist jener Hedley Vicars gewesen, dessen Berufung zum lebendigen Christenglauben wir im Vorhergehenden beschrieben. Wie er mit seinem

Regimente in den Piräus, den Hafen von Athen, versetzt wurde, das erwähnten wir dort auch mit wenigen Worten. Wir haben deshalb hier nur noch die Veranlassung und den Weg zu betrachten, auf dem der wackere junge Offizier zu jenem geistlichen Amte kam, in welchem er nicht nur ein Prediger bei den Gräbern, sondern in den Sälen der Kranken und Sterbenden, so wie in den Versammlungen der Gesunden wurde. Der Segen seines sterbenden Vaters sollte an ihm in Erfüllung gehen: Hedley sollte zwar niemals aufhören, mit all' seinen Kräften ein Soldat im Dienste seines Vaterlandes und seiner Königin zu seyn, denn dieses hat er im Kampfe der Waffen, unter allen Gefahren und Beschwerden des Krieges treulich erwiesen, aber er sollte dabei zugleich auch und vor Allem ein guter Streiter Jesu Christi werden, unter dessen Fahne männlich und siegreich kämpfen.

Dieser Kampf war zuerst ein innerlicher gewesen in dem Gebete der Nacht, welche er nach seinem geistigen Erwachen an den Trostworten von 1 Joh. 7 großentheils schlaflos zugebracht hatte. Es war das Gebet eines begnadigten Sünders, darinnen Sünde von der einen, Gnade von der anderen Seite unter Thränen des tiefsten Schmerzens wie der höchsten Freude sich begegnen. Denn das Licht, das in seinem geistigen Dunkel ihm aufging, ließ ihm sein eigenes Wesen und Leben: so arm, so jämmerlich und so bloß als es war, erkennen, zugleich aber auch die reiche Fülle Dessen, der als Erbarmer und Helfer zu ihm kam.

Gleich am anderen Morgen kaufte er sich eine Bibel, die von nun an sein liebster Schatz, die Lust seines Herzens wurde. Nicht nur dieses Buch auf seinem Tische und das eifrige Lesen in demselben, dabei ihn seine ihn

besuchenden Kameraden meist antrafen, sondern sein ernsteres Benehmen, sein öfteres Schweigen in den Gesprächen bei Tische und bei anderen gesellschaftlichen Anlässen hatten für alle seine früheren Bekannten etwas Auffallendes. Er, sonst der Lauteste und Lustigste von allen, nahm jetzt an ihren gewöhnlichen Scherzen keinen Theil, sondern bezeugte durch Mienen und einzelne Worte, daß seine Stimmung eine ungleich andere sei als jene seiner lustigen vormaligen Gesellen. Da ward er alsbald für die Mehrzahl von diesen ein Gegenstand ihrer Gespötte, ja ihres Widerwillens; er schien ihnen entweder zu einem Narren oder, was noch schlimmer war, zu einem Heuchler geworden zu sein. Er aber achtete dieses Mißfallens seiner früheren Genossen nicht, sondern sah nur auf das Wohlgefallen seines Gottes. Und was er bei dem Verlassen seines früheren Weges an Freunden nach dem Sinne der Welt verloren, das ward ihm nach dem Betreten seines neuen Weges reichlich durch die Liebe von anderen Freunden ersetzt, deren Gunst auf einem besseren, festeren Grunde beruhete als die Gunst der Welt. Seit seiner Sinnesänderung naheten sich ihm mehrere Offiziere von christgläubiger Gesinnung, die ihm früher fern gestanden waren, unter Anderen der in seiner Gottesfurcht treu bewährte Major Ingram und der Arzt des Regimentes Dr. Cay. Das der Zahl nach nur kleine Häuflein der gläubigen Offiziere und Soldaten hatte sich, wie an einen festen Mittelpunkt, an den damaligen hochbegabten Garnisonsprediger zu Halifax, an Dr. Twining angeschlossen, den sie alle wie einen geistlichen Vater ehrten und liebten. Dieses wurde er denn auch er alsbald für Hedley Vicars und blieb es demselben bis zu seinem Ende.

Die feurige Liebe zu Christo dem Herrn, die Treue

und die besondere Gabe im siegreichen Bekenntnisse dieser Liebe, welche in dem seltenen Jünglinge war, blieben dem Prediger Twining nicht verborgen; sie bildeten zwischen beiden ein so zärtliches Band der Liebe, wie zwischen Vater und Sohn. Namentlich hatte Hedley während der ersten sechs bis sieben Monate nach seiner Bekehrung mit so freudigem Muthe, mit so viel Gewandtheit und klarer Erkenntniß den täglichen Kampf mit den Spöttereien und dem Unglauben seiner anders gesinnten Tisch- wie Standesgenossen bestanden, daß mehrere von diesen für die Anerkennung der Wahrheit gewonnen wurden, andere aber verstummen mußten. Auch an den Soldaten seines Regimentes erwies sich sein Wort und Wandel in der Demuth und Liebe kräftig und siegreich gewinnend. Da ermahnte der väterliche Freund Twining den Jüngling zu einer weiteren Anwendung solcher ihm verliehenen Gaben, gewann an ihm einen kräftigen, munteren Gehülfen in dem Geschäfte der Erweckung der leiblich Gesunden wie der Kranken und Sterbenden. Und dieses Amt, das er in der Schule einer ewig treuen Liebe erlernt hatte, übte er nicht nur nach der Rückkehr seines Regimentes aus Amerika, zuerst in seinem Vaterlande, sondern in noch ungleich höherem Maaße während seines Verweilens an der griechischen Küste.

Sein Regiment lagerte seit den ersten Tagen des Juni 1854 mit 4000 Franzosen im Hafen des Piräus. Bei dem heißen Wetter und der ungesunden Luft war bereits unter den Franzosen die Cholera ausgebrochen und zwei Offiziere, so wie mehr denn hundert Soldaten an derselben gestorben. Nach wenigen Wochen verbreitete sich die Seuche auch unter den Engländern, und schon am 25. Juli hatte sie eine solche Heftigkeit erreicht, daß in

sieben Tagen sieben und zwanzig der kräftigsten und tüchtigsten Leute ihr erlagen. Am darauffolgenden Tage starben wieder fünf. „Morgens und Abends," so schreibt Hedley in seinem Briefe, „fährt täglich der Leichenwagen mit seiner uns betrübenden Last vom Hospitale nach dem Begräbnißplatze" *).

Da fühlte sich der glaubenskräftige Jüngling gedrungen, mit größerem Fleiße und Ernste als jemals sonst das selige Amt eines Verkündigers des Heiles in Christo, zum Troste für Lebende und Sterbende zu übernehmen. War es doch eine äußerliche Noth seiner Kampfgenossen, welche ihn dazu trieb. Weder für die protestantischen noch für die katholischen Soldaten der Engländer war ein Geistlicher da; keine Gelegenheit zur würdigen, geistlichen Feier des Sonntages oder der vertraulichen Besprechung mit einem Seelsorger, — ein Mangel, welchen Hedley schon vor Ausbruch der Cholera in seinen Briefen bitterlich beklagt hatte. Statt eines Geistlichen mußte ein kommandirender Offizier die Särge der Verstorbenen zum Grabe begleiten und dabei die gewöhnliche englische Liturgie verlesen, eine Amtspflicht, welche die Meisten gerne dem Kapitän Vicars überließen.

Dieser aber begnügte sich nicht mit der Aufgabe des Verlesens der Liturgie, sondern dort an den Särgen und Gräbern „redete er zu den Lebenden manches ernste Wort. Er ermahnte dieselben, so lange es für sie noch Zeit sei, dem Zorne Gottes zu entfliehen und die freie Gnade und Vergebung ihrer Sünden im Namen des Heilandes anzu-

*) In Allem verloren die Engländer von dem Ausbruche der Cholera im Juli an bis zu ihrem Ende im September 118 Mann; die Franzosen aber über 700.

nehmen, der das Leben und die Auferstehung ist für Alle, die an Ihn glauben."

Außer dieser Pflicht an den Gräbern der Todten trieb ihn aber auch die in ihm wohnende feurige Liebe, die meisten Tagesstunden und noch manche Stunde der Nacht in den überfüllten und verpesteten Hospitälern zuzubringen. „Die Hoffnung, den Blick der Sterbenden auf Jesum zu richten, war ihm theuerer als sein leibliches Leben." — — „Der ernste, liebevolle Ton seines eigenen Gefühles klang in Denen wider, die seine Errmahnungen hörten, und ihre Herzen wurden aufgethan für die Botschaft, die er ihnen so feurig zu verkündigen suchte."

Nicht weniger als das Wohl seiner Untergebenen lag ihm das seiner Standesgenossen, der Offiziere, am Herzen. Mehr als er selber dies wußte, hatte sein Umgang, sein Beispiel auf diese gewirkt. Bald genoß er die allgemeine Achtung, auch der vormals anders Gesinnten; seine Worte machten besonders in dieser Zeit einer beständigen Todesgefahr von einem unsichtbaren Feinde einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihr Gemüth; bei jeder Gelegenheit bewies man seinen Ansichten und Wünschen die größte Beachtung. Bald fanden sich auch mehrere Offiziere innerlich so nahe zu Hedley Vicars hingezogen, daß er ihnen ganz die Stelle eines Seelsorgers und Predigers vertrat. Sie versammelten sich des Abends um ihn zum gemeinsamem Gebete und Lesen der Bibel, ja sie begleiteten ihn, indem sie alle Scheu und Furcht vor der Ansteckung überwanden, bei seinen Besuchen am Bette der Kranken und Sterbenden, wie dies namentlich Major Colville that, der bald nachher in der Krim seinen Heldentod auf dem Schlachtfelde fand.

So hatte der jugendliche Verkündiger der Wahrheit

und des Heiles, das in Christo ist, obgleich er bei seinem ersten Auftreten als geistlicher Redner so stumm wie das Grab geblieben war, an dessen Rande er stand, in Kurzem eine solche Freudigkeit und Gewalt der göttlichen Rede gewonnen, daß er als Prediger und Seelsorger eben so seinen Mann stand, als nachmals im Kriege bei Sebastopol mit den Waffen in der Hand. Wie er noch in seiner Todesstunde als Held an der Spitze der kleinen Schaar seiner bewaffneten Leute einen Sieg erfocht über die Gefahren des leiblichen Todes, welche eine überlegene Macht der Feinde dem Heere seines Volkes drohte, und hierdurch ein Retter Vieler wurde, so ist er dieses im Kampfe des Glaubens, in den Tagen der Gefahren nicht nur des leiblichen, sondern des geistigen Todes für eine Gemeinde gewesen, vor welcher er als Probeprediger seine stumme Grabrede gehalten hatte. Seinen Freunden, wie die Schrift sagt, gibt der Herr das, was Andere mit Sorgen und Mühe suchen, im Schlafe; Sein Geist bezeugt sich in Kraft der unaussprechlichen Worte an Denen, welche in tiefer Bewegung vor Seinem Angesichte verstummen. Hedley wußte und erkannte es, wie Gott mit ihm gewesen sei und ihn gesegnet hatte in der Führung des geistlichen Amtes, das er aus Noth, bei dem Mangel eines zu solchem Dienste bestellten und verordneten Predigers und Seelsorgers, im Vertrauen und in der Liebe zu seinem Herrn übernommen hatte. Eben so freudig jedoch als er den Kampf mit den Todesgefahren im Lazarethe des Piräus bestanden hatte, ging er auch denen seines äußeren Berufes mit den Waffen in der Hand entgegen. Mitten in diesem äußeren Berufe, für die Ehre und das Reich seiner vaterländischen Regierung zu kämpfen lag ihm aber der innere ohne Aufhören dringend an, Siege zu gewin-

nen für das Reich und zur Ehre seines Gottes. Er spricht dieses in einem Briefe an seine Schwester aus, welchen er am Ende seines Verweilens im Piräus, vor seinem Abgange in's Lager bei Sebastopol schrieb. Wir entnehmen demselben die nachstehende Stelle:

„— — — Neues kann ich dir nicht melden, liebe Schwester! denn von dem großen Siege, den die Alliirten über die Russen erfochten, wirst du schon gehört haben. Ich möchte die Zeit, da die Cholera hier wüthete, nicht hingeben, oder einen Tag abwesend gewesen seyn, während mein Regiment unter ihrer Verheerung litt, aber doch muß ich bekennen, wäre es mein Wunsch gewesen, jetzt auf dem gefahrvollsten, für einen Soldaten am meisten geeigneten Posten zu sein. Ich glaube nicht, daß der Hauptgrund dieses meines Wunsches das Verlangen nach militärischer Auszeichnung ist, obwohl ich willig und bereit bin, meine Pflicht als Soldat zu thun: ich hoffe, meine Beweggründe haben mehr Aehnlichkeit mit Christi Sinn. Das Blutvergießen auf einem Schlachtfelde hat keinen Reiz für mich, wohl aber das der Missionsarbeit sich darbietende reiche Feld, wenn der Donner der Geschütze schweigt und der leibliche Kampf vorüber ist. Da gibt es Verwundete, deren Seelen zu retten sind, Sterbende, die man auf Jesum hinweisen kann, abgesehen von dem Troste, den es einem armen Krieger gewährt, auch nur Einen Freund in der Noth zu haben."

Nun, dieser Drang nach treuer Erfüllung seines zweifachen Berufes wurde ihm erfüllt.

3. Der immerwährende Frieden.

Ich erinnere mich noch gar wohl aus meinen Jünglingsjahren des Traumes von einem beständigen, ja, wie Einige sagten, „ewigen" Friedens, den sich die damaligen Weisen der sogenannt gebildeten Welt ausgedacht hatten. Dieser Frieden, welcher alle Völker der Erde beglücken sollte, war freilich sehr verschieden von jenem Frieden auf Erden, den die Engel in der heiligen Nacht besangen, darin Christus der Herr als Mensch geboren wurde. Denn der Frieden, den die himmlischen Heerschaaren verkündeten, beruhte, zur Ehre Gottes in der Höhe, auf Seinem Wohlgefallen an den Menschen und der Menschen an Ihm: der Friede war durch einen neuen Bund Gottes mit den Menschen in Seinem Sohne Jesu dem Gesalbten geschlossen. Von anderer Art war aber der immerwährende Frieden, an dessen Traumbild sich die Philosophen ergötzten. Denn dieser, nicht zur Ehre Gottes, sondern zur Ehre der Menschenweisheit, sollte aus dem allmählig in unserem Geschlechte erwachenden Wohlgefallen an Vernunft und besserer Gesittung hervorgehen; Blutvergießen und Kriege zwischen den Völkern sollten, wenn dieselben recht zur Vernunft kämen, eben so ein Ende nehmen, wie bei kleinen, ungezogenen Kindern, wenn sie zu besserer Einsicht und Verstand kommen. Daß aber von der höheren Bildung der Vernunft kein Beendigen des Blutvergießens und der Kriege zu erwarten sey, bezeugt uns die Geschichte gerade jener Völker und Zeitalter am meisten, welche wegen ihrer feinen Gesittung und hohen Bildung der Vernunft die gepriesensten waren und sind.

Wir halten uns deshalb lieber an jenen Frieden, welcher uns nach dem Gesange der Engel als Weihnachts-

gabe bescheert worden ist. Denn mitten in dem Leide und Geschreie des Krieges, mitten unter allem Jammer und Elende des Erdenlebens bleibt der Bund eines ewigen Friedens zwischen dem Menschen und seinem Gott in Christo bestehen, so lange aus Abend und Morgen die Tage der Erde werden. Das Beispiel eines Mannes soll uns das bezeugen, welcher mitten im blutigen Kriege, unter dem Donner der Kanonen und Klirren der Waffen, unter allen Mühen, Gefahren und Elend in der Ruhe eines ungestörten Friedens geblieben ist bis an sein Ende.

Der Mann, von welchem wir reden wollen, war derselbe, dessen geistiges Erwecken bei einem Lichte, das im nächtlichen Dunkel ihm aufging, wir beschrieben haben und den wir als den verstummenden Redner an einem Grabe kennen lernten: Hedley Vicars. Wir begleiten ihn jetzt auf das letzte Feld seiner Thaten, auf welchem er sein Grab fand: nach der Krim, in das Lager der verbündeten Heere vor Sebastopol.

Gleich am ersten Tage, an welchen das 97. Regiment, bei welchem Hedley diente, aus Griechenland kommend den Küsten der Krim sich nahete, that sich vor den Augen der neuen Kampfgenossen eine Aussicht auf, die in ihrer Art voll Schrecken des Todes war. Die kleine Bay, darin man am 20. November 1854 landete, zeigte sich von den Trümmern der Schiffe übersäet, welche bei einem Sturme, der vor etlichen Tagen hier wüthete, gescheitert waren. Leichname der dabei verunglückten Seeleute schwammen auf dem Wasser, oder ruheten, von den Wogen dahin getrieben, am Saume des Ufers. Gegen 100 kleinere oder größere Fahrzeuge, meist in beschädigtem Zustande, lagen in der Bucht vor Anker. Der Regen goß in Strömen herab, als man am Abende den Lagerplatz bezog, dessen

Boden eben so durchnäßt war als die Kleidungen der Soldaten.

Hedley Vicars' erste Sorge, ehe er an sich selber dachte, war jetzt die für seine Leute, welche sich an den Lagerfeuern wärmten, die man mit den häufig herumliegenden Schiffstrümmern entzündet hatte und an den mitgebrachten Speisevorräthen sich erquickten. Er selber sättigte sich mit etwas Brod und Käse, fröhlich und vergnügt in seinem Gott, dessen Wohlgefallen, Liebe und Frieden er tief in seiner Brust fühlte. Denn es war auch äußerlich in seinem ganzen Wesen mit dem Eintritte in das Waffenwerk und die Todesgefahren des Krieges ein so heiterer Frohsinn erwacht, daß ihm ein jüngerer Freund, Douglas Macgregor, in der Schilderung, die er von ihm gibt, „den tapfersten, fröhlichsten, den von Allen am meisten geliebten Offizier und seinen immer heiteren Genossen" nennt*).

Innerer Friede und Freude an dem äußeren Berufe

---

*) In einem Briefe, den er an seine eigene Mutter nach Hedley's Tode schreibt. Der Regimentsadjutant Douglas Macgregor war ein erst aufblühender Jüngling, als er in nähere Bekanntschaft mit Hedley Vicars kam. Dieser ward ihm, wie er in seinem Briefe sagt, „der treueste Freund, der weiseste, freundlichste Rathgeber bei jeder Gelegenheit." Douglas erwies sich auch in seinem ganzen Wesen und Wirken als ein geistiger Sohn, als ein treues Ebenbild seines väterlichen Freundes, den er nur kurze Zeit überlebte, denn 6 Monate nach Vicars' Tode fand auch er sein Ende bei einen Gefechte im Redan von Sebastopol. So endete in kurzer Aufeinanderfolge eine ganze Reihe der treuesten Gesinnungsgenossen Hedley's in den damaligen blutigen Kämpfen der Krim.

darein uns Gott gestellt hat, gesellen sich ja gerne zusammen, sie thaten dieses auch bei unserem jungen, christlichen Kriegsmanne. Diese seine bleibende Stimmung spricht sich schon in dem ersten Briefe aus, den er gleich nach seiner Ankunft in der Krim an seine Schwester schreibt. „Um 10 Uhr des Abends nach unserer Landung", so erzählt er, „las ich bei dem Lichte meines ersten Bivouakfeuers mit Kapitän Ingram den 23., 90. und 91. Psalm. — — Einer meiner Kameraden kam zu uns, um sich zu wärmen und bat mich, fortzufahren (obwohl ich gar nicht geneigt war, aufzuhören). Gott gebe, daß er bald eine Zuflucht unter dem Schatten des Allmächtigen, ja im Herzen des Herrn Jesu finden möge und sagen könne „„der Herr ist mein Hirte, was können wir Menschen thun?"" — In Jesu meinem theueren Erlöser legte ich mich nieder. Mein Bett bestand aus trockenen Blättern und einem Steine zum Kopfkissen, und wäre es nicht so bitter kalt gewesen, ich hätte geschlafen, wie ein Dachs."

So war und blieb der Grundton der Seelenstimmung bei unserem Hedley Vicars die Liebe zu dem Herrn und zu den Brüdern. In den Thaten dieser Liebe fand er seine Lust und jenes „Wohlgefallen", auf dem der innere beständige Frieden ruht. Dabei vergaß er sich selbst, denn jene Liebe war weniger auf das eigene Selbst gerichtet, als auf die Linderung fremder Noth. Während des harten Winters, der von 1854 auf 55 in der Krim herrschte, bestand das einzige Lager, das er sich gestattete, aus Steinen und trockenem Laube; traf ja der gleiche Mangel an einer Vorsorge gegen die Kälte der Nacht auch seine Soldaten. Endlich kamen auch für ihn wärmende Unterbetten und Decken aus England an. Von all' diesen Gaben behielt er nichts für sich als einen Pelz, den er

aus Pflicht gegen die theuere Hand, aus welcher er ihm kam, behalten mußte, das andere Alles vertheilte er unter seine der nächtlichen Kälte schutzlos ausgesetzten Soldaten.

Gegen Ende des Novembers 1854 hatte er das Kommando eines wichtigen Außenpostens, welcher durch einen Hohlweg, der nach Sebastopol führte, nicht selten den nächtlichen Angriffen des Feindes ausgesetzt war. Am Tage war die Obhut des Postens einem Subaltern-Offizier anvertraut, der mit 50 Mann vom 97. Regimente zwischen den mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachsenen Hügeln seine Stellung nahm; bei Nacht mußte diesen Dienst er selber, der Kapitän, versehen, der mit anderen 50 Mann heranrückte, während die erste Abtheilung, die am Tage auf der Wacht gestanden war, in eine Höhle am Wege sich zurückzog, deren Eingang durch eine Schanze gedeckt war. Fast drei Wochen lang mußte die Mannschaft, welche die Nachthut traf, mit ihrem Kapitän unter freiem Himmel stehen, dann erst wurden zum Schutze gegen den Regen und den frostig kalten Wind zwei Zelte aufgeschlagen: das eine, größere für die Soldaten, das andere, kleinere für den Kapitän. Hedley jedoch hielt sich nicht an diese Theilung, sondern überließ auch das für ihn bestimmte, besser verwahrte Zelt seinen Leuten, während er selber fortfuhr, unter freiem Himmel zu liegen, weil er sich für abgehärteter hielt als die meisten seiner Soldaten.

Dabei blieb der in seiner Liebe zu dem Herrn und den Brüdern glückliche, jugendliche Held immer frohen Muthes und in einem inneren Frieden, der selbst seinem leiblichen Wesen eine fortwährende Ruhe gab, welche Anderen fast unbegreiflich war. Zwar haben Englands Söhne auch auf den Schlachtfeldern in der Krim ihren eisernen Muth bewährt. Diesen bezeugten sie bei dem Erstürmen

der Höhen an der Alma, in den siegreichen, furchtbaren Gefechten von Inkerman und bei Balaklava. Dennoch hat man Männer, die dem Tode in all' solchen Gefahren mit unerschütterlichem Muthe entgegen gingen, weinen sehen, wenn sie nach Tagen voll Arbeit und Hunger, Nacht für Nacht ihren Dienst in den eisigen Laufgräben oder von Regen durchnäßt und im Kothe stehend versehen mußten.

Hedley Vicars' Herz, das für fremde Leiden so weich und empfindlich war, blieb von allen eigenen Beschwerden und Mühen solcher Art unbewegt und ungerührt. Ein Brief an die Seinigen vom 16. Dezember bezeugt dies, den er eine halbe Stunde nach seiner Rückkehr aus den Laufgräben schrieb, in welchen er von vier Uhr des Morgens bis Mitternacht unter einer Fluth des Regens hatte stehen müssen. Zwei Bergströme waren vorher zu durchwaten gewesen, dann der Koth des lehmigen Bodens, der an manchen Stellen knietief und eisig kalt war. Man kam an einem armen Verwundeten vorüber, dem man keine Linderung zu bringen vermochte, denn das Musketenfeuer der Feinde kam den Kriegern schon entgegen; eine matte Kugel, welche Hedley traf, ohne ihm eine Wunde zu schlagen, stimmte sein Gemüth zu einem freudigen Lobliede an.

Mit immer frischem Muthe kämpfend behauptete er seinen Platz neben der Fahne seines Regimentes, zog seinen Leuten mitten in die Tiefe der nächtlichen Beschwerden voran, oder er schlief, wenn ihm Zeit dazu gelassen war, in seinen durchnäßten Kleidern auf dem naßkalten Boden innerhalb wie außerhalb seines Zeltes so ungestört von dem beständigen Donner der Kanonen, als ob er daheim in seinem Bette läge.

So war Hedley Vicars in seinem äußeren Stande und Leben als Soldat, in Regimentsuniform und Waffen.

Wie aber Uniform und Waffen nur das werden, was sie dem Feinde gegenüber seyn sollen, durch den lebenskräftigen Leib, der sie trägt, ja der Leib selber nur lebt durch die ihm inwohnende Seele, so war es auch ein inneres Leben des Geistes, das dem äußeren Wesen und Leben Hedley's seine hier beschriebene Gestalt gab. Den Grund und Ursprung dieses inneren Lebens, so wie die Thaten desselben haben wir in dem vorherstehenden Kapitel des Ueberblickes über seine Entwickelungsgeschichte beschrieben, wir haben jetzt nur noch einige Zuge anzufügen, welche den kurz zusammengedrängten Umriß des Bildes vollenden.

Auch nach Sebastopol hatte er einen Kreis seiner ihm gleichgesinnten Freunde und seiner ihm treu ergebenen Soldaten mit sich genommen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Krim schreibt er von sich und seinen Freunden: „Wir haben, so oft es angeht, Versammlungen in meinem Zelte, um die heilige Schrift zu lesen; das sind köstliche Stunden!" — — In einem anderen Briefe spricht er seine herzinnige, dankbare Freude darüber aus, daß er endlich, nach langer, schmerzlicher Entbehrung, mit noch 20 Offizieren, das heilige Abendmahl habe feiern dürfen. Aber schon um dieselbe Zeit begann für ihn jene schon im Piräus erlernte und treugeübte Pflicht der Seelsorge von Neuem, welche die Tröstungen der Ewigkeit zu dem Schmerzenslager der Kranken und Sterbenden bringt und daselbst zugleich auch für sich selber empfängt. So müde und matt er auch leiblich, nach den auf der Wache oder in den Laufgräben zugebrachten Nächten und Tagesstunden war, gab der Geist ihm dennoch immer noch die Kraft zum Besuche seiner kranken und sterbenden Soldaten. Denn auch nach der Krim war leider die Cholera dem englischen

Heere aus dem Piräus gefolgt und sie hatte sich hier noch ungleich schreckhafter als dort, zu dem schon vorhandenen äußeren Elende und Mangel gesellt. „Heute Nachmittag“, so schreibt er am 15. Dezember, „als ich mit unseren armen Burschen im Cholerahospitale redete, die so kalt und jammervoll auf der bloßen Erde lagen, da schienen Sonnenstrahlen das Leichenzelt zu erhellen, wenn ich den armen Leuten den gekreuzigten Heiland vor die Augen führte; denn Thränen glänzten in vielen Augen und ein Lächeln voll Hoffnung und Freude schwebte auf manchen Lippen. Es ist mir in der That eine besondere Freude, mit meinen kranken Kameraden und Mitsündern von Jesu zu sprechen. Es ist oft herzzerreißend, Schmerzen mit anzusehen, die wir nicht lindern können, aber es liegt auch ein süßer Trost darinnen, wenn man den Leidenden die frohe Botschaft des Friedens im Blute Jesu Christi bringen darf, und so manchen sanft entschlafen siehet mit dem Leben bringenden Namen Jesu auf den Lippen.“

In dieser Weise nahm sein inneres Leben, mitten in den Mühen des äußeren, seinen zum Ziele der Heiligung führenden Lauf bis zu seinem Ende im März 1855. Wenige Tage vorher war ihm noch der Bußtag, den die englische Kirche allen ihren Mitgliedern in und außer dem Lande zu ihrem Segen angeordnet hatte, ein ganz besonderer, gottgeheiligter Freudentag gewesen. Er mußte, in Abwesenheit des Geistlichen, bei dem Gottesdienste im Zelte die Stelle desselben vertreten. Er hatte selbst die Psalmen und Schriftstellen für die gemeinsame Erbauung ausgewählt. In seiner Stimme, seinen Mienen, seinen Worten lag eine Weihe, welche nur der Geist aus Gott dem Wesen des Menschen geben kann; alle bei jener Andachtsstunde Anwesenden bezeugten nachmals, daß der Eindruck, den

Hedley's priesterliche Ansprache auf sie machte, ein unvergeßlich tiefer gewesen sey.

In dem Bruchstücke eines unvollendeten Briefes an die Jugendgeliebte seines Herzens, das man nach seinem Tode fand, stehen die Worte: „Der Herr hat mich bisher aus allen (leiblichen) Gefahren errettet, und nicht allein das, sondern er hat auch meine Seele in vollkommenem Frieden erhalten und mich erfreut durch das Licht vor seinem Angesichte. In Jesu finde ich Alles, was ich von Freuden und Seligkeit bedarf, und mir scheint es, als ob er von Tag zu Tage meinen Augen immer lieblicher, meiner Seele immer kostbarer erscheine."

Am Nachmittage vor der Nacht seines Todes war er noch zusammen mit seinem alten Freunde, dem Dr. Cay (m. v. S. 18). Diesem war es, als hätte der Geist seines jüngeren Freundes Flügel empfangen und rede mit ihm schon eine Sprache der seligen oberen Heimath. Hedley selbst schrieb noch an diesem letzten Abende seines Lebens: „Ich und Dr. Cay gingen noch spät am Tage mit einander spazieren und unsere Gedanken waren bei Jesu."

So war dieser Name, der über alle Namen ist, auch das letzte Wort, welches er schrieb.

In der Nacht vom 22. März hatte sich ein heftiger Sturm erhoben. Auf dem äußersten Posten der brittischen Streitkräfte stand eine Abtheilung des 97. Regimentes, welche Hedley Vicars kommandirte. Eine 15,000 Mann starkes, russisches Corps war im Dunkel der Nacht, bei dem Donner der Kanonen aus Sebastopol unbemerkt in die französischen Vorposten eingedrungen und hatte diese auf ihre Reserven zurückgeworfen. Schon zogen die Feinde durch den Hohlweg hinauf, um die Engländer im Rücken und in der Flanke zugleich anzugreifen. Hedley bemerkte

das Anrücken einer Schaar der Bewaffneten und erkannte zuerst, daß es Russen seien. Sein Geist war wach gewesen zu Dem, auf dessen Verheißung: „Siehe, ich komme bald" das sehnende Herz so oft geantwortet hatte: „Ja, komm, Herr Jesu." Mit einer Ruhe, wie sie ihn in Gefahren niemals verließ, befahl er seinen Leuten, sich niederzulegen, bis die Russen zu einer Nähe von 20 Schritten herangekommen wären. Die Abtheilung der Feinde, welche den Hohlweg einnahmen, mag gegen 2000 Mann stark gewesen seyn, die Zahl von Hedley's Leuten war 200. In solchem Kampfe entscheidet aber nicht die Zahl der Arme und Bajonette, sondern der Geist. War es doch eine Bajonetwunde in seiner Brust, welche ihn so entflammte, daß er mit dem lauten Rufe: „Leute vom 97., folgt mir" über die von ihm so tapfer vertheidigte Brustwehr hinübersprang. Sein Arm that in dieser entscheidenden Noth Wunder der Tapferkeit; die Seinen eiferten ihm nach und bald waren die Feinde mit großem Verluste aus dem Hohlwege wieder hinabgeworfen; die Franzosen zur Hülfe erwacht und eine große Gefahr von dem in sicherem Schlummer liegenden Centrum des englischen Heeres abgewendet. Der junge Held hatte einen herrlichen Sieg erfochten, dessen herrlicher Lohn die Todeswunde war, die er noch aus der ihm ganz genahten Mündung einer feindlichen Muskete empfing.

Die Seinen, so eben noch in aufjauchzender Freude über ihren Sieg, nun in stummem Schmerze trugen ihn auf ihren Armen, dann auf einer Tragbahre aus dem Gehäufe der Leichname und Verwundeten hinaus. Ein Freund seiner Jugend, Offizier bei einem anderen Regimente, den er seit Jahren nie wieder gesehen, erquickte den Sterbenden noch mit einem Trunke Wasser. Dieser bat hierauf die Seinen, ihm das Gesicht zu bedecken. Als man bei

der Ankunft am Zelte die Decke hinwegnahm, da war sein Auge im Tode entschlafen, alle Mienen aber des erbleichten Angesichtes schienen zu zeugen von jenem ewigen Frieden, in dessen Vorhof Hedley Vicars schon während des Erdenlebens gewandelt hatte, und in dessen Heiligthum er nun zum seligen Vollgenusse eingegangen war.

II. Sir Henry Havelock, der Kriegsheld.

1. Ein Mäßigkeitsverein.

Was die Mäßigkeitsvereine sind, und wie viel Löbliches sie gewirkt haben, in den Ländern, darin das Laster der Trunkenkeit herrschend war, das wird den Lesern dieser kleinen Schrift wohl bekannt seyn. Neben dem vernünftigen Geiste zieht in den Menschen durch den unmäßigen Genuß den Branntweines und anderer berauschender Getränke ein Geist der thierischen Unvernunft ein, welcher das vorhin menschlich-besonnene Gemüth mit der Mordlust eines Tigers, mit der Grobheit eines Bären oder dem Zorne eines Ochsen erfüllt, der durch den Anblick eines rothen Gewandes gereizt wird. Zu solchen Unthaten der thierischen Wildheit gesellen sich auch die eckelhaften des lüsternen Affen, des stinkenden Bockes und des unflätigen Schweines, und der Treiber dieser ganzen scheußlichen Heerde ist der Fürst der Finsterniß selber. Dabei wird zugleich die leibliche Gesundheit und Lebenskraft des Trunkenboldes untergraben; sein Geschlecht wird ein Geschlecht der Schwächlinge und Sterblinge. Und nicht allein der unmäßige oder der zur täglichen Gewohnheit gewordene Genuß der berauschenden Getränke und betäubenden Gifte, sondern auch die Ueberfüllung mit Speisen, kann die Vernunft des Menschen bis zum Blödsinne oder bis zur Schlaf-

sucht einer vollgefressenen Riesenschlange herabstimmen. Darum pflegte die Beata Sturmin, welche unter dem Namen der Würtembergischen Tabea wohlbekannt ist, wenn man sich über ihre allzu streng erscheinende Vorsicht beim Essen verwunderte, an die Folgen von Eva's lüsternem Apfelbisse zu erinnern und mit großem Ernste des Spruches: „seid nüchtern und wachet" zu gedenken.

Die Beachtung dieses Spruches ist für den Krieger im Kampfe mit den sichtbaren, Verderben drohenden Feinden eben so dringend nothwendig, als für den Christen in seinem beständigen Kampfe mit den unsichtbaren, inneren wie äußeren, Feinden. Aber die Versuchungen zur Uebertretung jenes Gebotes sind für den Soldaten im Felde noch besonders schwer, so lange nicht mit der Furcht vor dem Feinde und mit der Gewöhnung an die Mannszucht eine Kraft der Liebe zu Dem, welcher das Gebot gab, ihn beseelt. Denn die Ermattung nach Tagen und Nächten der gewaltthätigen Anstrengungen, im Kampfe der Schlachten oder in den Eilmärschen bei Hitze und Frost, regt bei dem Soldaten im Felde das Verlangen nach leiblicher Wiederbekräftigung so mächtig auf, daß die Versuchung zur Unmäßigkeit ihm sehr nahe liegt. Dennoch hat ein Kriegsheld, ein Mann, der bei dem Ertragen aller Mühen und Beschwerden des Waffendienstes seinen Mitkämpfern als Muster voranging, in den Tagen des furchtbar blutigsten, schreckenvollsten Krieges selber einen Mäßigkeitsverein begründet, der in seiner Art und Wirkung eine hohe Anerkennung verdient.

Die Kriege, welche Englands Flotten und Heere während der letztvergangenen Jahre in mehr denn einem Welttheile und Meere führten, haben die geistige wie leibliche Macht dieses Volkes in einem ehrenden Lichte gezeigt.

Es sind Kräfte erwacht und Thaten geschehen, auf welche noch eine spätere Nachwelt mit Bewunderung blicken wird. Ein Name vor andern ist mit leuchtender Schrift nicht nur in die Bücher der Geschichte der Völker, sondern in ein Buch der höheren Art geschrieben, das nicht den Zeiten der Erde, sondern der Ewigkeit einer oberen, seligen Welt angehört. Dieser Name, wie er auf Erden hieß, war der des Sir Henry Havelock*). Welcher Bewohner der gebildeteren Länder, in West und Ost, der nicht ein gänzlicher Fremdling in der Kunde seiner Zeitereignisse geblieben, sollte nicht von den Thaten dieses Mannes gehört haben, der gleich bewundernswürdig war in Heldenthaten des Krieges, wie in denen des Christenglaubens! Henry Havelock hat, namentlich in dem Kriege gegen die Afghanen und gegen das ganze in Aufstand begriffene Indische Reich, nicht mit den geistigen wie leiblichen Kräften eines einzelnen Kriegsmannes oder Feldherrn, sondern wie ein ganzes Heer von Kriegern und eine Schaar von Feldherren gewirkt, denn was er leistete, das war nicht das Werk einer vereinzelten Menschennatur, sondern ein Werk von Gott gethan, der in einem von Ihm erwählten Werkzeuge das Feuer einer göttlichen Begeisterung weckte, welches Tausende ergriff und zu Thaten bekräftigte, zu denen Fleisch und Blut für sich allein nicht fähig sind.

Ereignisse, welche diese hinreißende und weit über Fleisch und Blut erhebende Gewalt bezeugen, die Havelock durch sein vorangehendes Beispiel wie durch sein Wort über die Schaar seiner Krieger sich erworben, sind

*) Ich verweise hier meine deutschen Leser auf die wohlgelungene, dankenswerthe Schrift: Henry Havelock, als Kriegsheld und als Christ, von J. L. Mürdter, Stuttgart 1859.

in großer Zahl bekannt; wir heben jedoch hier, vorerst, nur eines derselben hervor.

Während des Birmanischen Feldzuges im Jahre 1854 war das englische Heer eines Abends sehr ermüdet an eine zum Nachtlager bequeme Stelle gekommen, und in der festen Voraussetzung, daß kein Feind in der Nähe sey, ergaben sich die meisten Soldaten der sorglosen Ruhe und dem Genusse der geistigen Getränke. Da schreckt sie Alle die Nachricht auf, daß der Feind durch einen Paß, aus welchem man das nicht erwartet hatte, zu einem plötzlichen Ueberfalle der Gelagerten heranrücke. Der Oberkommandant: Sir Archibald Campbel sendet sogleich einem am weitesten vorgerückten Regimente den Befehl zu, die zum Lager führende Straße zu besetzen. Als Antwort meldet man ihm: dieses sey unmöglich, denn die meisten Soldaten jenes Regimentes seyen betrunken. Die Gefahr wird mit jeder Minute drohender. Da ruft der Oberkommandant: „Nun, so laßt Havelock's Heilige vorrücken, diese sind immer gerüstet und nüchtern." Der Befehl wird überbracht, alsbald erhebt sich Havelock mit seinen ihm gleichgesinnten Leuten, er steht gerüstet auf dem bedrohten Punkte und schlägt die anrückenden Feinde zurück. Das war in leiblich sichtbarer Weise ein Bild der treuen Erfüllung des Gebotes: „Seid nüchtern und wachet." — —

2. Der Gedanke an das Ende.

Das Danklied der Geretteten aus tiefer Noth und aus den Gefahren des Todes (der 107. Psalm) beschreibt in einigen lebendigen Zügen die Schrecken und die Angst der Schiffenden auf dem Meere, wenn ein heftiger Sturm die Wogen jetzt zu Bergen erhebt, dann wieder zur Tiefe hinabstürzt. Wenn dann die Leute im Schiffe vom Sturme

geschleudert „gegen den Himmel und in den Abgrund fahren, daß ihre Seele vor Angst verzagt, daß sie taumeln und wanken wie ein Trunkener" da ist es mit Menschenrath und Menschenhülfe zu Ende. Wie ein Gewappneter, das Schwert zum Todesstreiche in seiner Hand, steht der Gedanke an das Ende vor ihrer Seele da. Aber noch findet sich für sie eine Rettung: „sie schrieen zu dem Herrn in ihrer Noth und Er führte sie aus ihren Aengsten, stillte das Ungewitter, daß die Wellen sich legten und brachte sie zum Lande nach ihrem Wunsche."

Wir lesen von einer Seefahrt des Größten unter den Aposteln der Heiden, welchen während seines gesegneten, mühevollen Tagewerkes der Gedanke an das Ende so wie das Anrufen des Herrn keinen Augenblick verließ, und welcher deshalb in allen Gefahren zu Wasser und zu Lande, unter allen mörderischen Anfeindungen der Juden wie der Heiden, immer freudigen Muthes blieb. Als derselbe auf seiner Fahrt nach Welschland dem Unterhauptmanne Julius, der ihn als Gefangenen nach Rom führte, noch zu rechter Zeit einen heilsamen Rath zur Rettung des Schiffes gab, da widerstand diesem das Schiffsvolk, welchem auch Julius mit seinen Kriegern beistimmte. Paulus stand jetzt allein der Ueberzahl seiner Schiffsgenossen gegenüber; aber mit ihm war der Herr. Als deshalb nach vielen mit unaufhörlichen Todesgefahren durchkämpften Tagen und Nächten der Gedanke an das Ende die Seelen Aller ergriffen und ihre Herzen erweicht hatte, da war ihr Widerstand gegen die Worte des Apostels gebrochen; sie hörten willig und gerne auf seine trostvoll kräftige Ermahnung, brachen freudig mit ihm das Brod, wie folgsame Kinder mit ihrem Vater. Und als nun vollends das Schiffsvolk, nur auf seine eigene Rettung bedacht, die Schaar der Krieger und den Unter=

hauptmann verrätherisch zu verlassen gedachten, da wurden diese früheren Gegner Freunde des Apostels, die seinem Rathe willig gehorchten, und Julius vor Allen nahm sich seiner Rettung an, ohne die Gefahr der eigenen Verantwortung vor des Kaisers Gericht zu fürchten*).

In gleicher Weise hat zu allen Zeiten der Gedanke an das Ende die gottgläubigen Menschenseelen zum ernsten Anhalten am Gebete getrieben, und wenn mehrere von ihnen einem gemeinsamen Feinde, einer gleichen Noth gegenüber in Todesgefahr waren, ein Gefühl der Einmüthigkeit unter ihnen geweckt, welches zu einem Bande der Liebe wurde, das auch die vorhin sich Entfremdeten und Uneinigen in Bruderliebe vereinte. In seiner höchsten Kraft und Herrlichkeit wird ein solcher Bund hervortreten, wenn ein Mensch in dem Sinne des Apostels, als Haupt und Führer in seiner Mitte steht, welcher, der fleischlichen Zwietracht entgegen, festhält an dem Frieden im Geiste (1 Cor. Cap. 1 und 2).

Der Gedanke an das Ende, der zum anhaltenden Gebete weckt und die Herzen zur brüderlichen Eintracht und Liebe vereint, hat sich bei wenig Menschen so lebenskräftig erwiesen und ist mit ihrem ganzen Thun und Wesen von Jugend an so verwachsen geblieben, als bei dem eben erwähnten Stifter des Mäßigkeitsvereines im Felde der Schlachten: Sir Henry Havelock. Was konnte mehr zur Erweckung und Begründung jenes herrschenden Gedankens geeignet sein, als die Stunde, in welcher er als Jüngling mit seinen jüngeren Geschwistern zur letzten gemeinsamen Erbauung um die fromme, treue Mutter sich vereint hatte. Während Henry aus der Bibel vorlas, sank

*) Apostelgesch. C. 28 V. 10 bis 43.

die Mutter, vom Schlage gerührt, in ihrem Stuhle zusammen und starb wenig Tage nachher. Die Lehren dieser frommen Mutter, wie ihr Vorbild in allen christlichen Tugenden, waren ihm tief im Herzen geblieben und schon als Schüler der Lehranstalt zu Chartre House war es ihm Bedürfniß, mit einigen der gleichgesinnten, ernsteren Mitschüler sich jeden Abend, in einem der Schlafsäle der Schule zum Bibellesen und gemeinsamen Gebete zu versammeln. Denn schon damals lag es ihm an, Das nicht zu versäumen, was ihm, wie er in seinen nachgelassenen Schriften sagt, als der wichtigste Theil der Lebensgeschichte eines Menschen erschien, nämlich seine Verbindung durch den Glauben mit der unsichtbaren Welt! Den Spott der andersgesinnten Mehrzahl seiner Mitschüler, welche ihn und seine Freunde als „Methodisten" verachteten, lernte er schon frühe mit schweigender Geduld ertragen.

Es geschah nach dem Wunsche seiner verstorbenen frommen Mutter, daß er, als für ihn die Zeit der Entscheidung kam für den künftigen äußeren Beruf, den der Wissenschaften wählte. Freilich war sein innerer Hang ungleich mehr nach dem Stande der Krieger gerichtet, dessen Laufbahn sein älterer Bruder William bereits mit Ruhm betreten hatte, aber außer dem Wunsche der Mutter waren auch die damaligen Vermögensumstände seines Vaters der Erfüllung seines Verlangens nach dem Militärdienste ungünstig. Und es sollte so seyn: Henry Havelock wäre nicht der Mann geworden, als welcher er sich durch geistige Einsicht, wie durch Wort und That überall kräftig erwies, hätte er sich nicht in einer Schule dazu gereift, darin er die wirksamsten Waffen des Geistes kennen und üben lernte. Denn er war auf der Hochschule von Middle

Temple nicht nur ein gründlicher Kenner der Rechtswissenschaft, sondern der Theologie, der Geschichte, (vor Allem der Kriege), der Politik und aller jener Werke der alten wie neuen, zunächst der vaterländischen Literatur geworden; ein seltener Vorzug, durch den er schon auf der Hochschule, noch mehr aber in seiner späteren Stellung, als Kriegsmann Bewunderung erregte und die Achtung aller Gebildeten seines Standes sich erwarb.

Aber der natürliche, angeborene Drang zum Dienste der Waffen war in der Stille der Studienzeit nicht erkaltet, sondern nur feuriger geworden und brach endlich wie eine lang verhaltene Flamme aus ihm hervor. Wie er bei seinem Lesen in alten wie neuen Schriften im Geiste auf den Schlachtfeldern verweilt, und mit innigster Theilnahme die Kämpfer für das Vaterland auf der Bahn ihrer Siege begleitet hatte, so sollte er dieses auch in leiblicher Persönlichkeit thun, als er auf das Feld der Kriegsthaten trat, auf welchem er die Kraft und den wahren Heldenmuth des Christenglaubens bezeugte. Die Lebensgeschichte der größten Heroen unseres Geschlechtes lehrt es uns, daß der Aufwuchs zur ungewöhnlichen Höhe seinen Anfang in ungewöhnlicher Tiefe nehme; auch Henry Havelock's seltene, hohe Gaben blieben lange, unerkannt von der Welt, im Verborgenen. Was an ihm und für ihn das Höchste war: der innige Christenglaube, lebendig in Wahrheit und That, das war für die Welt ein Aergerniß und ein Gespötte. So geschah es ihm, daß er erst nach 23jährigem Dienste als Subaltern-Offizier zum Range eines Hauptmannes vorrückte. Und dennoch hatte er damals schon in dem Kriege mit Birmah, auf den Schlachtfeldern bei Rangun, Prome und bei anderen für Englands Waffenglück denkwürdigen Gelegenheiten nicht nur den Ruhm der höchsten Tapferkeit,

Einsicht und Klugheit eines vollendeten Kriegsmannes sich verdient, sondern eine Herrschaft über die Seelen seiner Soldaten sich erworben, in welcher diese, die wir oben (S. 38) als Havelock's Heilige kennen lernten, durch Thaten der Selbstüberwindung wie der Tapferkeit eben so groß als ihr väterlicher Freund und Führer erschienen.

Gaben jedoch und Verdienste, wie die des Havelock waren, konnten auf längere Zeit nicht unter dem Scheffel verdeckt bleiben, sie traten während des Krieges mit den Afghanen mit einer Macht hervor, daß sie in Europa wie in Indien die gebührende Anerkennung fanden. Bei der Erstürmung von Ghuzara erwies er sich an der Spitze seiner treuergebenen Schaar nicht nur durch Thaten der höchsten Heldenkraft und Entschlossenheit als ein Held im Kriege, sondern durch sein menschlich schonendes Benehmen gegen die Bewohner der Festung als ein Mann des Friedens. Er war es, der mit seinem 13. Regimente den Kurd-Kabul-Paß gewann, welcher über fast senkrecht ansteigende Höhen unter dem beständigen, scharfen Feuer der Feinde erstiegen werden mußte. Er kämpfte bei Tazern, drang mit Sir Robert Sale's Heer bis Gundemuk vor, war, wie einst Nehemia in Jerusalem, die antreibende, ordnende Seele bei der Einnahme, Befestigung und Vertheidigung von Jellalabad gegen Akbar Khan's unmenschliche, furchtbare Macht*). Zwar das Erdbeben, das im Februar 1842 in sonst fast nie erfahrener Heftigkeit und Dauer das Land weit umher erschütterte, zerstörte auch Vieles an dem mühseligen Aufbaue der Befestigungswerke der Stadt, den die Engländer mit dem Schwerte in der einen, mit dem Mau-

---

*) Am Ende des Jahres 1841 und in den ersten Monaten von 1842.

rergeräthe in der anderen Hand vollführt hatten, aber zugleich war auch ein Schrecken von Gott über die belagernden Feinde gekommen, so daß sie in der Zeit der höchsten Gefahr für die Belagerten die niedergestürzten Mauern nicht überschritten. Doch bald sollte es sich zeigen, daß nicht nur das steinerne Gemäuer, sondern das feste Gottvertrauen eine Mauer und Wehr um Die seyn könne, welche dasselbe besitzen. Die Noth der belagerten Engländer war auf's Höchste gestiegen, alle Vorräthe fast zu Ende; die Hoffnung auf Entsatz dahin. Es blieb kein anderer Ausweg mehr zur Rettung als der Versuch, das übermächtige Heer, das unter Akbar Khan die Stadt umschloß, zu durchbrechen und zu zerstreuen. Dieses, Anderen unmöglich erscheinende Werk der entschlossensten Tapferkeit gelang dem Manne, dessen Brust vor Allen von dem stärksten Gottvertrauen erfüllt war: dem Henry Havelock. Denn wie ein Wunder vor Aller Augen erschien es, daß dieser mit einer einzigen Abtheilung des verhältnißmäßig kleinen englischen Heeres (zwei andere Abtheilungen konnten erst zum Kampfplatze gelangen, als der Sieg schon entschieden war) die Macht der Feinde durchbrach und zerstreute. Eine ehrende Anerkennung dieser Heldenthat ward ihm zu Theil, als General Mac-Kaskil ihm die oberste Leitung der wichtigsten Unternehmungen in Kohistan übertrug, unter denen die Eroberung von Istalif die glänzendste, die Befreiung der gefangenen Offiziere, Frauen und Kinder, welche Akbar Khan auf einem entlegenen Schlosse eingesperrt hielt, die wohlthätigste war. Unter den Geretteten befand sich der nachmalige Eroberer von Delhi, General Nicholson.

In dem Kriege gegen die Sikhs im Jahre 1845 war es Havelock, welcher der Schlacht bei Mudkih eine glück-

liche Wendung gab: zwei Pferde wurden unter seinem Leibe erschossen, er selbst wie durch ein Wunder gerettet. Wichtiger jedoch und gefahrdrohender für Englands Herrschaft in Indien waren die Schlacht vom 21. zum 22. Dezember, so wie jene vom 10. Februar bei Saboron, in welcher das Heer der Sikhs vollkommen geschlagen wurde. Auch aus diesen ist Havelock, mitten im furchtbarsten Schlachtgewühle, und mit Daransetzen des eigenen Lebens, als siegreicher Held vorangegangen.

Der Feldzug gegen Persien im Jahre 1851, welchen er als Kommandant einer Division des englischen Heeres mitmachte, gehörte, so wie ein Theil der vorhergehenden Jahre, mehr zu dem inneren Werke seines Berufes zum Kriegsdienste, welches in der Heranbildung und Erziehung der ihm untergebenen Soldaten und jüngeren Offiziere zu allen Erkenntnissen und Tugenden einer christgläubigen Mäßigkeit und Tapferkeit bestand. Die Tüchtigkeit und der feste Bestand dieses inneren Aufbaues einer Gemeinde der Helden sollte sich bald nachher in den Kämpfen erweisen, welche Englands Macht gegen die allgemeine Erhebung der Völker Indiens zu bestehen hatte.

Die Empörung der Völker von Indien, in der Folge ihrer blutigen Gräuel, war zum Theil durch solche Thaten der sogenannt christlichen Gewalthaber aufgeregt worden, gegen welche sich das Gefühl jedes wahrhaft treuen, gläubigen Christenherzens empört. Jene Gewalthaber selber benahmen sich öfters als Verbündete und Gesinnungsgenossen der natürlichen Feinde des Christenthums. Dennoch war der Verderben drohende Haß dieser Feinde noch niemals zu einem so gewaltigen, allgemeinen Ausbruche gekommen, als in dem Kriege der letztvergangenen Jahre in Indien. Dieser war und ist ein Kampf auf Tod und Leben zwischen

dem unter Indiens Völkern hin und wieder aufkeimenden Christenglauben und dem mehr denn tausendjährigen rohen Widersacher desselben: dem Mohamedismus, zu welchem sich auch das Heidenthum der Inder in seinem mit Flittern der Menschenweisheit gezierten Gewande der Fabeleien gesellte. Nicht die Tapferkeit der Arme, keine Kunst der Waffen konnte diesen Kampf mit einem furchtbar überlegenen Feinde bestehen, sondern nur das Gottvertrauen des Christenglaubens. Darum ist vor Allen Henry Havelock der siegreiche Held in jenen Tagen der höchsten Gefahr gewesen: er selber, in eigener Person, so wie in Gemeinschaft mit den ihm durch Gottvertrauen und Liebe treu bis zum Tode verbundenen Schaaren seiner Krieger.

Nur andeutend erinnern wir hier an die allbekannten Gefahren und Siegesthaten der Engländer in Indien während der Jahre 1857 und 58. Welcher Name zieht die theilnehmenden Blicke der befreundeten Zeitgenossen in der Geschichte der damaligen Ereignisse mächtiger an, als jener des Besiegers der feindlichen Uebermacht bei Kanapur und des Eroberers von Lacknau! Wie einst bei Gideons Thaten kann man bei denen, die vor Kanapur und in Lacknau geschahen, ausrufen: Hier Schwert des Herrn und Havelock. Denn es waren Wunder des Gottvertrauens, welche das siegreiche Schwert dieses großen Kriegshelden auf seinem Laufe der Thaten begleiteten.

War es nicht dieses feste Vertrauen auf Gottes Schutz allein, welches dem seltenen Manne jene Ruhe und Sicherheit gab, mit welcher er seine eigene Person, „ob auch Tausende fielen zu seiner Seite", allen Gefahren aussetzte? Dort, im Feldzuge nach Persien, wo er mit seinen ihm treuergebenen Hochländern auf dem offenen Verdecke eines Schiffes stehend an einem Fort vorüberfahren mußte, aus

dem die Feinde einen Hagel von Kugeln herausfeuerten, befahl er seinen Leuten, sich platt auf den Boden zu legen, damit die Kugeln über sie hinflögen. Er allein aber, als Zielscheibe aller nun auf ihn gerichteten Geschosse, blieb aufrecht stehen, um die Fahrt zu überwachen, und keine der nahe um ihn pfeifenden Kugeln berührte ihn. Im Gefühle dieser Sicherheit in Gottes Schutz fand man ihn im vorhin erwähnten Kriege gegen die Sikhs, in der Nacht nach dem blutigen Kampfe des 21. Dezembers auf einem Pulversacke in ruhigem Schlafe, aus welchem man ihn zu seinen Thaten in dem entscheidenden Siege der Seinen erweckte. In den Gefahren, daraus jedem anderen Menschenauge die Rettung unmöglich erschienen wäre, in den kühnsten Angriffen eines in Verzweiflung kämpfendeu überlegenen Feindes, ging und kletterte er den Seinen öfters als Führer voran; Sonnenhitze und stürmende Regen, Hunger und Durst trug er, als Vorbild den Anderen, mit bewundernswürdigem Gleichmuthe. Dieser Gleichmuth war es, der ihn zum Retter des gescheiterten Schiffes machte, das ihn und seine Begleiter, unter denen sein eigener Sohn war, von Bombay nach Calcutta bringen sollte. Während der Todesschrecken, welche mitten in der Nacht kamen und das Schiffsvolk und seinen Kapitän ganz aus ihrer Besinnung gebracht hatten, ordnete H a v e l o c k, ruhig überlegt, wie er im wildesten Gedränge der Schlachten es pflegte, die noch möglichen Mittel zur Erhaltung des halbzertrümmerten Schiffes über dem Wasser an, und sein Vertrauen wurde nicht zu Schanden; in dem entscheidenden Augenblicke, in welchem das Wrack am Versinken war, kam die Rettung.

So war die gute Hand seines Gottes mit ihrer schützenden Kraft bei ihm, wenn die Todesgefahren in ihren tausendfältigen Gestalten ihm droheten. Diese er-

hielten in ihm nur den Gedanken an das Ende wach und kräftig, aber das Ende des leiblichen Lebens ward ihm weder durch Schwerter und Geschosse der Feinde, noch durch den Trunk aus der vergifteten Quelle bei Mukdih, oder durch die Wogen des Meeres gebracht; keine der Seuchen, an denen Schaaren seiner Kampfgenossen starben, rührte ihn an, sondern als er das Werk seines Lebens: die allgemeinere Erweckung eines christgläubigen Heldenmuthes in Englands Heer, und die Errettung der Gefangenen in Lacknau vollendet hatte, starb er sanft und ruhig, in der Pflege der Seinen auf seinem Bette. Die beseligende Hoffnung, welche in seinem beständigen Gedanken an das Ende lag, war ihm zur ewig seligen Erfüllung geworden.

Er hatte von früher Jugend an es gelernt und erfahren, daß all' unser Thun und Wirken in der sichtbaren Welt seine Kraft und sein Gedeihen aus Gott und seiner unsichtbaren Welt, durch den Glauben empfangen müsse. Nur im treuen Bunde mit diesem lebendigen Quelle des Glaubens hat er die Kraft zu der größten That seines Heldenmuthes empfangen: zu der Erweckung eines lebendigen Glaubens an Christum in den Seelen von Tausenden seiner Mitkämpfer. Gleich nach seinem Eintritte in das Militär war ihm die Belehrung und Besserung seiner Untergebenen ein ernstes Anliegen. Es wurde ihm dieses immer mehr, als er in Indien in die gemeinsamen Gefahren eines Krieges trat, welche ihm, so wie den Seinen, ohne Unterlaß den Gedanken an das Ende predigten. Ihm selber war die Gabe eines kräftigen, innigen Gebetes in hohem Maaße verliehen; mit dieser vornämlich suchte er auch die Seelen seiner Leute zu ergreifen und sie in das Wort Gottes einzuführen. Er that dieses schon als jün-

gerer Offizier, während des Feldzuges in Birmah. In Rangun steht ein berühmter heidnischer Tempel, dem Buddha geweiht, in ihm findet sich ein Seitengemach, dessen Wände überall mit kleinen Bildern des Buddha, sitzend mit gekreuzten Beinen, verziert sind. In diesem verborgenen, stillen Winkel versammelte sich am Abende Havelock mit seinen Soldaten. Lampen, in den Schooß der kleinen Götzenbilder gestellt, beleuchteten das dunkle Gemach. Hier sangen die Hunderte der um Havelock Versammelten Psalmen und hörten aus seinem Munde das Wort Dessen, der gekommen ist, das geistige Dunkel zu erhellen und die Macht aller Götzen zu Schanden zu machen. Ein Offizier, der am Abende an der Pagode vorüberging, hörte den lauten Gesang der Psalmen und fand die Versammelten auf; die Früchte aber ihrer gemeinsamen Gebete wurden an dem sittlichen Ernste und an der heldenmüthigen Tapferkeit erkannt.

Aber nicht nur im engeren Kreise seiner Soldaten, sondern ohne Ansehen der Person vor einem ganzen versammelten Heere bekannte sich Havelock laut zu seinem Gott. Im Kriege mit den Afghanen, als kein Kaplan oder sonstiger Diener des Wortes bei dem Heere war, trat er mit seiner Gemeinde: den Männern mit sonnverbranntem Gesichte in mancher wilden Gebirgsgegend hervor, um die Sonntagsfeier mit dem lauten Gesange eines Psalmes und mit Gebet zu begehen. Und die Schaaren der Krieger, die vielleicht nicht an den Sonntag gedacht hatten, wurden von gleicher Andacht ergriffen. Als in Jellalabad das Werk des Aufbaues der Befestigungswerke unter vielen Gefahren gelungen war, da ließ Havelock den General ersuchen, er möge die ganze Garnison versammeln. Die Leute kamen, ohne zu wissen, was sie sollten. Als aber

Havelock, vor ihren Augen seine Kniee beugend, ein feuriges Dankgebet anstimmte, konnte Keiner der Versammelten sich halten: sie fielen auf ihre Kniee und stimmten in den Gesang des Dankpsalmes ein. So pflegte er es bei jeder ähnlichen Gelegenheit zu thun; er führte die Seinen mit Gebet in die Todesgefahren der Schlachten, aus diesen wieder hinaus zur siegreich erkämpften Ruhe. Darum hat er sich als ein großer, thatenreicher Heerführer im höchsten geistigen wie im leiblichen Sinne dieses Wortes erwiesen. Denn er war da, wo es galt, nicht nur ein Vorgänger der Kampfgenossen für die Thaten und Siege der Schlachten, sondern ein väterlicher Erzieher derselben für die Thaten und Siege des Christenglaubens: ein Sendbote und Verkündiger dieses Glaubens an Tausende, zu deren Ohr und Herzen das Wort vom Heil und Leben durch andere Sendboten nur schwerlich einen Zugang gefunden hätte.

Und doch stand dieser Prediger, nicht bloß durch das Gewand seines Waffenrockes, sondern scheinbar auch durch die äußere Form seines christlichen Glaubensbekenntnisses scheinbar sehr geschieden von anderen Predigern und Sendboten des Evangeliums da.

Wir erzählten vorhin (S. 49) von einem Offizier im englischen Heere, welcher in einem von der Straße abgelegenen Seitengemache des altberühmten Buddhatempels bei Rangun zu einem Abendgottesdienste kam, welchen Henry Havelock hier mit seinen Soldaten hielt. Wenn dieser Offizier die Leute genauer betrachtet und gemustert hätte, welche sich hier zur einmüthigen Andacht versammelt hatten, würde er sich selber gefragt haben: wie ist doch unter diesen Allen ein solches christlich frommes Einverständniß möglich? Denn hier sitzen Anhänger der schot=

tischen (reformirten) Kirche mit Anglikanern und verschiedenartigen Dissenters beisammen und Havelock selber ist seinem Bekenntnisse nach ein Dissenter.

Allerdings war es bekannt, daß Havelock nicht nur der Schwiegersohn, sondern der innige Glaubensgenosse des ehrwürdigen Zeugen und Verkündigers des einigen Heiles in Christo: des Missionars Marshmann in Serampur, eines Dissenters, sey. Zugleich aber war auch jene öffentliche Erklärung bekannt, die er einst bei einer Versammlung in Bombay gab. „Ich werde zwar," so sprach Havelock, „die Grundzüge meiner Confession nur mit meinem Leben lassen, erkläre mich aber hiermit von Herzen bereit, jeden Christen als Bruder zu begrüßen und zu lieben, der sich an das Haupt hält und unserem Erlöser in Wahrheit und Aufrichtigkeit dient. Ich protestire aber gegen die Meinung, die schon von unseren Gegnern ausgesprochen worden ist, daß, wenn Männer von verschiedenen Religionsparteien, wie an diesem Abende, im Gefühle ihrer Brüderschaft zusammenkommen, dieses nur dann möglich sei, wenn sie ihre Religion bis auf ein Minimum beschneiden. Im Gegentheile bin ich überzeugt, daß wir Alle, die wir hier versammelt sind, unseren Glauben in all' seiner Kraft und Lebendigkeit mitgebracht haben. Die festen Schaalen unserer Kokosnüsse sind dem inneren Kerne derselben zur Sicherheit seiner Ausbildung und Gestaltung so wie zu seinem Schutze nach Außen gegeben. Dennoch ist es nicht diese feste Schaale, aus der sich die hohe Palme entwickelt und hervorwächst, sondern die Schaale wird im Boden bleiben, der Keim aber, der im Kerne liegt, geht auf und wird zum künftigen Baume. So denke ich mir, wir haben an der Thüre unseres Versammlungshauses die feste Schaale unseres Glaubens in guter Verwahrung

zurückgelassen, aber in den Kreis der Brüder den kostbaren Kern mitgebracht. Wir haben für einen Augenblick auf der Schwelle die fest formulirten Glaubenssätze der einzelnen Kirchen und Parteien bei Seite gelegt, aber bis zu dem Tische, an welchem ich eben spreche, die eigentlich lebendige Mitte und das Wesen unseres Glaubens, an Christum den Sohn Gottes, den Versöhner unserer Sünden durch Sein Blut, mitgebracht."

Auch ist es bekannt, daß Havelock selbst in jener Zeit, darin seine äußeren Verhältnisse ihn noch zur äußersten Sparsamkeit nöthigten, den zehnten Theil alles seines Einkommens für das Werk der evangelisch-christlichen Missionen unter den Heiden hingab, ohne sich hierbei durch die Verschiedenheit der Konfessionen der Sendboten bestimmen oder hemmen zu lassen, in deren Hände er seine Gabe legte.

Doch wollen wir uns hier bei der Betrachtung von Havelock's persönlicher, ehrenwerther Ueberzeugung nicht aufhalten, sondern vor Allem Das in's Auge fassen, was in seiner damaligen Stellung seiner durch den Christenglauben geweihten geistigen Einwirkung auf die Schaaren der Krieger des indischen Heeres ihre so außerordentliche Kraft gab.

Wir erinnern hierbei zuerst an das, was wir oben (S. 40) von der Kraft und dem Wesen des Gedankens an das Ende sagten. Eine Todesgefahr, gegenüber dem gemeinsamen Verderben drohenden Feinde und den schnell hinraffenden Seuchen, ein gemeinsames Loos der täglichen Mühen und Plagen, das sind Anregungen, welche wohl in den Genossen eines Heeres den Gemeinsinn einer Verbrüderung begründen und den Gedanken an das Ende wecken können. Aber der Gedanke an das Ende verliert seine ganze niederbeugende Trauergestalt, er wird der Seele

zu einem Engel, mit aufwärts geschwungenen Fittigen verklärt, wenn er in uns zu dem Gedanken des Anfanges eines neuen Lebens wird, zu welchem der Jammer und das Elend der Erdentage nicht mehr nahen, sondern Friede und Freude unserer warten. Diese feste Hoffnung ist uns durch Christum, allein durch Ihn erworben, und wer Christum findet und im lebendigen Glauben umfaßt, der hat in aller Noth des Erdenlebens einen unwandelbar freudigen Muth gewonnen, der geht, wenn sein Weg ihn so führt; mit Christo im Herzen kann er, wie David singt, das Kriegsvolk der Feinde zerschlagen und über die Mauern springen, er schläft selbst in den Gefahren eines Feldzuges, wie jener gegen die Afghanen und der gegen die Sikhs es waren, ruhig in freiem Felde oder auf einem Pulversacke (nach S. 47), denn er darf zu seiner Seele sagen, was der Prophet sagt: „Wir haben eine feste Stadt, Mauern und Wehr sind Heil" (Esaias 26, V. 1).

Das Vorbild eines solchen, auf Christum gegründeten, Glaubens war Henry Havelock seinen Mitkämpfern, und welche anziehende, anregende Kraft des inneren Lebens für Alle, die es mit theilnehmenden Augen sahen, in diesem Vorbilde lag, das bezeugt der vorstehende kurze Abriß der Thatengeschichte des von Gott erwählten Helden.

Aber auch uns, die wir auf einem anderen Felde der Gefahren stehen, als die des englischen Heeres in Indien waren, kann Havelock, und mit ihm die Schaar seiner treuverbundenen Soldaten, ein Vorbild seyn und werden, das uns zur Nacheiferung weckt und stärkt. In Indien, das mußte Jeder erkennen, der die dortige Lage der Dinge mit treumeinendem Ernste betrachtete, stand der Christenglaube im heißen Kampfe, auf Leben und Tod, mit seinen erbittertsten Feinden: mit dem fanatischen Hasse

der Mohamedaner und der Abgötterei, die im Gewande einer uralten Weisheit mit diesen Feinden sich verbündete. Sollte da nicht in Allen, welche auf Christum getauft und zum Glauben an Ihn geweiht waren, das Gefühl erwacht seyn, daß die Gefahr dieses Glaubens so wie des Lebens in demselben für sie eine gemeinsame sey?

Indiens Reiche sind groß und weit, aber sie sind noch lange nicht der ganze Weltkreis, seine Völker sind nur ein Theil jener Millionen, welche auf Erden wohnen. Es ist uns aber gesagt im Worte der Offenbarung von einer Stunde der Versuchung, welche kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen die da wohnen auf Erden. Das ist die Stunde, in welcher der Unglaube, die Verläugnung Dessen, der in das Fleisch gekommen ist, die Sünder selig zu machen, zur Herrschaft kommen, als tödtlicher Haß gegen Christum und seine Gemeinde auf Erden, als Empörung gegen alles göttliche und menschliche Recht, ihrem Gerichte entgegenreifen wird. Der Geist des Widerspruches gegen die Wahrheit kann nur von Denen ausgehen, welchen diese Wahrheit verkündet ist, denn Dem, davon man nichts weiß, kann man nicht widersprechen. Wie aber, wenn eine solche Stunde der Versuchung unseren Tagen nahe wäre? Möchte dann der Bund der Treue im Glauben und Festhalten an Christus und dem Worte unseres Gottes in all' den Seelen gestärkt werden, welche, wenn auch über den ganzen Erdkreis verstreut, dennoch zu der Gemeinde jener Philadelphier gehören, welchen die Bewahrung und Errettung aus der Gefahr verheißen ist. Havelock war der siegreiche Held und wurde in all' den Gefahren seiner Kämpfe von der guten Hand Seines Gottes erhalten und bewahrt, weil er ein rechtes Vorbild des treuen Glaubens der Philadelphier war.

III. Livingston und Murchison.

Fernblick des Geistes und Schauen des leiblichen Auges.

Die nachstehende Mittheilung über das Zusammenwirken zweier Engländer, welche beide zu den geistigen Größen unserer Zeit gehören, zu dem Zwecke, ein aufhellendes Licht in das Dunkel des Innern von Afrika zu bringen, ist aus einem der letzten Briefe der Herzogin Helena von Orleans an ihre Mutter entnommen. Die Herzogin, damals in Clermont, hatte die günstigste Gelegenheit gehabt, die beiden Männer, welche wir oben nannten, kennen zu lernen, denn ihr Sohn, der Graf von Paris, ein warmer, theilnehmender Freund aller heilbringenden Werke im Reiche des Wissens wie des Glaubens, war mehrmals bei jenen Versammlungen der brittischen geographischen Gesellschaft gewesen, in denen man die Berichte des Mannes vernahm, der mit freudigem Gottvertrauen in das unbekannte Innere eines Welttheiles eindrang, dahin sein Freund in England schon mit wissenschaftlichem Fernblicke ihm vorausgegangen war. Auch hatte die Herzogin selber Gelegenheit gehabt, die beiden hochbedeutenden Männer durch Einladung derselben in ihr Haus und an ihren Tisch zu sehen und zu hören. — —

Freilich steht der Geist mit seinen Kräften und We-

sen hoch über der Natur des Leibes und dennoch muß das Schauen mit eigenen, leiblichen Augen dem Erkennen des Geistes öfters das Siegel der Bewährung aufdrücken und das ersehnte Endziel des geistigen Blickens in die Ferne werden. Dieses mag uns die nachstehende kurze Geschichte darthun.

Bei einem Vereine der brittischen geographischen Gesellschaft zu London im Frühling 1858 konnte man zwei Männer beisammen sehen, deren Namen nicht nur alle geistig gebildete Zeitgenossen des brittischen, sondern auch anderer Reiche mit bewundernder Anerkennung nennen. Der eine von ihnen war Dr. Livingston, der Missionär, welcher mit der Glaubensfreudigkeit eines Verkündigers des Evangeliums in ein noch unbekanntes Inneres von Afrika eingedrungen ist, um den dort verschlossenen und verlassenen Heiden die Botschaft des Heiles in Christo zu bringen, ein Mann, in dessen einfach bescheidenem Wesen sich neben dem entschlossenen Heldenmuthe zugleich die Demuth des Christen aussprach. Der andere war Sir Rodrigur Murchison, der Vorstand der brittischen geographischen Gesellschaft, ein Forscher der Erdkunde von seltenem Scharfblicke; ein hochgestellter Gewaltiger im Reiche des gelehrten Wissens und Erkennens. Murchison war es, der durch sein theilnehmendes Bemühen für Livingston diesem die äußeren Mittel zugesichert hatte zu einer weiteren Durchführung seiner Entdeckungsreisen in das hochummauerte Innere von Afrika, dahin der gesegnete Heidenbote seitdem zurückgekehrt ist.

Nicht ohne die Mitwirkung eines besonderen, persönlichen Interesses war Murchison's Theilnahme an Livingston's Unternehmen ein so lebendiges und kräftiges. War doch das, was dieser Reisende auf seinen mühevollen

Wegen mit Augen gesehen, mit seinen eigenen Füßen durchmessen hatte, nur eine Bestätigung Dessen, was der tiefgründende Geolog durch seinen geistigen Fernblick erkannt hatte, denn schon vor längerer Zeit hatte Murchison in einer Rede, die er öffentlich gehalten, die Ansicht ausgesprochen, daß der Verlauf von Afrika's Küsten von Bergketten begleitet, das Innere desselben aber zum größten Theile eine flache, sumpfige Niederung sein müsse, deren Gewässer und Seen durch gewisse Risse in den Wällen der Bergketten ihren Ausfluß in's Meer fänden. Mit gleicher Sicherheit als Leverrier das Daseyn und die Stelle des von ihm noch nicht gesehenen Planeten Neptun, hatte der große englische Geolog seine Ueberzeugung von dem Vorhandenseyn einer von hohen Bergketten ummauerten Niederung und ihren tief zerklüfteten Durchbrüchen in den Ocean ausgesprochen, obgleich er das Feld, dahin sein geistiger Fernblick gedrungen, nie mit seinen Augen gesehen hatte. Die Kunde von Livingston's damaligen, ersten Entdeckungsreisen bewegte ihn tief. Diesem vor Allen wollte er mittheilen, was er im Geiste gesehen. Er sandte deshalb einen Abriß seiner wohlbegründeten Ansichten an den brittischen Konsul in der Kapstadt, mit dem Auftrage, seine Papiere in das Innere des Welttheiles, an Livingston weiter zu befördern. Dieses gelang auch durch verschiedene Eingeborene, welche von dem kühnen Reisenden gehört oder ihn sogar selbst gesehen hatten: die Papiere gingen unversehrt von einer Völkerschaft und aus einer Hand in die andere, bis zu einem großen Flusse, dessen Anwohner den merkwürdigen Mann wie ein Weltwunder gesehen, einige von ihnen auch sein Andenken tiefer in's Herz gefaßt hatten. Freilich war der große Fremdling schon seit längerer Zeit weiter gezogen, aber die Leute

der Landschaft behaupteten, er könne nicht anders als wieder dahin zurückkommen.

Der Fluß bricht dort an einer sehr engen Stelle durch den Felsen und bildet da eine kleine Insel. Auf dieser erbauten die Boten, welche den Brief trugen, nach der Angabe eines ihrer Begleiter, welcher mit europäischen Sitten bekannt war, ein kleines Thürmchen aus weißfarbigen Steinen, legten in dieses ihre Papiere hinein und gingen unbekümmert wieder zu ihrer Heimath.

Erst nach einem Jahre kehrte auch Livingston von einem damals beendigten, wichtigen Abschnitte seiner großen Entdeckungsreise an den Fluß zurück. Er bemerkt alsbald das weiße Thürmchen, welches er früher niemals gesehen, auf der kleinen Insel. Die Bauart desselben ist nicht jene der afrikanischen Nomaden, sie spricht ihn gleich einer europäischen Botschaft an. Er folgt dem Winke, fährt auf einem ausgehöhlten Baumstamme nach der kleinen Insel hinüber, durchsucht das Thürmchen und findet darin die wichtigen Papiere, in denen ihm der prophetische Fernblick eines geistvollen Landsmannes in kurzem Umrisse den Kreis der bedeutungsvollen Entdeckungen bezeichnete, welchen er bereits unter tausendfältigen Gefahren und Mühen Schritt vor Schritt durchmessen und mit leiblichen Augen beschaut hatte. —

Die vorstehende kleine Geschichte zeigt uns wie in einem Bilde, das ein Maler entwarf, das Gleichniß von dem Glauben des Christen, der noch hienieden auf seiner irdischen Wallfahrt ist, und von jenem Schauen mit eigenen Augen, durch welches der Glaube der rechten Art am Ende seiner Prüfungszeit gekrönt wird. Selig ist der, welcher den Glauben empfängt und bewahrt. Denn dieser

hält ohne Aufhören seinem geistigen Auge das Ziel der Berufung vor, welchem er entgegengeht, er verleiht ihm Trost und Muth auf seinem Wege. Höher aber noch als die Seligkeit des Glaubens ist die des Schauens, welches den Ueberwinder da erwartet, wo der saure Kampf seines Glaubens unter Thränen, Gebet und Wachen mit den Gefahren, Versuchungen, wie mit der Noth und den Schmerzen des Erdenlebens ein Ende hat.

IV. Gregorius Lopez.

1. Ein Hüter in der Nacht.

Treue Hüter in der Nacht, im engeren Sinne für ihr Heer, und in weiterem und auch geistigerem für ihr ganzes Volk und ihre Zeit, waren Hedley Vicars und Henry Havelock. Vicars wartete (nach S. 32) längere Zeit hindurch der nächtlichen Hut an einem Vorposten, welcher den Ausfällen und Angriffen des mächtigen Feindes am leichtesten ausgesetzt war. In dem Kampfe mit einer großen Uebermacht der Feinde, welche bei Nacht durch die Vorposten der Verbündeten hindurchgedrungen und unbemerkt dem sicher ruhenden Heere der Engländer sich genaht hatte, fand auch Hedley und als Retter seines Heeres aus einer drohenden Gefahr seinen Tod. Eben so wie Vicars war auch Havelock mit den Seinigen bei mehreren Gelegenheiten, so wie in Birmanien für das ganze Heer der Engländer ein Hüter in der Nacht. Will man aber den Namen dieses Heldengeschäftes in einem weiteren und geistigeren Sinne nehmen, dann kann man sagen: jene beiden Männer sind für ihr ganzes Volk, ja für unsere Zeit, Stimmen der Wächter gewesen, welche, „sehr hoch stehend auf der Zinne", den sicher Schlafenden die Gefahren verkündeten, welche ihren Seelen droheten und sie zum Wachen aufriefen.

Ein solcher geistiger Hüter in der Nacht, zunächst für sein Volk und für seine Zeit, ist auch der Mann gewesen, dessen Lebensbild wir hier den Vorbildern jener beiden Helden anreihen. Gregorius Lopez war in seinem unscheinbaren Einsiedlerrocke nicht minder ein Held als jene beiden in ihrer Soldatenuniform. Seine Waffenrüstung war nicht aus den Werkstätten der Waffenschmiede, sondern aus der des Geistes Gottes genommen, denn es war die, welche der Apostel aus eigener Erfahrung den Gläubigen empfiehlt. Denn er hatte es nicht mit einer Macht der sichtbaren, sondern der unsichtbaren Feinde zu thun, die seinem Volke und seiner Zeit das sichere Verderben droheten.

So wie Vicars und Henry Havelock zum Felde ihrer Thaten sich jene Gegenden ersehen hatten, in welchen die ihrem Volke das Verderben drohenden Gefahren am größten waren, so fühlte sich auch der heldenmüthige Geist des Lopez schon in früher Jugend aus der Heimath nach jenem fernen Lande hingezogen, wo der Geist seines Volkes und seiner Zeit so eben die heißesten Kämpfe auf Leben und auf Tod zu bestehen hatte. Hier wollte er siegen oder sterben, und er hat gesiegt *).

*) Gregorius Lopez, mit diesem einfachen Namen wollte er in Merico genannt sein, lebte von 1542 bis 1596. Sein Leben und 33jähriges mächtig gesegnetes Wirken in Merico ist zuerst von zweien seiner Freunde: dem Franziskus Losa und Johannes von St. Jakob in spanischer Sprache beschrieben, durch Arnold d'Andilly's französische, so wie durch Gerhard Tersteegen's deutsche Bearbeitung auch in anderen Ländern von Europa wohlbekannt geworden.

2. Der Unbekannte.

Daß Gregorius Lopez im Jahre 1542 geboren war, hat man mehrmals von ihm selber vernommen; daß seine Vaterstadt Madrid gewesen, hat man nur einmal, aus einer seiner zufälligen Aeußerungen, obwohl mit Sicherheit, geschlossen *). Bei einer anderen Gelegenheit hatte man von ihm erfahren, daß er schon im Knabenalter aus Liebe zum einsamen Leben und zum Gebete aus der geräuschvollen Hauptstadt zu einem Einsiedler sich geflüchtet habe, dann aber (bei besserer Erkenntniß) unter die Zucht seines Vaters zurückgekehrt sei, der ihn bald nachher als Pagen an den königlichen Hof brachte, in welchem Stande er einige Jahre geblieben zu seyn schien. Daß er von sehr vornehmem Herkommen sey, das ging aus mehreren Umständen sehr deutlich hervor, obwohl man niemals von ihm selber erfahren hat, wer, und von welchem Stande seine Eltern gewesen. Denn wenn man ihn darum befragte, war seine Antwort: „Gott ist mein Vater, die seinen Willen thun, die sind meine Mutter und sind meine Brüder. Er selbst hat es uns ja geboten: Ihr sollt niemand auf Erden Vater heißen, denn Einer ist euer Vater und euer Meister, der im Himmel ist (Matth. 23, 9 und 10)." Nicht so wie seinen Stand konnte er jene hohe, vielseitige Bildung verläugnen, welche man damals dem jungen, spani=

*) Ein Ankömmling aus Europa erzählt in Mexiko von einer Feuersbrunst in Madrid, durch welche mehrere Paläste in der Nähe der königlichen Residenz verzehrt waren. „Habt Ihr," fragte Lopez einen Freund und Genossen am Tische, „meine Bewegung bei dieser Nachricht nicht bemerkt? Dort, in den Flammen, war die Wohnung meiner Eltern."

schen Adel zu ertheilen bemüht war. Nicht nur die gewöhnlichen Kenntnisse der Schulen hatte er sich vollkommen zu eigen gemacht, sondern sein vortreffliches Gedächtniß umfaßte die Hauptzüge der Geschichte der Völker und Länder, der Astronomie und Naturkunde, ja selbst der Anatomie und Heilkunde. In seiner nachmaligen kleinen Hütte im Thale von Amajac sah man eine Weltkarte und einen Erdglobus, die er beide mit eigener, geschickter Hand sich gefertigt hatte; als einst im Spitale zu Quastebeck viele Krankheiten herrschten, und die Vorsteher, bei dem Mangel eines geschickten Arztes, über die Wahl der Arzneimittel in Unsicherheit waren, schrieb er ihnen ein Buch, in so sauberer Handschrift, als sei es gedruckt, welches von den eigenthümlichen Heilkräften der Pflanzen und einiger anderer Naturkörper handelte, und dieselben ihrer Gestalt nach beschrieb. Dieses Buch wurde so vortrefflich befunden, daß man es durch mehrere Abschriften für die verschiedenen Spitäler des Landes vervielfältigte.

Es war jedoch eine andere Art von Gelehrsamkeit, durch welche sich Lopez unter seiner Umgebung auszeichnete, die nur selten diese Gabe besaß, das war seine große und genaue Kenntniß der heiligen Schrift. Zu dieser hatte er von Jugend auf eine ungemeine Liebe gehabt, und als er später in seiner Abgeschiedenheit die hierzu nöthige Muße fand, da wendete er mehrere Jahre lang täglich vier Stunden zum Lesen der Bibel an, deren Inhalt er, bei seinem glücklichen Gedächtnisse, dessen Kraft in solcher Einsamkeit durch nichts zerstreut wurde, so treu und genau auffaßte, daß er dieselbe zuletzt ganz auswendig wußte. Nächst dem Inhalt der Schrift hatte er auch die Geschichte der Kirche Jesu Christi mit einer Treue in sein Gedächtniß und in sein Herz gefaßt, daß er hierin als vollendeter Meister erschien.

So konnte Lopez auch in seiner nachmaligen Gestalt als armer Einsiedler, so gerne er dieses auch gewollt hätte, den hohen Adel, welcher weniger eine Gabe seiner Geburt, als seines Geistes war, nicht verläugnen; es lag eine Majestät, selbst in seiner äußerlichen Erscheinung, welche jeden Unbefangenen, der ihn sah oder der ihm auf dem Wege begegnete, mit einer Achtung erfüllte, welche sich bei Denen, die ihn näher kennen lernten, zur Ehrfurcht steigerte.

3. Gregorius Lopez ein Zeichen seiner Zeit.

Wenn im Frühling eine große Anzahl jener Störche, welche sich wie gewöhnlich in einer Gegend sehen lassen, die sonst von ihnen stark bevölkert ist, wieder hinwegzieht, und nur ein geringerer Theil von ihnen sich häuslich niederläßt, dann hält dies der Landmann mit Recht für das Vorzeichen eines sehr dürren Sommers. Solcher Zeichen, aus denen sich der gegenwärtige oder der nahe künftige Zustand der Natur erkennen läßt, gibt es in der Thier-, so wie in der Pflanzenwelt viele; sie sind aber überhaupt nicht in der Körperwelt allein zu finden, sondern kommen auch in einem höheren Gebiete des göttlichen Haushaltes auf Erden vor, nämlich in jenem, welcher das Leben und die Erhaltung der Menschenseelen umfaßt.

In den Zeiten des alten Bundes mußten dem Volke Israel öfters die Propheten ein Wunderzeichen seyn, daran dasselbe die nahe oder fernkünftige Ausführung eines Rathschlusses oder die gewisse Erfüllung einer Verheißung Gottes erkennen sollte *). Wenn dort der Prophet auf Geheiß des Herrn

*) Esaias 20, 3; Ezech. 12, V. 3 u. f.

sein Wandergeräthe nahm, wenn er nicht durch die Thür, sondern durch eine Oeffnung, welche er durch die Wand gebrochen hatte, mit verhülltem Angesichte hinausging, da war dieses dem zuschauenden Volke nicht als Vorbild zum Nachahmen, sondern zu einem Zeichen des Aufmerkens vor Augen gestellt, an welchem es die Gedanken Gottes über das zum Gerichte reife Jerusalem erkennen sollte. Sehr oft waren jene Männer Gottes auch dadurch schon ein Zeichen des Aufmerkens und der Warnung, daß sie in Zeiten des äußeren Friedens und guten Wohlstandes, darin der größere Haufe sich allem Genusse der Sinne überließ, ein Leben der Armuth und der Entbehrung sich erwählten und, wie der große Vorläufer dort in der Wüste, schon durch ihr äußeres Gewand und ihre Lebensweise dem Volke, das in seiner Weichlichkeit und in seinen Sinnenlüsten erstorben war, eine Ermahnung gaben zur Buße und zum Erwachen aus dem Schlafe der Sünden.

Solche Prediger der Gerechtigkeit, durch das Vorbild ihres Wandels und durch das Wort ihres Mundes, sind auch der Christenheit öfters in jenen Zeiten geschenkt worden, darin sie deren am meisten bedurfte und wo sie noch offene Augen und Ohren hatte, zu sehen, was sie sah, zu hören, was sie hörte. Das Zeugniß dieser Menschen trug, je nach dem Bedürfnisse ihrer Zeit, immer auch seine eigene Gestalt. Diese Gestalt war eine sinnlich augenfälligere, in Zeiten, wo die Verführung zum Abwege von grober sinnlicher Natur war; sie zeigte sich von anderer, innerlicherer Art, wenn die Abweichung eine innerlichere und darum meist eine gefährlichere war.

Ein Zeugniß in der ersteren, sinnlich auffallenderen Form gab G r e g o r i u s L o p e z seinem Volke und seiner Zeit, in denen die Sucht nach Gewinn irdischer Schätze

und der Hang zur Vergeudung des Gewonnenen in unerhörtem Prunke der Kleider und sinnlichen Belustigungen bis zum Wahnsinne gesteigert war. Seine Aufgabe war es, der lüstetrunkenen Menge, in deren Mitte er auftrat, nicht sowohl ein Vorbild zur allgemeinen Nachahmung, als ein Zeichen des Aufmerkens zu seyn, welches ihren Blick von dem vergänglichen Staube und den Gütern der Erde hinauflenkte nach jenen Gütern, die nicht vom Wesen der Vergänglichkeit sind.

Wir haben in unseren Tagen nur ein schwaches Schattenbild jenes Treiben gesehen, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welchem Gregorius Lopez zuerst in Spanien, dann in Mexiko den Beruf eines Predigers der Gerechtigkeit antrat, einen großen Theil der abendländischen Christenheit nach dem Gewinne des Silbers und des Goldes bewegte. Dieses Schattenbild stellt sich uns in der Geschichte der californischen und australiensischen Goldschwindeleien dar. In einem unvergleichbar viel reicheren und andauernderen Maaße als in Californien hatten sich die verborgenen Schätze der edlen Metalle damals in dem südlichen Amerika den europäischen Freibeutern aufgethan. Tausende wurden noch viel mehr als in unseren Tagen durch ihren Antheil an der Beute heute reich und morgen wieder arm; Millionen der gewonnenen Schätze fanden ihren Untergang bei der Ueberfahrt nach Europa im Meere, oder kamen in Feindeshand; andere Millionen brachten den Menschenseelen, die sich an sie gehangen, das Verderben durch die Macht ihres Feindes.

Nur im Vorübergehen, wie ein Sonnenstrahl, der auf einige Augenblicke durch den Nebel bricht und dann wieder von diesem verdunkelt wird, beleuchtet uns die Geschichte des Gregorius Lopez diese Schattenseite der damaligen

Zeit, gewährt uns aber zugleich das Wahrnehmen ihrer trostreichen Lichtseite. Diese war das Wiedererwachen eines Fragens und Verlangens nach Gottes lauterem, ewigem Worte und nach dem Genusse des lebendigen Wassers, das aus dieser Quelle kommt.

4. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Namentlich für das Verständniß, für das eigentliche, innere Lebendigwerden des Wortes der ewigen Wahrheit gilt der Spruch: „In deinem Lichte sehen wir das Licht" (Ps. 36). Welcher Freund und fleißige Leser des geoffenbarten Wortes sollte nicht an sich selber die Erfahrung gemacht haben, wie ihm auf einmal, in einer gesegneten Stunde seines Lebens ein ganz besonderes Licht auf irgend eine Stelle, irgend einen Spruch der heiligen Schrift fiel, dessen Kraft Geist und Seele durchdrang, und welcher von nun an in ihm zu einem Grundgedanken wurde, der über das ganze Gebiet seines Erkennens und Denkens eine höhere Klarheit verbreitete, und der Thatkraft seines Willens eine neue, feststehende Gestalt gab.

In einem besonders hohen Maaße liegt die Kraft: zu Grundgedanken des Geistes und zu einer fruchtbaren Lebensregung des Gemüthes zu werden, in den sieben Bitten, die uns der Herr selber in Seinem Gebete an das Herz und in den Mund gelegt hat. Der Mann, von dessen äußerem und innerem Leben die hier mitgetheilten Züge eine Kunde geben, hatte die Erfahrung der Gotteskraft, die den Worten des Gebetes unseres Herrn inne wohnt, in lebendigster Weise erfahren, als er wie ein gescheuchtes Reh, mit einem Herzen voll Sorgen und Unruhen über

das, was werden könnte, aus dem Getümmel der streitenden Parteien und der blutigen Kämpfe seiner Zeit entflohen war. Denn die Gedanken an das, was er in der Welt erfahren, die Gefühle seiner Furcht wie seiner Hoffnungen waren noch mit ihm gezogen. Da gab er drei Jahre lang all' seinen Gebeten bei Tag und Nacht ihre Grundrichtung durch die Worte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; Amen Jesus." Denn woraus anders entspringt der Unfriede in unserem Inneren, so wie auf Erden, als daraus, daß der Mensch nicht lernen mag, seinen Willen ganz und lauterlich in den Willen Gottes zu ergeben und Gottes Weisheit in Allem zu vertrauen, was Er auf Erden thut und geschehen läßt? Und woher kann anders der Friede auf Erden kommen, welchen die Menge der himmlischen Heerschaaren in der heiligen Nacht verkündeten, als aus dem Einklange des Willens der armen Erdenbewohner mit dem göttlichen Willen, aus dem Einklange, auf welchem die Seligkeit im Himmel so wie die Ruhe und Freude des Menschenherzens auf Erden beruht?!

Diesen Vorschmack der Seligkeit der Heere des Himmels fand der Einsame im Thale von Amajac, wo sein Tagewerk lange Zeit als ein unfruchtbares und vergebliches erschien. Durch das Wort: „dein Wille geschehe" ward sein eigener Wille immer mehr und mehr umgestaltet in die Gleichheit des göttlichen Willens. Ein lebendiger Quell des Friedens und der inneren Sicherheit, so wie der göttlichen Thatkraft im Gemüthe, hatte sich seitdem ihm aufgethan, der nie wieder versiegte.

Auch unserer jetzigen Zeit und Christenheit in ihrer Zerrissenheit und ihren Kämpfen, in ihrer Unsicherheit und Rathlosigkeit, in welche bald hier, bald da, die Hand Gottes einen Eingriff thut, der allen Weisen und Verständi-

gen der Welt unerwartet und unvorhergesehen war, könnte man zurufen: wüßtest du, was zu deinem Frieden dient, du würdest darnach ringen und trachten, daß die Worte: „Dein Wille geschehe auf Erden" auch dir ein Grund und Boden würden, auf welchem dein Herz seine Festigkeit gewönne.

5. Das Suchen nach Schätzen.

Eben so wie in unseren Tagen nach Californien und Australien zogen in der Mitte des 16. Jahrhunderts ganze Schaaren gewinnsüchtiger Leute, namentlich von Spanien aus nach Mexiko, wo um jene Zeit die Silberminen von Zacatecas eine unerhörte Ausbeute gaben. Mit einer dieser Schaaren landete im Jahre 1562 der damals 20jährige Lopez in Vera-Cruz. Während seine Reisegefährten alsbald ihrem Geschäfte, sich zu bereichern, zunächst durch den Verkauf ihrer mitgebrachten Waaren und Güter, nachgingen, und schon durch vortheilhafte Verwechslung ihres geprägten Geldes gegen ungeprägtes Silber einen vorläufigen Gewinn machten, begann auch Lopez das Geschäft, welches hier in dem fremden Welttheile seine Aufgabe seyn sollte. Wie er schon in seinem Vaterlande allen den Ansprüchen, die er auf äußeren Reichthum machen konnte, entsagt hatte, so entäußerte er sich auch hier aller der Erdengüter, die er noch mit sich über das Meer herübergebracht hatte. Dazu zeigte sich ihm auch in dem Lande, das er jetzt betrat, die beste Gelegenheit, denn wie noch in unseren Tagen gerade in jenen Ländern und an solchen Orten, wo der meiste Goldreichthum gewonnen wird, das größte äußere Elend, die tiefste Armuth sich finden, so war es auch damals im Vicekönigreiche Mexiko. Ein solches

Elend hatte Lopez noch nie gesehen. Ohne sich lange zu besinnen, verschenkte er Alles, was noch sein war, im Werthe von 8400 spanischen Thalern an die Armen. Wie ein Feldherr, welcher dem Feinde gegenüber bereit ist, entweder zu siegen oder zu sterben, sich selber den Rückweg zur Flucht abschließt, so warf er Alles von sich hinweg, was den Kampf und Sieg, dem er entgegenging, ihm erschweren konnte.

In Mexiko nahm er, wie aus einem Briefe von diesem hervorgeht, seine Wohnung bei einem gewissen Louis Zapata. Er kam zu ihm in einem einfachen Gewande aus Sarsche, ohne alles Gepäck, und der Wirth mochte nicht wenig erstaunt sein, als er bemerkte, daß dieser junge adelige Herr, denn als einen solchen betrachtete und behandelte er ihn, sich durch Abschreiben das zu erwerben suchte, was er zu seinem Unterhalte und zu seiner weiteren Reise bedurfte.

Zacatecas, wo sich nach dem Gerüchte, das unter dem Volke verbreitet war, ganze Berge von gediegenem Silber finden sollten, zog um diese Zeit, wie schon erwähnt, die Meisten jener geistig Kranken an sich, welche, wie wir in unseren Tagen es nennen würden, von dem Californienwahne befallen waren. Auch Lopez eilte, nach einem kurzen Aufenthalte in Mexiko, dorthin, nicht um die Silbergruben der Gegend, sondern um eines der einsamen Gebirgsthäler aufzusuchen, welchem nur selten, aus Furcht vor den Indianern ein Europäer sich nahete. Als er in Zacatecas ankam, da sollten so eben einige mit Silber beladene Wagen nach Mexiko abfahren. Ein Haufe der Theilhaber an dieser Ausbeute des Bergbaues und eine Menge des müßigen Volkes stand um die Wägen gedrängt; es war, als sei mit dem Erze zugleich die ganze Hölle aus

der Tiefe heraufgekommen; man hörte nichts als Eidschwüre und ein lautes Gebrüll der Flüche; zwei Spanier, in heftigen Zorn gegen einander entbrannt, zogen die Schwerter, und sanken beide zugleich, jeder von der Waffe des anderen durchbohrt, zum Boden; ein Fluch war vielleicht bei beiden das letzte Wort gewesen.

Ein Schrecken der Ewigkeit ergriff den Jüngling, der nach einem anderen Schatze suchte als nach solch' glänzendem Erdenstaube, auf welchem in siebenfältig vergrößertem Maaße als an dem Acker, welcher Disteln und Dornen trägt, der Fluch lastet. Hier, auf dem blutbefleckten Boden war seines Bleibens nicht, das Wort: „heute, so ihr Seine Stimme höret" tönte wie ein Donner in seinem Innern; dahin, wo keine Lästerung noch ein Mißbrauch des großen Namens gehört wird, wo der Durst nach Silber und Gold noch in keiner Menschenbrust erwacht ist, will er entfliehen, um dort in der Wüste mit seinem Gott auf einige Zeit allein zu seyn. Er hatte ja schon längst hier ein Arbeitsfeld sich ersehen und in dem Gebete „dein Wille geschehe" die Freudigkeit zu allen Thaten seines inneren und äußeren Lebens gefunden; auch das, was er jetzt that, dies wußte er, war der Wille seines Gottes.

6. Die Mördergrube.

Die Gruben, darin man auf bergmännischem Wege den Schatz des Silbers suchte und fand, hatten unter dem spanischen Volke verschiedene sehr wohllautende, rühmliche Namen, die aber, darin Lopez den höchsten Schatz des Erdenlebens suchte und fand, war unter seinem Volke als eine Mördergrube verschrieen. Wir begleiten ihn in ihr Inneres hinein.

Acht Meilen von Zacatecas öffnet sich das Thal von

Amajac hinein in das Hochgebirge. Um jene Zeit wohnte in diesem Thale und in seinen Felsenschluchten der Indianerstamm der Tschitschimaken, einer, wie das Gerücht sagte, der wildesten und grausamsten von allen, mit denen bis dahin die Europäer in Berührung gekommen waren. Lopez, wenn man ihn später fragte: weshalb er nach Mexiko gekommen sey? pflegte darauf zu antworten: „Zur Ehre Gottes." Es war die Ehre seines Gottes, welche durch sein furchtloses Annahen zu Menschenseelen, für welche Christus, so wie für die unsrigen starb, die aber seinen Namen nicht kannten, verherrlicht werden sollte. „Dein Wille geschehe", das war ihm das Losungswort auch auf diesem Wege der Gefahren.

Nahe an der Gränze dieser Wüste der Völker wie der Natur fand der Wanderer in einem Maierhofe, der von einem Spanier, dem Hauptmann Carillo, bewohnt war, freundliche Aufnahme. Diesem Gastfreunde theilte er seinen Entschluß mit, weiter aufwärts am Flusse seine Hütte aufzuschlagen. Den abrathenden Gründen des Hauptmanns setzte der jugendliche Held einen Ernst entgegen, der alle jene Gründe überwand. Carillo bot ihm Leute an, die ihm beim Bau der Hütte behülflich seyn sollten, er aber erbat sich, alle weitere Hülfe zurückweisend, nur einige Werkzeuge und trat seinen Weg im Thale aufwärts allein an.

Was war das, was schon bei diesem Baue den unbewaffneten, zarten Jüngling, der, wie man voraussetzen darf, nicht einmal ihre Sprache verstand, die Herzen der wilden Tschitschimaken so geneigt und dienstbar machte, daß sie dem Fremdlinge unaufgefordert Steine und Holz herbeitrugen und ihm beim Baue seiner Hütte behülflich waren? — Ihm, einem Sohne des Volkes, gegen welches ihre Blut-

rache so entflammt war, daß sie jeden Spanier, der in ihre Gewalt kam, alsbald ermordeten? Es war der Wille seines Gottes, seines Herrn, den sein Gebet ohne Aufhören vom Himmel zur Erde herabrief, der den Willen eines Volkes, das Seinen Namen nicht kannte, diesen aber auch nicht durch Mißbrauch und Lästerung entweihte, so lenkte, daß es, ohne zu wissen warum? gegen diesen Jakob sich noch freundlicher halten mußte, als Laban auf dem Berge „da der Herr siehet.“ — „Ich komme hieher“, so sprach der Einsame zu seinem Herrn, „um ganz Dein zu seyn, mich selber aber zu vergessen. Meine Seele und mein Leib sind dein Eigenthum, dein Wort ist mein Bürge für sie und ihr Heil.“

Einfach und arm genug war die Lebensweise des jungen, vormals am Königshofe zu Valladolid erzogenen Mannes, mitten in seiner silber- und goldreichen, in allen Lüsten der Sinnlichkeit schwelgenden Nachbarschaft. Sein Lager bestand aus einem Brette und aus einer leichten, ärmlichen Decke; ein Stein diente zum Kopfkissen; statt anderer Zierrathen sah man Sprüche des Trostes und der Erweckung, die der Einsiedler mit eigener Hand an die Wände seiner Hütte geschrieben hatte; seine Kost war gerösteter Mais, mit einigen Kräutern, und nur einmal täglich genoß er diese Mahlzeit. Er zündete niemals, wenn es dunkel ward, eine Kerze an; zu den Geschäften seines Lebens, sagte er, bedürfe er eines solchen Lichtes nicht. Er ging niemals, um seine Sinne zu belustigen, heraus aus seiner Hütte, oder zum Besuche zu seinem Gastfreunde Carillo. Und so that er nicht aus Furcht vor seinen wilden Nachbarn den Tschitschimaken, denn mit diesen lebte er wie mit treuen Bundesgenossen in so tiefem Frieden, daß der Weg nach seiner Hütte, selbst für Solche, die ihn besuchen wollten, vollkommen gesichert war.

Diesen Zustand des Friedens benutzte der Hauptmann Carillo für sich und die Seinigen auf eine heilsame Weise, indem er seine beiden jungen Söhne zu Lopez in die Schule sandte. Es war dem hochgebildeten jungen Manne nicht zu gering und schlecht, die Knaben selbst im Lesen und Schreiben zu unterrichten, denn nicht einmal dazu fand sich in dem einsamen Thale eine Gelegenheit. Konnte er doch mit dem Lesen und Schreiben zugleich ihnen das Wort vom Leben und vom ewigen Heile an's Herz legen und auch bei allem Anderen, was er ihnen lehrte, führte er ihre jungen Seelen zu dem Erkenntnisse hin, welches höher und besser ist als alles Wissen und alle Weisheit der Welt.

Wenn die Knaben zu ihrem Lehrer kamen, fanden sie ihn oft, in tiefes Gebet versenkt, auf seinen Knieen liegend; es hatte der Anblick des Mannes in diesem Zustande seiner geistigen Erhebung etwas so ungewöhnlich Anregendes und Gedanken der Andacht Erweckendes, daß der Schwiegersohn des Carillo, Martinus Moreno, wie er dies nach Lopez' Tode Vielen bekräftigte, eines Tages ganz in Thränen in sein Haus zurückkam, und als seine Frau ihn fragte, was ihn so bewege, erzählte er ihr, daß er den Gregor betend in seiner Hütte gesehen habe und durch diesen Anblick wie in eine Welt der seligen Geister entrückt worden sey, dahin von nun an sein Gemüth verlange.

Dieser Ehrfurcht erregende Anblick eines Christen kann es auch allein gewesen seyn, was den Tschitschimaken eine Gesinnung gegen ihren hülfsbedürftigen, von allem menschlichen Schutze verlassenen Nachbar einflößte, welche allgemeines Staunen erregte. Wenn die Knaben des Kapitäns zu ihm kamen, fanden sie öfters todte Kaninchen, Wachteln, indianische Feigen und andere, besonders hochgeachtete Gaben bei ihm liegen, welche die Wilden ihm zum Geschenke

gebracht hatten und die er den Knaben mitgab an ihre Eltern. Denn er selber genoß um jene Zeit keine Speise von dergleichen Art und auch von jenen kleinen scheibenartigen, aus Mais gebackenen Broden, welche seine Schüler ihm brachten, wollte er nie mehr als eines annehmen, eine Gabe, die er erst in 8 Tagen aufbrauchte, während sie für einen Anderen nur ein Frühstück gewesen wäre. —

Drei oder vier Jahre hatte Gregorius Lopez in seiner kleinen Hütte im Thale von Amajac gelebt; er hatte, wie man später von ihm erfuhr, in dieser Zeit manche innere Leiden und Kämpfe bestanden, von deren eigentlicher Natur nur Gott wußte, welcher hier sein beständiger Umgang war, im Gebete so wie in Seinem Worte. Während Andere unten in Zacatecas nach Silber und Gold gruben, hatte er in seiner Hütte einen Schatz erhoben, welcher besser war als viel tausend Stücke Goldes und Silbers, köstlicher denn viel Gold und feines Gold ist (Ps. 119, 72; 19, 11).

Aber der äußere Friedea auch dieses stillen, abgelegenen Thales sollte gestört werden. Die Spanier unternahmen einen Kriegszug gegen die streitbaren Tschitschimaken, bei welchem sie gerne den ganzen Stamm dieses Volkes vertilgt hätten. Da zogen die rohen Soldaten öfters an Lopez' Hütte vorbei und erfüllten das stille Thal mit ihrem wilden Lärmen. Sie waren Landsleute, und dem Namen nach Mitchristen des jungen Einsamen; dennoch gingen nur selten welche vorüber, die ihn nicht lästerten als einen Ketzer und Lutheraner*), weil er nicht zur

*) Luther und das Aufsehen, das seine Lehre machte, waren in Spanien durch das Verhältniß ihres Herrschers zum deutschen Reiche sehr wohl bekannt geworden.

Messe ginge, oder ihn einen Narren nannten. Wie anders benahmen sich gegen ihn die Wilden, seine natürlichen Feinde, wenn sie ihn, so oft sie ihn sahen, mit Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, in der Bewegung ihres Hauptes und ihrer Hände begrüßten.

Für Lopez war in dem Thale von Amajac, als dieses ein Schauplatz blutiger Gräuel wurde, kein Bleibens mehr. Er zog in ein kleines, nicht sehr fern gelegenes Dorf, das eine Kirche hatte, durch deren Besuch er dem Aergernisse wehren wollte, das er vorher durch seine abgezogene Lebensweise zu geben schien.

7. Das Wanderleben eines Pilgrims und Fremdlings.

Zwei Jahre war er in seinem neuen Aufenthaltsorte geblieben, da wandelte ihn das Verlangen an, noch einmal nach seinem stillen Thale und seinem Hüttchen zurückzukehren, wo das Gebet und das Wort des Herrn seine liebliche Unterhaltung und sein seliger Genuß gewesen waren, Tag und Nacht. Auf der Hinreise nahm er seine Nachtherberge bei einem gewissen Sebastian Mechia, welcher von ihm für seine Gastfreundschaft eine reichere Gabe empfing, als jemals ein Fürst oder Großer der Erde einem Wirthe gab. Denn der Mann, der vorher sich nur wenig um Dinge bekümmert hatte, die nicht der Welt angehören, ward durch den göttlichen Ernst und durch die eindringenden Worte des Lopez so überwältigt, daß sein Leben von nun an nach seinem Maaße von einem ähnlichen göttlichen Ernste zeugte, als der seines Gastes gewesen war; jedes Wort, das dieser gesprochen, wurde ihm zur That. Der Mann hatte auch seit der Zeit eine so innige

Liebe und solches Vertrauen zu Lopez gefaßt, daß er diesen zu seinem beständigen Rathgeber und zum Vollzieher seines Testamentes machen wollte, welches Jener — der Pilgrim und Fremdling — beides nicht annehmen konnte.

Es war nun einmal seine innere Führung so, daß er die Freigebigkeit der Menschen zurückweisen mußte, und daß er immer nur aus der Hand seines Vaters im Himmel leben durfte, der über Alles reich, mit dem, was er bedurfte, oder mit den Kräften ihn versorgte, durch die er den Bedarf sich erwerben konnte. Als daher, nach einer Zeit von etwa sieben Jahren seit dem Beginne seines einsamen Lebens, sein Kleid aus Sarsche, das er mit aus Europa gebracht hatte, so abgenutzt war, daß er nothwendig ein anderes bedurfte, wendete er sich nicht etwa an Carillo oder an den wohlhabenden Mechia, sondern er ging zu einem Landmanne und trat in seine Dienste. Zwei Monate blieb er da und besorgte die Rechnungsgeschäfte seines Dienstherrn mit unübertrefflicher Pünktlichkeit, Treue, und mit unablässigem Fleiße. Zugleich war er auch dem ganzen Hause seines Dienstherrn durch seine Demuth und sein liebevolles Wesen eine so außerordentliche Erscheinung, daß man, als er jetzt seinen Abschied forderte, auf alle Weise, mit Bitten und Anerbietungen großer äußerer Vortheile es versuchte, ihn zurückzuhalten. Sein in dieser Zeit erworbener, mäßiger Lohn reichte aber gerade zur Anschaffung einer neuen, einfachen Kleidung hin und nur diese hatte er hier gesucht. Man entließ ihn mit Thränen, und, da er Anderes nicht annahm, mit vielen Aeußerungen einer dankbaren Liebe, die nicht ohne Früchte blieb. Denn auch diesem Hause war er zum Segen gewesen und ist ihm dieses geblieben.

Diesmal waren es nicht die kriegerischen Unruhen in

dem Thale von Amajac, die ihn wieder aus der Hütte, welche ihm und Anderen eine segensreiche Schule gewesen war, hinwegführten, sondern die gutmeinende Zudringlichkeit eines Geistlichen, Namens Salazar, welcher nachmals Bischof auf den Philippinen geworden ist. Dieser nöthigte ihn nach Mexiko, in sein Kloster zu kommen; als man ihm jedoch nur unter der Bedingung, daß er Ordensgeistlicher würde, eine eigene Zelle einräumen wollte, verließ er das Kloster und suchte sich eine andere einsame Gegend auf, wo er den Augen seiner bisherigen Bekannten entzogen, im Stillen leben, und nach seiner eigenen, freien Weise auf Menschenseelen wirken könne. Er fand einen solchen Ort in dem Bezirk von Quasteca. Hier aber, wo Niemand ihn beachtete, wurde er von der Ruhr befallen. Schon war er, ohne Pflege, ohne Speise und Trank darniederliegend, dem Tode nahe; da bekam ein guter Priester der dortigen Gegend: Jakob Mosa, die Kunde von seiner Noth. Dieser ließ ihn in sein Haus bringen, pflegte seiner in christlich-brüderlicher Weisa, und ihm gelang es, diesen werthen Gast, auch da derselbe wieder genesen war und nun dankbar sich verabschieden wollte, zu einem längeren Aufenthalte in seinem Hause zu bewegen. Hier räumte man ihm ein kleines Zimmer ein, welches so einfach, als Lopez es wünschte, eingerichtet war.

Vier Jahre hatte er da verlebt, und war nicht nur seinem Wirthe, sondern Allen, die ihm nahe kamen, Hohen und Geringen, den gebildeten Europäern und den kindisch unwissenden getauften Indianern durch das Vorbild seines Gott geheiligten Wandels und durch seine kräftig zu Herzen dringenden Reden ein Prediger jener Gerechtigkeit gewesen, die allein vor Gott gilt; da schien seiner Wirksamkeit, ja selbst seinem Leben eine unerwartete Gefahr zu

drohen. Eine Fluth von Lästerungen brach über ihn herein, die ihm zwar selber zu einer Geistestaufe und Weihe diente, zugleich aber auch die Anderen, denen er unter dem Obdache der Bruderliebe befreundet gewesen, seines Umganges beraubte. Um nicht seinen Gastfreund und die Gesinnungsgenossen desselben mit sich in das gleiche Ungemach zu bringen, mußte er den Wanderstab eines Pilgrims und Fremdlings ergreifen, welcher nirgends eine bleibende Stätte hat.

Vor Allen waren es einige ungeistliche Geistliche, welche diesen Stillen im Lande zu einem Gegenstande ihrer Verfolgungen und ihres Hasses machten. Dem Ankläger, welcher an der Spitze der anderen zu stehen schien, fragte der Hofprediger Franziskus Losa unter vier Augen genau über das Alles aus, worauf man die Beschuldigungen der Ketzerei gegen Lopez gründete. Weder auf den Wandel noch auf die Lehren desselben konnte der Ankläger einen Flecken bringen. Es waren zum Theil Dinge, die wir an Lopez schon kennen gelernt haben: der Hang desselben, immer im Verborgenen und allein zu seyn, als ob er, wer weiß, welche verdächtige Geschäfte habe, der Umstand, daß man von ihm über seine Abstammung und seine Eltern gar nichts erfahren könne, und allerhand kleine kirchliche Freiheiten, die er sich gestattete.

Würdet Ihr wohl, fragte der Hofprediger, selbst einen Räuber deshalb für einen Ketzer halten, weil ihr keinen Rosenkranz bei ihm sähet und keine Heiligenbilder an den Wänden seiner Höhle fändet? warum thut Ihr das bei einem Manne, den Ihr in der Hauptsache als einen gläubigen Christen beschreibt? —

Höchst merkwürdig war die Folge, welche die Anklage des eben erwähnten Priesters für die späteren Lebensjahre

unseres Gregorius Lopez hatte. Derselbe Hofprediger Franz Losa, der vielleicht bei dieser Gelegenheit die erste genauere Kunde von dem seltenen Manne erhielt, wurde von nun an nicht nur aufmerksam auf ihn, sondern fühlte sich bald hernach so zu ihm hingezogen, daß er kein äußeres Opfer scheute, um ihm ein naher Gefährte und Begleiter auf seinem Lebenswege, ein Pfleger und Versorger in seinen letzten Tagen zu werden.

Aber die Anklagen gegen Lopez, als einen der Ketzerei Verdächtigen, waren noch nicht verstummt, sie bewogen den Erzbischof von Mexiko zu einer gerichtlichen Untersuchung, aus welcher die Unschuld des Mannes vollkommen hervorging. Ein gelehrter und gottesfürchtiger Jesuit, Alphonsus Sanchez, mußte im Auftrage des Erzbischofs den vermeintlichen Ketzer genau über seinen Glauben befragen und ihn nach seinen Worten und Wandel ernstlich prüfen. Dieser sagte von ihm zu dem Erzbischof: „In der That, ich muß bekennen, daß ich im Vergleiche mit diesem Manne noch nicht angefangen habe, das geistige ABC zu lernen.“ — Es traten aber noch andere Zeugen für den ächten und lebendigen Glauben des Lopez auf. Das waren jene Seelen, die durch ihn in den verschiedensten Angelegenheiten ihres Lebens Trost, Rath und geistliche Stärkung so wie die Anregung zu einem anderen gottgefälligen Leben empfangen hatten. Es waren dies zwar der größeren Zahl nach arme und von der Welt wenig geachtete Leute, zum Theil aber auch Solche von höherem Stande und Range, so wie von anerkannter Bildung des Geistes, deren Urtheil die unverständige Menge zum Schweigen brachte. Als deshalb der vielbelastete Mann während seines Aufenthaltes zu Testuco von großer Leibesschwachheit mit Kolik und Magenkrampf befallen wurde, da sandte

ihm der Erzbischof, der es vernommen, eines seiner Pferde und einen Knecht, um ihn in das Spital zu Quastepec bringen zu lassen, wo er, auf die Empfehlung jenes Herrn, die liebreichste Aufnahme und sorgfältigste Verpflegung fand.

8. Ein Kranker als Tröster der Kranken.

Das Licht des Geistes, welches dem Gregorius Lopez in so reichem Maaße verliehen war, sollte nicht unter dem Scheffel verborgen bleiben; es sollte immer mehr und mehr an einen Ort gestellt werden, wo es von vielen Augen gesehen, Vielen als Leuchte dienen konnte. Schon das Spital zu Quastepec war ein solcher Ort. Daselbst wohnte eine große Zahl von Kranken und Hülfsbedürftigen mit ihren geistlichen und weltlichen Pflegern und Wärtern beisammen, denen Allen der Kranke von seltener Art, welcher jetzt in ihre Mitte trat, als ein freudebringender Leidensgenosse erschien. Denn er wurde ihnen ein Arzt und Helfer, welcher nicht in den gewöhnlichen Schulen der Arzneikunde, sondern in der Schule von Israels Arzt und Helfer seine Kenntnisse und Gaben empfangen hatte. Ein neuer Geist, ein anderes Leben, das sich den Gesunden nicht minder mittheilte als den Kranken, kam mit Lopez in das Haus der Kranken.

Unter diesen gab es Mehrere, welche in ihrer bis dahin noch nie gebändigten bösen Laune, durch die Ungeduld, mit der sie ihre Schmerzen, die lange Dauer ihrer Krankheit und die ihnen auferlegten Entbehrungen aufnahmen, ihren Wärtern sehr zur Last fielen. Sie betrugen sich gegen diese nicht nur wie böse, störrige Kinder, sondern öfters wie unvernünftige Thiere. Für Solche hatte Lopez eine Gabe der geistigen Heilkraft empfangen, welche Allen,

die ihn beobachteten, als eine wahrhaft wundervolle erschien. Jene Kranken waren unter allen Kranken die unglücklichsten und darum auch die hülfsbedürftigsten. Wenn der Mann, welcher vielleicht unter allen damals im Krankenhause Anwesenden die heftigsten und anhaltendsten Schmerzen zu erdulden hatte, leiblich gebeugt durch seine Schwäche, mit dem göttlichen Ernste in seinen Mienen und in seinen Worten, zugleich aber mit einer Milde und Liebe, die Alles überwand, an das Bette jener Unglücklichen kam, da wurde es bald anders mit ihnen. Es lag in dem Wesen dieses Menschen eine Hoheit, welche dem bösen Willen der Anderen mit unwiderstehlicher Macht entgegentrat, ihn beschämte, beugte und brach. Er selbst wußte es, daß jene Macht nur als eine Frucht seines anhaltenden Gebetes: „Dein Wille geschehe", aus göttlichem Erbarmen ihm verliehen sey. Darum war in ihm eine Demuth des Glaubens und der Liebe, welche den ersten Regungen der erwachenden Reue in solchen Kranken brüderlich entgegenkam, die zum tiefsten innigsten Mitleide mit den fremden Schmerzen sich herabließ und in lieblichen Worten des Trostes, wie der Hoffnung überfloß.

Auch die anderen Kranken, so weit seine große leibliche Ermattung es ihm erlaubte, besuchte er, und brachte ihnen mit dem inneren Frieden zugleich eine wohlthuende Linderung ihrer Leiden, mit der Stärkung der inneren Natur zugleich die der äußeren. Die Sterbenden erfüllte sein Zuspruch mit Kräften der Ewigkeit; den Genesenen suchte er bei ihrer Rückkehr in die Geschäfte des leiblichen Lebens die Anfänge eines geistigen Lebens mitzugeben, welche in vielen von ihnen eine bleibende kräftige Entwickelung genommen haben. Die Wärter und Pfleger der Kranken munterte er fortwährend zur rechten, treuen Erfüllung ihrer Pflichten auf und belehrte

sie in besonders schwierigen Fällen über Manches, das ihm aus der Natur- und Heilkunde der damaligen Zeit wohlbekannt war. So ward er auch diesen Dienenden im Hause ein demüthiger Gehülfe, ein aufmunterndes Vorbild, das in all' ihren Mühen sie ermuthigte.

Hier im Krankenhause zu Quastepec schrieb er auch sein oben (S. 63) erwähntes Buch der Heilmittel und Rezepte. Als der berühmte Arzt Christophorus Amaja dieses treffliche Werk sah, sprach er zu dem Verfasser: „welche Menge der gelehrten Bücher haben Sie doch zu diesem Ihrigen nachgelesen und benutzt?" — Es sind nun, so antwortete Lopez, schon viele Jahre, seit ich nur in Einem Buche lese.

Selbst seine äußere Lebensweise im Spitale hatte für Alle, die sie beobachteten, etwas Auffallendes, für Viele etwas Erbauliches. Am Vormittage blieb er einsam in seiner kleinen Kammer; wenn es Zeit zum Mittagessen war, ließ man es ihm sagen und der nachmalige Pater Ribera, damals noch Knabe, der ihn gewöhnlich zum Essen rief, hat erzählt, daß er, wenn er zu Lopez in die Kammer trat, diesen zuweilen wie außer sich in Entzückung getroffen habe, so daß er mehrmals ihm bei seinem Namen rufen mußte. Er kam dann, mit seinem Krüglein voll Wassers, das er wegen der Schwäche seines Magens an der Sonne erwärmt hatte und worüber eine kleine Serviette gedeckt war. An den alltäglichen Gesprächen nahm er keinen oder nur einen geringen Antheil und obgleich er dann den ganzen übrigen Tag und bis zum nächsten Mittag Nichts mehr genoß, aß er dennoch außerordentlich wenig. Nach dem Essen und dem gewöhnlichen Dankgebete blieb er noch bei Tische sitzen, und hier war es, wo er für Alle, die mit ihm zu reden begehrten, den Schatz seines Herzens aufthat und aus der Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen

Antwort ertheilte auf alle Fragen. Denn er selber, außer bei Kranken und Leidenden, deren Zustand ihn ungefragt zum Sprechen aufforderte, fing niemals ein Gespräch an. Wenn dann nicht vielleicht ein Geschäft an den Krankenbetten, wozu er zu jeder Zeit bereit war, ihn aufhielt, begab er sich am Nachmittage wieder in sein Zimmer, darin er den übrigen Theil des Tages einsam, im Gebete und Betrachtung des Wortes zubrachte, zuweilen auch sein Gewand oder seine Schuhe, mit der Geschicklichkeit eines Schneiders oder eines Schuhmachers, ausbesserte. —

Beinahe hätte ihm aber der Aufenthalt in diesem Spitale statt neuer Stärkung der Gesundheit den Tod gebracht. Er wurde von einem heftigen Fieber befallen, während dessen ihm der unerfahrene Wundarzt 14mal die Ader öffnete, so daß es als eine außerordentliche Bewahrung erschien, daß der Zustand der tiefsten Entkräftung nicht im Tode endigte. Aber auch dieser scheinbare Unfall mußte dazu dienen, daß der Verlassene und Einsame für sein ganzes noch übriges Leben herausgehoben wurde aus seinem äußeren Elende, und daß er selber in die Pflege jener Bruderliebe kam, welche er so oft und gerne an Anderen geübt hatte.

9. Ein Bild im Spiegel.

In dieser Zeit war es, wo der obenerwähnte Domprediger zu Mexiko, Franziscus de Losa, das Geschäft antrat, dazu ihn Gott erwählt hatte. Denn es war der Trieb einer göttlichen Liebe, der ihn zu einem Lebensretter und Pfleger, so wie zu einem Lebensgefährten des Gregorius Lopez machte, welcher ohne diese ihm, gerade als die Noth am höchsten gestiegen war, von Gott gesendete Hülfe für die Welt verloren gewesen wäre. Nach

dem, was wir bereits erwähnten, scheint es, daß Losa den Lopez nicht durch seine Freunde, sondern durch die Aussage seiner Feinde kennen lernte. Er suchte den Mann auf und fand in ihm Etwas, das er bisher im Umgange mit Anderen vergeblich gesucht, oder doch nur in ungenügendem Maaße gefunden hatte: einen Menschen, in welchem nicht mehr die eigene gebrechliche Natur, sondern Christus selbst lebt und Gestalt gewonnen hat.

Das Erste, was Losa that, war, daß er den todtschwachen Kranken in sein Haus nahm. Ungleich früher, als die des Leibes, kehrten bei Lopez die Kräfte des Geistes zurück, wie dies alle Die bezeugen konnten, welche, von innerer Noth und Zweifeln getrieben, in das Haus des Dompredigers kamen, um bei dem Gaste desselben Rath und Trost zu suchen. Denn Keiner von ihnen ging mit einem ungestillten und unbefriedigten Verlangen hinweg; sie hatten noch mehr gefunden, als sie gesucht und erwartet hatten: ein Wasser des Lebens, das die Pein des inneren Durstes nicht nur auf einzelne Stunden, sondern für immer stillt und die Brandflecken hinwegwäscht.

Das Fieber, welches den Kranken dem Grabe schon so nahe gebracht hatte, schien während des Aufenthaltes in der Stadt nicht weichen zu wollen; die Schwäche nahm zu; da sorgte der Domprediger für einen Landaufenthalt in einem kleinen Hause bei Santa Fé, einem Lustorte, der zwei Meilen von Mexiko aufwärts am Flusse liegt. Anfangs besuchte er seinen Freund, so oft er konnte; aber der Zug nach der persönlichen Nähe und dem Umgange mit diesem Manne ward ihm zu mächtig; er beschloß, alles andere Irdische dahin zu geben, um nur noch auf Erden des Glückes einer nahen, brüderlichen Vereinigung und geistigen Gemeinschaft mit Lopez theilhaftig zu werden.

Allmählig machte sich dann der ernst- und treugesinnte Mann von Allem los, was seinen inneren Drange, nicht mehr sich selber, sondern Gott und dem Nebenmenschen zu leben, noch hemmen konnte; er zog sich von den vielen Besuchen und geselligen Zerstreuungen zurück, denen seine Verbindung mit dem Hofe des Vicekönigs und anderen hochgestellten Familien ihn ausgesetzt hatte, schaffte seine vielen Diener ab, verschenkte allmählig sein Vermögen, das gegen 60,000 Dukaten betrug, an die Bedürftigen, und gab zuletzt sein Amt auf, bei welchem viele weltliche, für seine und andere Menschenseelen unnütze Sorgen und Mühen gewesen waren, welche durch die jährlichen Einkünfte von 2000 Dukaten nicht aufgewogen wurden. Er zog nun ganz zu Lopez hin, den er von dem geringen Einkommen, das er noch zu Santa Fé bezog, bis zu seinem Ende, sieben Jahre lang — verpflegte und wie ein treuer Diener seiner wartete. Dieser Losa, der später das Leben des Lopez beschrieb, mag uns denn als ein Spiegel dienen, darin wir das Bild unseres Einsamen in großer Deutlichkeit erblicken.

Zuerst beschreibt uns derselbe die Lebensweise seines Freundes in seinen letzten Lebensjahren.

Lopez schlief in der Nacht nur wenige Stunden und sobald am Morgen der Tag graute, öffnete er das Fenster seiner Kammer. Hierauf, nachdem er sich gewaschen, ergriff er seine Bibel, denn obgleich er diese, wie wir vorhin gesehen, gleich als auswendig wußte, versäumte er dennoch niemals, den Tag mit dem Lesen in Gottes Wort zu beginnen. Nach diesem Lesen versank er in einen Zustand der inneren Abgeschiedenheit, bei welcher man nur aus der Stille und Andacht seines Angesichtes schließen konnte, daß er sich jetzt in der immerwährenden, unaussprechlich seligen

Gegenwart seines Gottes befinde. Wenn er, etwa eine Stunde vor Mittag, aus dieser Erhebung des Gemüthes zurückkehrte, dann nahm er sein Krüglein mit Wasser und seine kleine Serviette, und setzte sich zu Tische mit seinem Freunde. Während der Mahlzeit, von welcher er nur äußerst wenig genoß, sprach er mit Losa in heiterer Freundlichkeit nicht nur über geistliche Dinge, sondern auch über Gegenstände der sichtbaren Welt, wobei der Zuhörer tiefere Einsichten und Erkenntnisse gewann, als er jemals vorher aus Büchern geschöpft hatte. Auch nach dem Essen dauerte diese Unterhaltung fort, oder Losa las ihm die Lebensbeschreibungen der Helden und Heldinnen der Kirche, welche Vilegas beschrieben und andere Bücher ähnlichen Inhaltes. Es war aber zugleich der Nachmittag jene Zeit, welche Lopez seinem Pastoralgeschäfte bestimmt hatte; denn nur selten verging in den letzten 7 Jahren seines Lebens ein Tag, an welchem nicht Leute, welche des Rathes und Trostes oder der Zurechtweisung bedurften, zu ihm kamen. Jener Geist des Fragens: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ welcher im 16. Jahrhunderte in Spanien in vielen Seelen erwacht war, scheint damals auch in Neuspanien sehr rege geworden zu seyn, wobei sich die Mühe solcher Männer, wie Lopez, von sichtlichem Einflusse zeigte. Nicht nur Leute aus der Mittelklasse und aus den Armen des Volkes, sondern eben so viele aus den höheren, geistlichen und weltlichen Ständen, besuchten ihn öfters, namentlich that dieses der Vicekönig Salinas, welcher nicht selten mehrere Stunden lang bei diesem geistlichen Rathgeber verweilte.

Ein Beispiel solcher Art erweckte viele Andere zur Nachahmung. Namentlich kamen auch Manche, die nicht zunächst hören wollten, was Lopez zu ihnen sprach, sondern mehr noch Das, was sie selber von göttlichen Din-

gen in wohlklingenden Worten sprechen konnten. Der Einsame hörte sie geduldig an, pflegte aber von dergleichen Leuten gegen seinen Freund zu sagen: Es ist nicht die Liebe Gottes, sondern Eigenliebe, welche macht, daß manche Menschen so viel von Gott reden. Die wahre Liebe Gottes besteht ganz im Thun, darum spricht sie sich wenig oder gar nicht in Worten aus.

Diesem seinem Grundsatze gemäß bestand auch die Belehrung über göttliche und geistliche Dinge, welche er den nach solcher Erkenntniß begierigen Seelen gab, weniger in Worten als in der Kraft. So antwortete er Einem, der ihn inständig um eine Anweisung bat für den Weg, darauf er zu Gott kommen möge: „Jesus Christus sey allein dein Meister und Führer." Und der Andere faßte den Sinn dieser Worte so tief und richtig auf, daß sie ihm ein Licht wurden zur Erkenntniß seiner selbst und der Heilswahrheiten des Evangeliums. Hohe Standespersonen, welche ihn fragten, was sie thun müßten, um in ihrem Stande recht zu leben, sagte er: thut das, was ihr thut, aus Liebe zu Gott, das ist genug. Einem frommen Manne, der ihn um eine Anweisung bat, um recht in der Gott gefälligen Weise zu beten, schrieb er: „Jesus Christus ist der Meister, der euch lehrt, recht zu beten; Er thut dieses in seinem Vaterunser. Damit ihr aber auch meinen guten Willen seht, euere Frage zu beantworten, rathe ich Euch, das kurze Gebet zu sprechen: „Herr mein Gott, erleuchte meine Seele, daß ich Dich erkenne, und daß ich Dich liebe von meinem ganzen Herzen."

Einer von Denen, auf welche die Belehrungen des Gregorius Lopez den tiefsten Eindruck gemacht hatten, war der Jüngling Don Fernando von Cordova, der älteste Sohn einer hochadeligen Familie zu Mexiko. Die-

ser war bereits in seinen früheren Jahren durch Wort und Wandel allen seinen Standesgenossen und Allen, die ihn kannten, ein mächtiger Zeuge der Kraft zur Ueberwindung des Fleisches, so wie ein Zeuge jenes seligen Friedens geworden, dessen der Christ schon auf Erden aus Gnaden theilhaftig zu werden vermag. Was er hier im Vorschmacke empfunden, das sollte er bald in der Wahrheit und Wirklichkeit genießen; er wurde heimgeholt zu seinem Herrn in der Blüthe der Jünglingsjahre. Er war zu Angelopolis gestorben; als an dem Morgen jener Nacht, darin Ferdinand verschieden war, Franziscus de Losa in die Kammer des Lopez trat, fand er diesen in freudiger Bewegung und hörte von ihm noch die Worte: „o Ferdinand, wie selig bist du!“ Und als einige Tage nachher die Todesnachricht kam, durch welche jene Worte verständlich wurden und Losa dem Freunde sie mittheilen wollte, kam dieser ihm, ohne ihn anzuhören; mit den Worten entgegen: „nicht todt ist unser Freund, der Jüngling Ferdinand, sondern er ist zum Leben eingegangen.“

10. Züge von besonderer Art.

Das, was wir soeben erwähnten, gehört zu jenen ganz eigenthümlichen Zügen des Bildes, das uns Losa von seinem Freunde Lopez entwickelte. Einen von diesen Zügen bildet die Gabe nicht nur eines Ferngesichtes, sondern auch eines wahrhaften Tiefblickes in das geheime Innere der Menschenseelen, die sich ihm nahten, und in ihre Gedanken. Dieses erfuhr Joseph von Vidas, Advokat der Königlichen Audienz zu Mexiko, als derselbe einst mit einem Begleiter nach Santa Fé zu Lopez auf Besuch kam und dieser ihnen Beiden, ohne daß sie ihm ihr

Anliegen mitgetheilt hatten, Antwort auf die Fragen gab, die sie unterwegs ernstlich erwogen hatten, und über welche sie von ihm Aufschluß begehren wollten. Ein frommer Mann aus Angelopolis kam einst tief bekümmert, über manche Zweifel, die ihn beunruhigt hatten, zu Lopez. Er fand schon andere Leute bei diesem, aber gleich als hätte er nur auf ihn gewartet, wendete er bei seinem Eintritte das Gespräch auf die Beseitigung der Zweifel, welche den Mann herbeigeführt hatten, und dieser ging, ohne selbst zu fragen, vollkommen beruhigt von ihm. Dem wahrhaft erleuchteten Johann von St. Jakob, einem Franziskaner, von welchem Terstegen nicht mit Unrecht urtheilt, daß er unter allen Freunden des Lopez diesen am meisten und innerlichsten verstanden habe, sagte er einst Dinge, die in seinem Gewissen vorgegangen und die nur Gott wissen konnte, mit so wörtlicher Treue, daß derselbe ganz bestürzt darüber wurde; und mehrere ganz gleiche Erfahrungen machten Losa, so wie andere Freunde. Man hat diese Gabe, in das Innere der Menschenseelen zu blicken, auch an anderen, in ihrem Wesen und Wandel dem Lopez nahe stehenden Menschen beobachtet, wie namentlich an Philippo Neri.

Auf diesen Tiefblick, welcher ihn errathen ließ, was im Menschen sei, gründete sich auch das Benehmen unseres Gregorius gegen Andere, wenn er zu diesen entweder in Worten sprach, von welchen er fühlte, sie würden treffend sein, oder wenn er gegen Solche ganz schwieg, an denen er bemerkte, daß sein Wort sie nicht treffen würde. Wie sehr er geneigt war, mit einer übereinstimmenden wahrhaft göttlichen Beredtsamkeit Die zu ermahnen, zu trösten, zu belehren, die solches Zuspruches begehrten oder für denselben empfänglich waren, das haben wir schon vorhin

gesehen. Wenn der innere Schmerz und Kummer Andere, wie jenen Gouverneur, der seines Trostes bedürftig zu ihm kam, stumm machte, dann war er desto beredter; für manche Andere aber, die mit dem Gefühle: „wir haben gar satt", zu ihm kamen, hatte er kein Wort der Zusprache, so daß er oft stumm ihnen gegenüber saß und daß sie ihn für einen Narren hielten. Einen Gelehrten, der, um sich vor ihm groß zu machen, ihm lateinisch Etwas sagte, was seinem Inhalte nach ganz unbedeutend war, ersuchte er, obgleich er seine lateinischen Phrasen wohl verstanden, dasselbe in der (spanischen) Muttersprache zu wiederholen. Und als dieses geschehen war, sagte er nur: „So? ist das Alles, was Ihr mir zu sagen hattet?" Am kürzesten und schnellsten pflegte er solche Reden Anderer abzubrechen, welche ein unbefugtes Urtheil über Andere, oder einen Tadel der Obrigkeiten und Vorgesetzten enthielten.

Die vorhin erwähnte Gabe eines Blickes in das fremde Menschenherz kann nur Dem verliehen werden, dem sein eigenes Herz gründlich und genau bekannt ist. Dies ist die heilsame Erkenntniß, welche zur Demuth und durch diese zur Gnade und zur Huld des Herrn führt. Wollte Gott! so ruft sein frommer Lebensbeschreiber aus, daß ich nur eines kleinen Maaßes der Demuth und der Armuth des Geistes theilhaftig seyn möchte, welche dem G r e g o r i u s L o p e z in so reichem Maaße verliehen war. Mit tiefer Zerknirschung und mit einem heiligen Ernste sprach er, wenn das innere Selbstgefühl in ihm laut wurde: „Ich bin Nichts und vermag Nichts". Seinem Freunde bezeugte er es, daß er seit dem Beginne dieses seines neuen Lebens niemals der Versuchung unterlegen sei, über andere Menschen zu urtheilen, sondern sie seyen ihm gewöhnlich besser und weiser erschienen, als er sich selber. Auch habe er nie es

gewagt, einem Anderen einen Rath zu ertheilen, wenn man ihn nicht dazu gedrungen.

Mehr als durch solche Worte bezeugte er die Demuth seines Herzens durch die That selber. Er pflegte alle seine Feinde, wenn man ihm ihre Lästerungen hinterbrachte, in dem, was sie gegen ihn gethan, zu entschuldigen. Sie haben, so sagte er, nach dem geurtheilt, was sie von mir hörten. Man erzählte ihm, daß ein gewisser Herr, der sich darnach erkundigt hatte, mit was sich Lopez beschäftigte, da er vernahm, daß derselbe nichts thäte, als beten und lesen, gesagt habe: einem solchen Müßiggänger würde ich mit gutem Gewissen eine Anzahl Ruthenstreiche geben lassen. Lopez lächelte und sprach: ich an seiner Stelle würde wohl eben so geurtheilt haben als er, wenn ich keine andere Beschäftigung gekannt hätte, als die, welche vor Augen liegt, denn der Müßiggang erscheint mir ebenso strafbar als ihm. In seinen Reden ging er nie darauf aus, den Beifall Derer zu gewinnen, die ihn hörten. Ich habe, so erzählte er gleich wie von einer dritten Person von sich selber, vormals einen jungen Menschen gekannt, welcher immer darauf studirte, was und wie er reden sollte; gewöhnlich aber fand er keine Gelegenheit, seine hochstudirten Reden anzubringen. Er pflegte gerade das, was Andere, an ihm hochhalten mochten, am meisten zu verbergen, und als sein Freund ihm bekannte, wie schwer ihm selber eine solche Zurückhaltung seyn würde, sagte er: „im Glauben ist dieses leicht, denn durch ihn sind wir versichert, daß wir im Himmel gesehen werden, es kann uns dann gleichgültig sein, wie und ob uns die Welt sieht."

Er bezeugte niemals eine besondere Freude oder Ergötzung an sichtbaren und vergänglichen Dingen. Uns, so sprach er einst zu seinem Freunde, die wir unter dem Gesetze

der Gnade stehen, wäre es eine Schande; wenn wir in der äußeren Zurückgezogenheit und Armuth, in der wir leben, nicht eben so gestimmt seyn sollten, als die Königin Esther, mitten in der Pracht und Herrlichkeit eines großen Königshofes. Diese konnte zu Gott sagen: Du weißest, Herr, daß ich, seit ich bin hiehergebracht worden (in diesen Königspalast), ich mich nie gefreut habe, ohne in Dir allein, Herr, Du Gott Abrahams! (Stücke in Esther 3, 11—12). Und nicht nur von den Ergötzungen des Leibes, sondern auch von denen der Seele, die in den ungewöhnlichen Gaben der lebhaften Empfindungen und Entzückungen bestehen, pflegte er wenig zu halten. Die Entzückung, so sagt er, welche er in diesem Leben zu haben begehre, sei die völlige Uebereinstimmung seines Willens mit Gottes Willen und die beständige Hingabe in diesen Willen.

Von der äußeren Armuth pflegte er zu sagen, daß, wenn ein Mensch in ihr sein Vergnügen finde, dieses ein Zeichen wäre seines inneren Reichthums. Wie sich dieses Vergnügtsein an der Armuth auch darin kundgebe, daß man demselben eine äußere Ehre anlege, das zeigte er an sich selber schon in jener Reinlichkeit und Sauberkeit, darin er seine arme einfache Kleidung und sein Kämmerlein erhielt, wozu er nie einer fremden Hand sich bediente. Auch in den letzten Jahren seines Lebens, wo er wegen der großen Schwachheit seines Leibes und wegen seines Magenkrampfes eine andere Lebensweise führen, namentlich auch etwas Wein trinken mußte, bestand sein Hauptnahrungsmittel in Brod — dieser Speise der Armen — obgleich er dieses zuletzt nicht mehr trocken, sondern nur in Wasser eingetaucht, genießen konnte. Er kostete übrigens auch von den anderen einfachen Gerichten, die sein Freund ihm vorsetzte, doch bemerkte man jederzeit, daß, wenn dieser

ihm etwas Besonderes zu seiner Stärkung auftrug, diese ungewohnte Nahrung ihm sehr übel bekam. So erkannte er, daß die Armuth für ihn das einzig zuträgliche Element des Lebens sei.

11. Die unaufhörliche That der Liebe.

Salazar, der Bischof der Philippinen, welcher den Gregorius Lopez sehr liebte, fragte diesen einst, was in seinem Umgange mit Gott sein Hauptgeschäft sey? Mein Hauptgeschäft, sagte Lopez, ist es, Gott und den Nächsten zu lieben. Dasselbe, erwiderte der Bischof, habt Ihr mir schon vor 35 Jahren zu Amajac gesagt; ist dieses bisher immer Euer Thun gewesen? — So ist es, antwortete Lopez, obgleich meine äußeren Schicksale und Verrichtungen vielem Wechsel unterworfen waren.

Nicht nur jene Werke der Liebe, welche das Auge sieht, sondern auch die innere Stellung des Herzens, die herrschende Gesinnung ist (wie selbst noch bei dem Schächer am Kreuze) ein Werk, eine That des Lebens. Dies sind die verborgenen Werke, welche Gott sieht und kennt, ja wornach Er zunächst den Menschen richtet. Nur aus den inneren Werken der Liebe gehen die äußeren hervor.

Dem Gregorius Lopez konnte man es anmerken, daß die Stimmung seines Gemüthes ohne Aufhören die war, welche in den Worten ausgedrückt ist: „Rede Herr, denn dein Knecht höret". Der Säugling auf dem Arme der Mutter kann seine Liebe zu dieser nicht in Worten äußern, und dennoch versteht sie die Mutter. Nach dieser geht ohne Aufhören das Verlangen des Kindes, in ihrer Vereinigung ist dasselbe froh und vergnügt.

Ich habe, so sagt Losa von seinem Freunde, allzeit

erkannt, daß der Grund und Anhalt seiner Andacht der Herr Jesus Christus war, als die einige Pforte, durch welche Alle in das Reich Gottes eingehen müssen. Dieses bezeugte er uns oft in den rührendsten Ausdrücken, wenn er von der Kindheit, von dem Leben und Sterben unseres Erlösers sprach. Auch bei seiner kräftigen Fürbitte für Andere pflegte er das Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi, des Sohnes Gottes und unseres Heilandes dem ewigen Vater darzubringen für die Sündennoth der Welt und der einzelnen Menschenseelen. Auch sagte er, daß die innigste Vereinigung der Seele mit Gott die wäre, wobei zwischen Gott und der Seele keine Intraposition (Dazwischenkunft) statt fände. Wie das Licht die Luft, so daß kein Mensch beide in ihrer Besonderheit unterscheiden könne, durchdränge Gott, der ein lauterer Geist sey, das Wesen der Seele, so daß nur Gott allein in ihr erkennbar sey.

Wir wiederholen es nochmals: das eigentliche Werk des Lebens unseres Einsamen steht in den Worten: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, und deinen Nächsten als dich selbst. Es war mit ihm dahin gekommen, daß Gott ihm näher stand, als er sich selber, denn seinen eigenen Willen und Alles, was er war, hatte er durch die beständige That der Alles aufopfernden Liebe an Gott ergeben.

Losa fragte ihn einst, durch welche Mittel er sich zu dem inneren Werke dieser Liebe, die immer vor Gottes Angesicht steht und auf seine Winke und Befehle wartet, so fortwährend bekräftige und stärke. Er antwortete hierauf, daß er zu diesem Zwecke sich eines englischen Mittels bedient habe. Denn wie in dem Lobe Gottes eine Macht liegt, welche die Geister der Engelwelt, die Starken am

Throne, ohne Aufhören bei Tag wie bei Nacht munter erhält, so habe er auch öfters durch solche Lobpsalmen wie der 148. („Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet Ihn in der Höhe") sich zur Freudigkeit des Gebetes erhoben und darin erhalten. Es sey ein Wohlgefallen Gottes, seines Herrn, daß noch alle Lande seiner Ehre voll werden, darum stimme sein Gebet für das Heil der Menschenseelen mit dem Wohlgefallen Gottes überein und werde hiedurch getrost und stark. Ueberhaupt sey in der Liebe zu dem innig nahen Gott nichts als Freude und Frieden.

12. Vom Glauben zum Schauen.

Diese Freude und dieser Friede einer beständigen That der Liebe verließen das gottgeheiligte Gemüth des Gregorius Lopez auch da nicht, wo es mit ihm, unter unsäglichen Schmerzen des Leibes zum Sterben kam.

Im Mai 1592 stellten sich bei ihm Zufälle ein, welche vor aller Menschen Augen und nach seinem eigenen Gefühle sein nahes Ende ankündigten. Sein Freund Losa wollte durchaus einen Arzt rufen, Lopez aber wehrte es ab mit den Worten: „Mein Vater, nun ist die Zeit Gottes da." Als er bald hernach nichts mehr genießen konnte, als Brühen, da erhielt er von Mexiko, aus der Küche vieler seiner hochgestellten Freunde allerhand zugesendet, das für seinen Zustand geeignet war. Da sprach er, gegen einen anwesenden Freund (Sarmiento) gewendet „Mein Gott! du bist wunderbar, auch darin, daß du einem Menschen, der Nichts besitzt, der aber zur Fristung seines Lebens auf die bestimmte Zeit und zu seiner Erquickung einer solchen Speise bedarf, die nur Fürsten zukommt, Leute erweckest, die ihm dieselbe ohne sein Begehren zuschicken."

Ein anderer Freund: Ortigosa hätte gerne von ihm, welchem er dieses Wissen zutraute, die Stunde seines Todes erfahren. Er begann sein Ausfragen mit der Anrede: „Nun werdet Ihr dahingehen, Gott zu schauen.“ Lopez, der wohl seine Gedanken errieth, unterbrach ihn mit den Worten: Das wird geschehen, wenn Gott es will.

In bemerkenswerther und rührender Weise haben zwei Frauen an seinem Sterbebette sich benommen. Die eine war eine sehr hohe Dame, reich an guten Werken der Wohlthätigkeit, dabei aber der Kleiderpracht und selbst dem Spiele leidenschaftlich ergeben. Losa wollte sie nicht vorlassen, als sie jedoch mit Bitten anhielt, sagte er es dem Lopez: dieser befahl, sie einzuführen. Sie wartete und pflegte seiner mit Demuth und Liebe mehrere Tage lang, und kehrte heim: begnadigt und wiedergeboren zu einem anderen Leben, in dessen Vollgenuß sie kurz hernach durch den Tod einging. Die Andere war ein armes, indianisches Weib, welches 3 Tage vor Lopez' Tode zu ihm kam, nur, um ihn zu sehen. Der Kranke, nach seiner Demuth, bat den Losa, welcher ihre Sprache vollkommen verstand, sie zu fragen, was sie wolle? „denn“, so sagte er, „vielleicht hat sie mir noch eine Ermahnung zu geben, die mir Noth thut.“

Losa fragte ihn einige Male, wie es jetzt bei ihm stehe mit der immerwährenden That der Liebe? Lopez antwortete: „Sie bestehet noch fort, ohne Unterlaß.“ — „Und verhindern Euch,“ fragte Losa, „Eure sehr großen Schmerzen nicht, an Gott zu gedenken?“ — Im Geringsten nicht, antwortete der Sterbende.

Eine einzige Klage hörte Losa von ihm, das war die, daß er jetzt schon seit 10 Tagen nicht mehr habe in der Bibel lesen können, was er doch vorhin, seitdem er

das Leben eines Einsamen führte, noch keinen Tag versäumt habe. — Doch dieses Buch stand lebendig in seinem Herzen.

Als er schon im Kampfe des Todes lag, sprach sein Freund zu ihm: „Siehe, nun ist die Zeit, hinzugehen und das Geheimniß zu schauen." Da antwortete der Sterbende mit einer wunderbaren Freudigkeit und Kraft: Alles ist klar; es ist nichts mehr verborgen, es ist voller Mittag für mich!

In solcher Freudigkeit und solch' seligem Frieden entschlief der treue Zeuge seines Herrn am 20. Juli 1596, seines Alters 54 Jahre, nachdem er 33 Jahre lang in Mexiko vielen Seelen ein Wegweiser und Führer zu dem verborgenen Schatze im Acker gewesen war, dessen Werth ein unvergleichbar viel höherer ist, als alle Schätze des Silbers und Goldes in Mexiko und Peru es seyn konnten.

V. Christian Friedrich Schwartz.

1. Der Verlobte.

Als die Mutter des nachmaligen so hochgesegneten Sendboten des Evangeliums an die Heiden, des Chr. Fr. Schwartz, ihrem Ende sich nahe fühlte, da machte sie sich stark im Geiste. Mit feierlichem Ernste und Ausdrucke der Stimme wendete sie sich an den trauernden Gemahl und an den frommen Beichtvater, der an ihrem Sterbebette stand, und erklärte diesen, daß sie ihren Sohn, der damals noch ein zartes Kind war, schon im Mutterleibe dem Herrn zu Seinem Dienste verlobt und geweiht habe. Da gaben die Beiden der Sterbenden das Versprechen, daß sie, so weit dies in ihren Kräften stehe, dieses dem Herrn verlobte Kind zur Ehre Gottes und zum Bekenntnisse des Heiles in Christo erziehen, und wenn dasselbe hierzu berufen sey, ihm zur Erlangung des evangelischen Predigeramtes förderlich seyn wollten.

Aber noch ein Höherer, als die Menschen sind, hatte als treuer Zeuge die Gebete der Mutter für ihr noch ungeborenes Kind, so wie den letzten Segenswunsch ihrer sterbenden Lippen gehört und erhört: Gott hatte es so gefügt, daß gerade zu jener Zeit, als der Knabe seine erste, feurige Liebe dem Lernen in der Schule zuwendete, ihm

ein Lehrer gegeben wurde, welcher selber in der Schule des Geistes Gottes gelehrt und erzogen war. Dieser Lehrer an der Stadtschule zu Sonnenburg in Preußen (sein Name hieß Helm) erscheint in der Geschichte des Chr. Fr. Schwartz als das nächste Glied an der Kette, mit welcher die herzinnigen Gebete der Mutter das Erdenleben ihres Sohnes an ein Ziel der Ewigkeit angeschlossen hatte. Der Knabe stand in seinem achten Jahre, als er 1734 in die lateinische Schule trat und sein Ohr war ihm nicht nur für die Belehrung in den Elementen des gelehrten Wissens, sondern vor Allem für die Ermahnungen und Anregungen des Lehrers geöffnet, welcher bei jeder Gelegenheit seinen Schülern die Uebung des stillen, kindlichen Gebetes zu Gott als den Anfang aller wahrhaften Weisheit empfahl. Schwartz war vielleicht einer der jüngsten unter den Schülern Helm's, und dieser Lehrer wurde durch seine Beförderung zum Predigtamte nur kurze Zeit der Schule gelassen. Dennoch ist das, was er in der Seele des jungen Knaben weckte, in dieser kräftig geblieben, bis in die Jahre des hohen Alters. Noch in einem Briefe aus dieser späteren Zeit erzählt Schwartz, wie er schon frühe gewohnt gewesen sey, sich von der Gesellschaft seiner Gespielen zurückzuziehen, um in der Stille recht herzlich zu Gott zu beten. Diese Gewohnheit sey ihm sehr heilsam gewesen. Er fand da immer Trost und Frieden, besonders dann, wenn sein Gewissen ihm über irgend ein begangenes Unrecht Vorwürfe machte und ihm keine Ruhe ließ, bis er sich entschloß, Gott recht ernstlich um die Vergebung seiner Sünden anzuflehen."

Wenn der vorhin still aus- und eingehende Odem auf einmal langsamer und dazu öfters auch geräuschvoller wird, dann ist es ein Zeichen, daß der vorhin Wachende ent-

schlafen sey. Auch in geistiger Weise geht der Christ, wenn er in der Uebung des stillen Gebetes nachläßt und träger wird, jenem Schlafe entgegen, während dessen der Feind sein Unkraut in den wohlbereiteten Acker aussäen kann. Der Nachfolger des treuen Lehrer Helm im Schulamte gehörte wohl selber mehr zu den Schlafenden, als zu der kleinen Schaar jener Stillen im Lande, welche munter sind und wachen. Ein solches Beispiel des Lehrers blieb nicht ohne Wirkung. Auch Schwartz, der Knabe und angehende Jüngling, wurde lau und träge im Werke des Geistes. Wie bei den Schlafenden das Geschäft der leiblichen Ernährung und des äußeren Wachsthumes fortbesteht, obgleich Augen und Ohren wie alle Sinne für den Verkehr mit der Welt des Lichtes verschlossen, die Glieder thatenlos sind, so nahm auch der junge Schwartz in den gewöhnlichen Kenntnissen der gelehrten Schulen sehr merklich zu, während sein inneres, geistiges Auge dem Lichte, für welches es gemacht war, mehr und mehr sich entfremdete und verschloß. Zwar wurde er immer von Zeit zu Zeit kräftig angeregt, so daß sein Auge der Tageshelle sich öffnete, aber die Trägheit des Fleisches, welche seiner mächtig geworden war, gab ihm immer wieder die Worte des Faulen ein, die in den Salomonischen Sprüchwörtern verzeichnet stehen, und seine Augen schlossen sich von Neuem.

Der Vater unseres Chr. Fr. Schwartz war nicht nur ein achtbarer, rechtschaffener, sondern auch frommer Mann. Gott hatte ihn auch äußerlich an Stand und Gütern gesegnet, aber, obgleich mildthätig gegen Arme und fern vom Geize, suchte er sich und die Seinen zur Sparsamkeit und Genügsamkeit anzuhalten. Als die Zeit gekommen war, daß sein Sohn zur Vorbereitung auf die akademische Laufbahn die höhere gelehrte Schule in Küstrin

beziehen sollte, ist er nicht, wie andere Väter von gleichem Wohlstande, mit ihm im Wagen gefahren, sondern er begleitete ihn selber zu Fuße dahin. Er empfahl ihn hier der Aufsicht eines treuen Lehrers, gewährte aber dem Sohne, um denselben, wie er später ihn belehrte, an Entsagung zu gewöhnen, nicht mehr Unterstützung an Geld, als zu seinem nothdürftigen Lebensunterhalte gehörte. Obgleich ihm diese väterliche Vorsorge vor manchen jener zerstreuenden Vergnügungen bewahrte, denen sich einige andere mit ihm gleichzeitig aus der Heimath gekommene, reichlicher versorgte Mitschüler unbeschränkt dahingaben, konnte es ihm doch keinen Schutz gewähren gegen die Gefahren des inneren Leichtsinnes, in welche er durch den Umgang mit anderen Genossen von gleicher Naturart gerieth. Ja diese Gefahren waren für ihn noch viel größere, als für die meisten Anderen. Denn sein tiefer nachsinnender Geist, geübt in jener inneren Sprache der Gedanken, welche untereinander sich anklagen und entschuldigen, hatte sich, während des Dunkels, darin er sich befand, so sehr zu der Parthei Derer gewendet, welche nur entschuldigen wollen, statt zu verklagen, daß es ihm erging, wie jenem Faulen in den Sprüchwörtern, der sich „für weiser hält denn sieben, die da Sitten lehren."

Aus diesem Schlafzustande der Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit, dessen Ende der Tod ist, wurde der Jüngling durch ein anscheinend schwaches Werkzeug geweckt. Er war in dem Hause eines Rechtsgelehrten zu Küstrin bekannt geworden, welcher früher in Halle studirt hatte und noch fortwährend mit Halle in Verkehr stand. Dieser sprach bei jeder Gelegenheit mit inniger Hochachtung von den Lehrern der dortigen Universität. Der Jüngling war dabei ein schweigender Zuhörer. Offener aber

trat er mit seiner selbstgenügsamen und selbstgemachten Lebensweisheit gegen eine fromme, zur Familie gehörige Jungfrau hervor. Diese, welche weder Geschick noch Neigung hatte, mit dem jungen vermeintlichen Weltweisen zu disputiren, was diesen nur noch mehr in seinem Wahne befestigt haben würde, sprach zu ihm in offenkundigen Thatsachen, indem sie ihm namentlich solche Bücher in seine Hände gab und zum Lesen empfahl, wie das ist, darin A. H. Francke den Ursprung und Fortgang des Waisenhauses zu Halle beschreibt*). Bei dem Lesen dieses Buches, so wie anderer von gleichem Inhalte, wurden die Nebel, welche seither das vormals kräftige Leben des Glaubens in der Seele des Jünglings verdunkelten, vollkommen zerstreut; der Segen all' der Gebete und letzten Wünsche seiner sterbenden Mutter kamen ihm wieder, seine Bestimmung, als ein Verlobter des Herrn nur Ihm im Glauben zu leben und zu dienen, ward ihm theuerer und klarer denn jemals.

So kam er im Jahre 1746 nach Halle, und wie konnte es anders seyn, als daß er mit herzlicher Liebe an A. H. Francke und andere Männer von gleicher Gesinnung sich anschloß! Unter ihrer Leitung und Belehrung bildete er sich gründlich für den künftigen Beruf eines Gottesgelehrten und Predigers aus, vor Allem erstarkte aber in ihm jene Freudigkeit des Glaubens, in welcher er später so Großes für das Reich Gottes auf Erden gewirkt hat. Im Jahre 1749 erfuhr er, daß Francke im Kreise der Studirenden nach neuen Missionarien für Indien sich umsehe, und obgleich der leise Gedanke an einen solchen Lebens-

*) Unter dem Titel: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes.“

beruf nur erst kurz zuvor in seiner Seele wach geworden war, entschloß er sich dennoch sogleich, sich für jenes große Werk anzubieten, wenn er die Erlaubniß seines Vaters dazu erhalten könnte.

In der Absicht, diese Erlaubniß sich zu erbitten, reiste er in die Heimath. Hier aber im Vaterhause hielten es alle die anderen Mitglieder der Familie im Voraus für unwahrscheinlich, ja für unmöglich, daß ihm der Vater seine Einwilligung geben werde. Denn er, Christian Friedrich, der einzige Sohn aus der ersten Ehe des Vaters, war überhaupt der vorgehende Erbe und Hauptstammhalter des Hauses. Der Vater, ein unwandelbar treuer Freund aller göttlichen wie gesetzmäßig menschlichen Ordnung, werde sich die längst fest beschlossenen Pläne seiner Familienordnung durch ein Hinwegscheiden seines Sohnes aus dem Vaterlande und Familienbande nicht zerstören lassen. Demohngeachtet trug der junge Schwartz mit feierlichem Ernste dem Vater seinen Wunsch nebst den Beweggründen vor, welche ihn zur Ausführung desselben bestimmten, und dieser, statt, wie man erwartete, die Anfrage alsbald von sich abzuweisen, verlangte nur einige Tage Bedenkzeit, und bestimmte seinem Sohne die Stunde, in welcher er ihm seinen Entschluß über diesen wichtigen Gegenstand mittheilen werde. Der entscheidungsvolle Tag kam, und mit allgemeiner Begierde wartete die Familie auf die Entscheidung. Der junge Missionscandidat aber blickte nicht der Einwilligung, wohl aber der Versagung seiner Bitte ängstlich entgegen. Endlich kam der Vater von seiner oberen Arbeitsstube herab, gab dem Sohne seinen Segen, „und hieß ihn in Gottes Namen ziehen, indem er ihn aufforderte, seines Vaterlandes und seines Vaters Hauses zu vergessen, und hinzugehen, um Seelen für Christum zu gewinnen."

Wem sollte hier nicht die Erinnerung zurückgekehrt seyn an jene Stunde, in welcher die fromme, sterbende Mutter mit feierlichem Ernste es aussprach, daß dieser Sohn schon im Mutterleibe so wie von seiner Geburt an ein Verlobter des Herrn, „geweiht zu Seinem Dienste" sey und wo sie von ihrem Eheherrn wie von dem anwesenden Beichtvater die Zusicherung erhielt, daß sie beide zur Förderung dieses ihres Segenswunsches, den sie dem Kinde für Zeit und Ewigkeit gegeben, aus Kräften mitwirken wollten! —

Der junge Missionar, mit dem Spruche im Herzen „was du im Namen des Herrn zu thun gedenkst, das thue alsbald," eilte hinweg aus dem ihm lieben Vaterhause, nachdem er edelmüthig zu Gunsten seiner Brüder und Schwestern auf sein väterliches Erbgut Verzicht geleistet hatte. Zunächst ging er nach Halle, wo ihm wenige Tage nach seiner Ankunft die Berufung an eine sehr einträgliche Pfarrstelle in seinem Vaterlande zukam. Er aber hatte schon den Ruf einer mächtigeren Stimme, als die menschlichen es sind, vernommen: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will" und hatte schon längst mit freudigem Muthe gesagt: Hier bin ich, Herr, zu Deinem Dienste willig und bereit. Indien war das Land, das der Herr ihm zeigte und dahin er ihn geleitete, ein Land der großen Thaten Gottes an den Seelen eines Volkes, wie nur wenig andere Länder der Erde es sind.

2. Indiens uralte Befreundung mit dem Christenthume.

Kein anderes Land unter allen, welche das Menschenauge kennt, darf mit mehrerem Rechte als Indien ein

Fürstenthron aller Naturkräfte der Erde genannt werden. Seine Ströme kommen aus Höhen, zu denen nur der Flug des Geyers, kein Fuß eines Menschen den Steig findet. Da ruhen unter der Decke des Schnees noch die Reste einer vor Jahrtausenden im Schooße der Gewässer entschlafenen Thierwelt; kein Gras noch Kraut, auf dessen Grün die Mücke sich sonnt, sproßt in der Todtenkammer des beständigen Frostes. Aber tief unter der Sargdecke des Alpenschnees dringen die Quellen hervor, deren Bäche mit anderen Bächen vereint ein Wunderland der strömenden Wasser bilden, bis sie in das tiefere Land kommen, in welchem alle Herrlichkeiten der lebenden Natur versammelt stehen um den Fürstenthron der irdischen Naturkräfte.

Außer seinen unvergleichbar hohen sinnlichen Reizen hat aber Indien für unsere Betrachtung noch einen höheren, geistigen Reiz. Wohl begegnen hier die erfrischenden Winde aus dem schneebedeckten Hochgebirge der Stromquellen dem berauschenden Dufte der Gewürzbäume, so wie dem Athem der vielstimmigen, urkräftigen Thierwelt, und die hinabströmenden Wasser tränken das an Lebenskeimen überreiche Land. Aber es ist noch ein anderer, mächtigerer Wind, dessen Brausen wir hören, ohne zu wissen, woher er kommt und wohin er fährt: ein Lebenshauch des Geistes aus Gott, welcher die von der Fülle der umgebenden Sinnenwelt umflutheten Seelen der Menschen in diesem Lande wundervoll anregt und belebt. Indiens Bewohner sind seit alter Zeit ein Volk gewesen, in dessen Mitte die Sendboten der Weisheit, die von Anfang ist, wie die Tauben aus Noah's Arche, nicht nur ein vereinzeltes Oelblatt, sondern einen Boden fanden, auf welchem ihr Fuß ruhen konnte. Ein Nachklang der Stimme solcher Sendboten Jehovah's scheint sich selbst in der viel-

fach verunstalteten Tempelweisheit der Urväter des Volkes zu finden und bald nach jenen Tagen des Heiles, das Christus den Menschen brachte, haben Sendboten von apostolischem Geiste in Indien dieses Heil dem Volke verkündet. Mitten in der mehr denn tausendjährigen Nacht des Heidenthums war der Leuchter nicht verloschen, den Christi Geist in Indien entzündet und an einen hohen Ort gestellt hatte. Die Gemeine, welche diesen Leuchter bewahrte, ist die der Syrischen Christen in Indien. Sie ist das erste und älteste Werk der dortigen christlichen Missionen, auf sie wollen wir deshalb auch unseren Blick zuerst richten.

Eine Sage, die sich in dieser Gemeinde bis auf unsere Tage erhalten hat, wollte jenen Jünger des Herrn, der seine Finger selber in die Nägelmale und in die Seitenwände des Herrn legte, Thomas den Apostel, als den anfänglichen Begründer bezeichnen. Wenn auch diese Sage manchen Widerspruch gefunden, so bleibt dennoch der Kirche der syrischen Christen in Indien ein anderes Siegel ihrer unmittelbareren oder mittelbaren Abstammung aus der frühesten christlichen Kirche: das sind die Züge der apostolischen Einfalt ihrer Lehren und ihrer kirchlichen Verfassung. Diese beide, die Lehre wie die kirchliche Ordnung und Zucht der Gemeindeglieder, suchten sie vor Allem auf die Lehren der Bibel zu begründen, deren Wort in allen Dingen ihre höchste Autorität war. Sie lasen diese nur in syrischer Sprache, in welcher auch die Liturgie ihres Gottesdienstes verfaßt ist, denn in dieser Sprache, so sagten sie, nicht in der griechischen oder römischen, hat der Herr mit seinem Volke geredet. — „Sind nicht die Worte, die Er zu Jairi Tochter gesprochen, Talitha kumi (Mägdlein stehe auf), so wie Hephata (thue dich auf) und selbst die Worte

des sterbenden Erlösers „Eli, Eli, lama sabachthani“ von syrischer Abstammung?“ —

Sie erkennen nur die Taufe und das Abendmahl, nächst diesen die Priesterweihe, als schriftmäßige Sakramente an; nur drei kirchliche Aemter: das des Bischofs, das der Priester und der Diakonen; ihre Bischöfe, deren ununterbrochene Reihenfolge seit länger denn 1500 Jahren sie kennen, empfingen ihre Weihe und ihren Hirtenstab von dem Bischofe von Antiochien, später von dem in Babylon. Die Priester wie die Diakonen durften sich verheirathen. Aus dem Vermögen der Kirche wurden die Armen versorgt und die Bräute ausgestattet; in den Kirchen sah man statt aller Bilder nur das Kreuz; nur den dreieinigen Gott, in Christo dem Herrn ihnen genaht, beten sie an.

Die freudige Hoffnung auf einen brüderlichen Verein im gemeinsamen Glauben an Christum den Herrn, das einige Oberhaupt seiner Kirche, welche in den syrischen Christen bei der Ankunft der Portugiesen in Indien erwacht war, sah sich getäuscht. Als die Herrschaft der Portugiesen durch die Holländer verdrängt war, wendeten sich die einheimischen Christen, zum Theil in die Abgeschiedenheit der Gebirge zurückgezogen, der alten, friedlichen Ordnung wieder zu.

Die syrischen Christen hatten lange Zeit unter ihren eigenen Fürsten ein freies, unabhängiges Leben geführt. Als sie jedoch auch später diese Unabhängigkeit unter der Herrschaft eines heidnischen Herrschers verloren, war die Achtung, die sie unter allen Einwohnern des Landes genossen, so groß, daß ihnen unter den eingeborenen Fürsten von Cochin und Travancore, auf deren Gebiet sie großentheils wohnten, viele besondere bürgerliche Vorrechte zuerkannt wurden, und daß namentlich ihre Geistlichkeit den

nächsten Rang nach den Nairen oder den adeligen Geschlechtern des Landes einnahmen. Denn die ehrende Anerkennung, die sie unter den heidnischen Einwohnern fanden, der Einfluß, den sie vom neunten Jahrhunderte an auf ihre Umgebungen übten, gründeten sich auf die Würde ihres sittlichen Charakters. Man ließ ihnen in all' ihren bürgerlichen so wie kirchlichen Angelegenheiten ihre volle, unbeschränkte Freiheit; die Priester und Aeltesten ihrer Gemeine waren Lehrer, Richter und väterliche Versorger aller Glieder der Gemeine.

Zwar hatte sich in die indisch-syrische Kirche mancher Aberglaube, Irrthum und volksthümlicher Unverstand eingeschlichen; wo jedoch der ernste Wille auf beiden Seiten vorhanden ist, nur der Belehrung durch Gottes untrügliches Wort zu gehorchen, da wird dem friedlichen Einverständnisse der brüderlichen Liebe nichts entgegenstehen. Ist doch das gemeinsame Haupt der lebendigen Glieder Christus der Herr. Ein Bild wird hier seine geeignetste Stelle finden, das uns Claudius Buchanan, der gewesene Vicerektor des Fort-Williams-Collegiums in Bengalen, aus eigener, theilnehmender Anschauung von der ältesten Christengemeinde in Indien entwirft.

3. Ein Besuch bei den syrischen Christen in Indien.

„Vom Palaste zu Travancore machte ich den Weg nach Mavety-Bar und von da zu den Hügeln am Fuße der hohen Ghauts, die Karnatik von Malayala trennen. Die Oberfläche des Landes überhaupt, in der Nachbarschaft der Gebirge, bietet eine mannichfaltige Scene von Thälern, Hügeln und durchkreuzenden Strömen dar. Diese Ströme

fallen von den Gebirgen herab und erhalten die Thäler in beständigem Grün. Die Wälder bringen Pfeffer, Cardamom und Cassia hervor, wie auch Weihrauch und andere aromatische Gewächse. Was die Größe des Schauspieles in dieser Gegend erhöht, ist der Umstand, daß die nahe gelegenen Gebirge von Travancore nicht öde dastehen, sondern mit Wäldern von dickem Holze bedeckt sind: mit indianischen Eichen, die, wie man sagt, das höchste Schiffsbauholz in der Welt liefern."

„Der erste Anblick christlicher Kirchen in dieser abgelegenen Gegend Hindostans, verbunden mit dem Gedanken an ihre ruhige Dauer durch so manche Jahrhunderte hindurch, muß in der Seele des Beschauers angenehme Empfindungen erwecken. Die Gestalt der ältesten Gebäude ist einigen der ältesten Pfarrkirchen in England nicht unähnlich; bei beiden ist die Bauart byzantinisch-sarazenischen Ursprunges; sie haben abhängende Dächer, große, zugespitzte Fenster und Strebepfeiler, auf denen die Mauern ruhen. Die Balken des Daches, die dem Auge ausgesetzt sind, finden sich mit Zierrathen versehen und das Tafelwerk im Chore und am Altare ist kreuzförmig und verticft. In den Kathedralkirchen stehen die Grabmale der verstorbenen Bischöfe auf beiden Seiten des Altares. Die meisten Kirchen sind von röthlichen Steinen, viereckig gebaut und an jeder Ecke geziert; auch haben sie eine dauerhafte Bauart, indem bei den größten Gebäuden die Vorderwände 6 Fuß tief sind. Die Kirchenglocken sind in den Gießereien des Landes gegossen worden. Einige derselben sind von sehr großem Umfange und haben Inschriften in syrischer und der Malayalin-Sprache. Als ich des Abends einer Stadt mich näherte, hörte ich auf einmal zwischen den Hügeln den Schall der Glocken: ein Eindruck, der mich

für einen Augenblick vergessen ließ, daß ich in Hindostan sey und auch an ein anderes Land erinnerte.

Die erste syrische Kirche, die ich sah, war die Kirche zu Mavelicar; aber die Syrer leben hier in der Nachbarschaft römischer Christen, sie sind daher nicht so einfach in ihren Sitten wie die, welche näher bei den Gebirgen wohnen. Sie waren in vorigen Zeiten von römischen Emissarien öfters besucht worden, daher muthmaßten sie anfangs, ich möchte zu diesem Glaubensbekenntnisse gehören. Sie hatten zwar von den Engländern schon gehört, aber sie hegten die sonderbare Vermuthung, daß diese zu der Kirche des Papstes im Occident gehören. So wenig waren sie gewohnt, einen Freund zu sehen, daß sie gar nicht glauben konnten, daß ich in freundschaftlicher Absicht zu ihnen gekommen sey. Zudem hatte ich mit einem ihrer verständigsten Priester eine kleine theologische Streitigkeit über die Originalsprache der vier Evangelien gehabt, von der dieser behauptete, daß es die syrische gewesen sey. Indeß legte sich bald jeder Schimmer von Argwohn, sie gaben mir, der alten Sitte gemäß, ihre rechte Hand zum Zeichen der Freundschaft und einer von ihnen wurde beauftragt, mich in ihre Kirchen im Inneren des Landes zu begleiten.

Als wir der Kirche zu Tschiganoar nahe kamen, begegnete uns einer der Kassaname oder syrischen Geistlichen. Er hatte ein weites, weißes Kleid an und auf dem Kopfe eine Kappe von rother Seide, die hinten hinabhing. Nachdem mir gesagt worden war, wer er sey, redete ich ihn in syrischer Sprache mit den Worten an: „Friede sey mit Euch". Er erstaunte über den Gruß, antwortete aber sogleich: der Gott des Friedens sey mit Euch! — Er redete die Diener des Radschahs in der Landessprache an und erkundigte sich, wer ich sey? und nun ging er sogleich wie-

der in seinen Ort zurück, um unsere Ankunft bekannt zu machen. Als wir daselbst angekommen waren, wurde ich vor der Kirchenthüre von drei Kascheschas (Presbytern oder Priestern) empfangen, die gleichfalls weiße Kleider anhatten. Sie nannten sich Josua, Zacharias und Urias; diese Namen schrieben sie mir in mein Tagebuch und jeder setzte den Titel „Kaschescha" hinzu. Auch waren zwei Schumschanas (Diakonen) zugegen. Der älteste Priester war ein sehr verständiger Mann von ehrwürdigem Aussehen; er trug einen langen weißen Bart und hatte ein freundliches, einnehmendes Wesen. Die drei Aeltesten, welche zur Kirche gehörten, hießen Abraham, Thoma und Alexandros. Nach einer kurzen Unterhaltung mit meinen Begleitern nahmen sie mich zutraulich und liebreich auf, und die Leute aus den benachbarten Dörfern, sowohl Männer als Weiber, liefen herbei. Der Anblick der Weiber erinnerte mich, daß ich (nach langer Abwesenheit von England) mich wieder einmal in einem christlichen Lande befinde. Denn die hindostanischen und muhamedanischen, und überhaupt alle Weiber der unchristlichen Völker, werden von ihren Männern für eine geringere Raçe angesehen, und beinahe überall, wie unvernünftige Geschöpfe, ihr ganzes Leben hindurch in's Haus eingesperrt. Auf allen Gesichtern, die nun um mich herum waren, glaubte ich den Verstand des Christenthums lesen zu können. Aber zugleich bemerkte ich überall um uns her Spuren von Armuth und politischer Unterdrückung. An den Menschen wie an ihren Kirchengebäuden erkannte man Züge einer gesunkenen Größe. Ich sagte zu dem ältesten Priester: „Ihr scheint mir Leute zu seyn, die schon bessere Zeiten gesehen haben." — „Das ist so", antwortete er. „Wir befinden uns im Vergleiche mit unseren Vorfahren in einem gesunke-

nen Zustande." Er gab vorzüglich zwei Ursachen ihres Verfalles an. — „Vor ungefähr 300 Jahren", so sprach er, „kam ein Feind von Westen, der zwar den Namen Christi trug, aber mit den Schrecken der Inquisition bewaffnet war; dieser nöthigte uns, bei den Fürsten des Landes Schutz zu suchen. Diese erkannten zwar unsere alten, persönlichen Vorrechte an und ehrten dieselben, aber sie erlaubten sich allmählig immer größere Eingriffe auf unser Eigenthum, bis wir so weit herunter kamen, als wir es jetzt sind. Die Herrlichkeit unserer Kirche ist dahin, aber ich hoffe, daß Eure Nation sie uns wieder geben wird."

Ich bemerkte ihm hierauf, daß die Herrlichkeit einer Kirche nie untergehen könne, so lange sie auf dem geoffenbarten Worte Gottes, dem Inhalt der Bibel feststeht. — „Wir haben die Bibel bewahrt", sagte der Priester. „Die hindostanischen Fürsten haben unsere Gewissensfreiheit niemals angetastet. Vormals hatten wir auch mit ihnen gleiche politische Gewalt und sie achteten unsere Religion. — Aber bei all' solcher äußerlichen Freiheit und Begünstigung ist das Studium der Bibel unter uns in einem schläfrigen Zustande. Wir haben nur wenige Abschriften derselben, und auch diese nehmen immer mehr ab, weil das Abschreiben einer ganzen Bibel ein so mühseliges Geschäft ist." — Ich zeigte ihnen jetzt ein gedrucktes Exemplar des neuen Testamentes in syrischer Sprache. Kein einziger unter ihnen hatte jemals vorher eine gedruckte Bibel gesehen. Sie bewunderten das Buch sehr, und jeder Priester, in dessen Hände es kam, fing an, ganz fließend daraus vorzulesen, indeß die Weiber sich herumstellten und zuhörten. Ich fragte den alten Priester, ob ich ihm nicht einige Exemplare davon aus Europa kommen lassen solle? — „Diese

wären", so antwortete er, „an Silber so viel werth, als ihr Gewicht ist." Er fragte mich, ob das alte Testament nicht auch so, wie das neue, in syrischer Sprache gedruckt sey? Ich bejahte dieses, aber ich hatte kein Exemplar bei mir. Da äußerten sie ein dringendes Verlangen, solche vollständige syrische Bibeln zu haben, wo möglich für jede Kirche eine. Denn obgleich die syrische Sprache mehr nur die gelehrte, dem Priesterstande vollkommen verständliche sey, die Muttersprache aber des Volkes die Malayalier (die malabarische), legten dennoch die Priester all' ihren gottesdienstlichen Vorträgen und Belehrungen immer nur den Urtext der Bibel zu Grunde, dessen wortgetreuen Inhalt sie dem Volke in seiner gewöhnlichen Sprache mittheilten. Das Wort Gottes, nur dieses allein, soll in den Kirchen der Lehrer seyn. Denn in ihm spricht der Geist, aus welchem uns das Leben kommt." — —

Einige Tage später kam Buchanan zu der syrischen Kirche in Ranniel. Diese ist, am Ufer des Flusses, auf einen Felsenhügel gebaut und liegt in diesem Theile des Landes ganz vereinzelt da. „Ich kann", so schreibt der Reisende, „bisweilen es kaum glauben, daß ich im Lande der Hindus bin, nur hin und wieder sehe ich noch an den Ufern des Flusses einen einzelnen Hindutempel." Dennoch macht sich diese Nachbarschaft durch einige Züge der Einschränkung bemerklich, welche sie den christlichen Bewohnern in Beziehung auf manche kirchliche Gebräuche auferlegt. So zum Beispiel bemerkte Buchanan, daß bei vielen Kirchen die Glocken nicht in einem Thurme, sondern im Innern des Gebäudes sich befanden, und als Grund hievon sagte man ihm, daß, wenn zufällig ein Götzentempel in der Nähe einer Kirche läge, die Hindu ein lautes Geläute christlicher Glocken nicht leiden möchten, weil dasselbe, wie

sie sagen, ihre Götzenbilder erschreckt. Freiwillig aber haben auch die syrischen Christen viele Gebräuche mit ihren Landsleuten gemeinsam, so namentlich die häufigen Waschungen, welche übrigens, wie der vorherrschende Genuß der Pflanzenspeisen, ein allgemeines Gebot des Naturlebens des indischen Volkes seyn mag.

Der Reisende beschreibt einen sonntäglichen Gottesdienst der syrischen Christen, dem er in Ranniel beiwohnte. Ihre Liturgie ist die nämliche, welche in ältester Zeit in den Kirchen des Patriarchen zu Antiochien gebraucht wurde. Während des Gebetes treten oft Pausen des Stillschweigens ein, nur den Priester hört man mit gebrochener Stimme beten und Jeder der Anwesenden betet in der Stille sein Gebet aus dem Herzen mit. Diese Augenblicke des andächtigen Stilleseyns und Betens haben etwas Feierliches und Erhebendes für das Gemüth. Sie bedienen sich des Weihrauches in ihren Kirchen, der in ihren Wäldern wächst. Beim Schlusse des Gottesdienstes tritt der Priester, oder, wenn er zugegen ist, der Bischof heran und ertheilt Jedem der an ihm Vorübergehenden den Segen. Hat sich Jemand eines Vergehens schuldig gemacht, dann erhält er diesen Segen nicht, was für eine schwere Strafe gehalten wird. —

Manche alte Leute klagten gegen Buchanan über die Abnahme der Religionserkenntniß und der Frömmigkeit und sprachen mit Vergnügen von der Erinnerung an alte Zeiten. Und doch ist diesen späteren Gemeinden noch die Bibel und eine schriftgemäße Liturgie geblieben; sie hören täglich das Wort Gottes noch unverkürzt und unverfälscht.

In Cande-nad kam der Reisende zu dem Sitze des obersten Priesters oder des Metropoliten: Mar Dionysius. Auf Verlangen des Bischofs hatten sich schon vor

seiner Ankunft eine große Anzahl von Priestern aus anderen Kirchen dort versammelt. Der Bischof bewohnt ein Gebäude, das unmittelbar an die Kirche angebaut ist. Sein Anblick machte auf den Engländer einen tiefe Achtung gebietenden Eindruck. Sein alterthümliches Gewand, der würdevolle Ernst seines Angesichtes, der altväterliche, eisgraue, bis an den Gürtel reichende Bart, konnten als das Abbild eines Chrysostomus, aus dem vierten Jahrhundert erscheinen. „Mar Dionysius ist" (so spricht Buchanan) „in seiner Kirche ein sehr verehrter Mann, der durch seine Frömmigkeit wie durch seinen treuen Amtseifer sich auszeichnet. In Kenntnissen überhaupt war er jedem seiner Geistlichen, den ich bis jetzt gesehen habe, weit überlegen. Er sagte mir, daß alle Unterredungen, die ich seit meiner Ankunft im Lande mit seinen Priestern gehabt habe, Ihm mitgetheilt worden seyen. Du bist, so sprach er, gekommen, eine sinkende Kirche zu besuchen. Ich bin jetzt ein alter Mann, aber die Hoffnung besserer Zeiten erquickt mein hohes Alter, ob ich sie gleich kaum erleben werde." Er sprach mit großem Vergnügen über die Erwartung, daß auch Er noch syrisch gedruckte Bibeln mit seinen Augen sehen solle.

Der Bischof, so erzählt Buchanan weiter, war begierig, auch von anderen Kirchen, die sich von Rom getrennt hätten, etwas zu erfahren. Ich schämte mich ihm zu sagen, wie viel ihrer seyen, doch beschrieb ich ihm einige. In vielen vermißte er das Daseyn eines Oberhirten und Hüters der Kirche und ihrer Priesterschaft: das Daseyn eines Bischofs, oder, wie die Schrift ihn nennt, eines Engels der Gemeinde. Doch zog meine Beschreibung der Quäker und der Baptisten seine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich. Er sagte: es sey ein bedeutungsvoller

Gebrauch, den Körper mit Wasser zu waschen, wenn ein neues Leben angefangen werden soll. Werden denn, so fragte er, diese Christen jedes Mal auf's Neue getauft, wenn sie sich einer Sünde, oder eines Abfalles schuldig gemacht haben? — — Gibt es denn, so fragte er auch, unter allen diesen christlichen Sekten gute Menschen? — „Vortreffliche Menschen gibt es unter allen.“ — Ich sehe, so sprach er, es ist bei Euch, wie es in den ersten Jahrhunderten war: auch bei wahrer Frömmigkeit kamen neue Sekten zum Vorschein, weil die Frömmigkeit mit Unwissenheit verbunden war. — Aber lassen solche gute Leute in diesen Sekten nicht oft von ihren besonderen Meinungen ab, wenn sie alt werden? — „Ja, sie sprechen vielleicht vielleicht nicht mehr so oft und so abstoßend von ihren Unterscheidungsformen, und Manche, welche früher keine Gelegenheit dazu hatten, finden in späteren Jahren eine gründlichere Belehrung über das, was überall der eigentlich wesentliche Kern und Stern des Christenglaubens ist.“

In den Akten des Konziliums zu Nicäa wird berichtet, daß ein gewisser Johannes, Bischof von Indien, im Jahre 325 diesem Koncilium seinen Namen beigeschrieben habe. Aber nach dem allgemeinen Volksglauben wurde noch vor dem Jahre 325 die syrische Ueberseßung der heil. Schrift nach Indien gebracht. Einige ihrer wirklichen Abschriften sind ohnstreitig von sehr altem Datum. Eine Abschrift, die in einer der entferntesten Kirchen am Fuße des Gebirges niedergelegt war, enthält das alte und neue Testament, ist auf dichtes Pergament in groß Folio mit großen Buchstaben geschrieben in astrangelisch-syrischer Schrift, ist sehr schön und genau. Auch an jenen einzelnen Stellen, an denen sich die Färbung der Tinte verloren hat, sind die Spuren der Buchstaben im Pergamente noch er-

kennbar. Buchanan wußte es, welchen hohen Werth die Gemeinden der syrischen Christen auf diesen alten Schatz ihrer Kirche legten. „Wir wollen," so äußerte sich der Bischof, der ihm dieses Geschenk für England übergab, „unseren Schatz, der für uns wie für Euch ein Gemeingut ist, nur an einem besser gesicherten Orte wissen, als unser vielgefährdetes, meist von Feinden bewohntes Land ist." „Und doch," so fügte er hinzu, „haben wir unter allen Gefahren dieses Buch, wie Einige unter uns dafür halten, nahe an tausend Jahre bei uns aufbewahrt." — „Möge England," so erwiderte Buchanan, „im Stande seyn, dieses ehrwürdige Zeugniß aus alter Zeit noch weitere tausend Jahre zu erhalten!" —

Obgleich uns ein Theil der vorstehenden Reiseberichte des frommen und gelehrten Engländers von dem Hauptgegenstande dieses Kapitels, von der Betrachtung des Lebens und Wirkens unseres Chr. Friedr. Schwartz abzuführen schienen, so sollten sie uns dennoch nur zu einem Standpunkte dienen, von welchem aus wir, wie von einem Hügel, den Kreis jenes Wirkens leichter überblicken können. Wir stehen hier vor dem bleibenden Denkmal, welches das Wirken des treuen Mannes in dem Lande der syrischen Christen hinterlassen hat zum belehrenden und ermunternden Merkzeichen für alle christliche Heidenboten.

Gleich bei seinem Eintritte in die Provinz von Tanjore hörte Buchanan den Namen des Christusverkündigers Schwartz von einem Hindu mit Achtung nennen. Schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft in der Residenzstadt des Radscha: in Tanjore verlangte dieser Fürst den Reisenden zu sehen und zu sprechen. Als das erste Ceremoniel vorüber war, führte er diesen in einen großen Saal, welcher mit den Bildnissen seiner Vorfahren geziert war.

Mitten unter diesen hing das Portrait von Schwartz und der Radscha sprach jetzt lange Zeit „von diesem braven Manne, den er noch jetzt als einen Vater und Führer verehre." — Und diese Verehrung erwies der Fürst durch seine Thaten. Unter anderen hatte er gerade damals eine Schule für Hindus, Mohamedaner und Christen begründet, in welcher 500 Christenkinder auf seine Kosten unterhalten wurden. Von anderen Erweisungen einer anerkennenden Liebe zu dem Christenthume, welche die Radscha's von Tanjore seit länger als einem Jahrhunderte gegeben haben, werden wir noch weiter reden. Jene Würdigung des Christenglaubens unter den Hindus war jedoch nicht das Werk eines einzelnen christlichen Sendboten gewesen, sondern ihre erste Begründung hatte sie durch das erweckende Vorbild erhalten, das die syrischen Christen in ihrem Leben und ihrem Wandel den Heiden gaben. Eine zweite kräftigere Begründung erhielt sie durch den Verkehr, in welchen die lutherisch-dänische Mission in Tranquebar vor länger als hundert Jahren mit den Radscha's von Tanjore getreten war, in deren Reich die dänische Niederlassung sich begründete; seine höchste Blüthe aber erreichte das Werk dieser lutherischen Missionen unter den Hindus durch Ch. F. Schwartz.

Den stillen Anfang durch das Vorbild der syrischen Christen haben wir bereits aus Buchanan's Berichten kennen gelernt. Das gesegnete Wirken der dänischen Missionen, an welches unser Schwartz unmittelbar sich anschloß, wollen wir hier nur in gedrängtem Ueberblicke betrachten.

4. Die dänischen Missionen in Indien.

Nicht in einem der größeren jener Reiche von Indien, welche sich im nahen Verkehre oder bereits in Abhängigkeit von

den europäischen Mächten befanden, sondern auf einem unansehlich kleinen Haltpunkte an der Küste hat die lutherisch-evangelische Mission ihren Anfang genommen, welche eine Vorgängerin und Mutter vieler evangelischer Missionen in Indien geworden ist. Schon im Jahre 1621 hatten die Dänen die Stadt Tranquebar mit einem kleinen Gebiete an der Küste von Coromandel von dem damaligen Radscha von Tanjore erkauft. Nur eine kleine, verlassene Kirche, einst von den Jesuiten erbaut, erinnerte daran, daß vormals hier Christen gewohnt hatten, das Christenthum selber aber erschien am Anfange des vorigen Jahrhunderts bei den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgegend fast erloschen und verschwunden, obgleich sie ihrer Herkunft nach zu den christlich europäischen Nationen gehörten. Es waren größtentheils solche Leute, denen das Geld ihr Gott, der Gewinn und Genuß der Erdengüter ihr Gottesdienst ist. Da fühlte sich die Liebe des frommen Königes von Dänemark, Friedrichs IV., gedrungen, dem Volke, das seiner Leitung anvertraut war, selbst in diesen abgelegensten Winkel seines Reiches nachzugehen. Er hatte die Kunde von A. H. Francke's Werk der Heidenmission vernommen und war dadurch zur warmen Theilnahme erweckt worden, er selbst wollte jetzt überall da, wo Dänemark's Flagge wehete, das Panier des Herrschers über alle Welten aufrichten helfen.

Zwei junge Theologen aus der Schule Francke's: Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plutscho, welche beide das Heil in Christo kräftig und lebendig an ihren eigenen Seelen erfahren hatten, nahmen den Ruf, als Verkündiger dieses Heiles nach Indien zu gehen, freudig an. Sie waren schon in früher Jugend, in der gemeinsamen Liebe zu dem Herrn Ein Herz und Eine Seele

geworden, um so leichter ward es ihnen, diesen Weg ihrer Führungen so Hand in Hand zu gehen. Nachdem sie die priesterliche Weihe durch den Bischof von Seeland empfangen hatten, traten sie im Spätherbste 1705 ihre Seefahrt nach Indien an und erreichten Tranquebar beim Beginn des Sommers von 1706.

Arm und gering waren die äußeren Mittel, über welche sie zu verfügen hatten; nach dem Maßstabe dieser Mittel lebten sie gerne als arme und geringe Leute und als solche wurden sie von ihren europäischen Landsleuten, den Geldmännern von Tranquebar, nur wenig beachtet. Doch fanden sie einige Deutsche, welche sich gerne mit ihnen aus Gottes Wort erbauten.

Die erste Aufgabe für ihren Beruf mußte es jetzt den beiden jungen Männern seyn, das unentbehrlichste Werkzeug für die Mittheilung des Wortes an die Bewohner des Landes zu gewinnen. Sie mußten die Sprachen erlernen, in denen sie hier mit dem Volke reden und demselben predigen sollten. Die eigentliche Muttersprache bei dem eingeborenen Volke des Landes war die tamulische, für den Verkehr mit den Europäern pflegten sich die Eingeborenen der Stadt der portugiesischen Sprache zu bedienen, welche namentlich in den Küstengegenden von Indien durch die vormalige Herrschaft der Portugiesen in ziemlich allgemeinen Gebrauch gekommen war. In dieser letzteren Sprache erwarb sich Ziegenbalg in Kurzem eine solche Fertigkeit des lebendigen Ausdruckes, daß er nicht nur den lutherischen Katechismus in sie übersetzen, sondern auch in ihr predigen und katechisiren konnte, was er in der kleinen Gemeinde, die sich um ihn gesammelt hatte, so wie in der Kinderschule derselben, täglich that. Den Unterricht in der Tamulischen Sprache erhielt er von einem hierzu in vor-

züglichem Maaße geeigneten Lehrer. Derselbe war ein allgemein geachteter Dichter seines Volkes, bekannt und vertraut mit den besten Werken der indischen Literatur, seiner Abstammung nach aus einer vornehmen Kaste. Zwischen Modellapa, so hieß der Lehrer, und seinem Schüler, dem Christenboten, entwickelte sich bald ein gegenseitiges Verhältniß des Gebens und Empfangens der Belehrung, durch welches wechselsweise der Lehrer zum Schüler, dieser zum Lehrer wurde. Während der junge in dem Kreise seiner Bildung hochgelehrte tamulische Dichter in poetischer Begeisterung mit seinem Schüler die Werke der Dichtkunst und der Götterlehre seines Volkes las, suchte sich Ziegenbalg dadurch für seinen künftigen Predigerberuf geschickt zu machen, daß er Stellen aus der heiligen Schrift in das Tamulische, unter Aufsicht seines Lehrers übersetzte. Und freilich jener Geist einer göttlichen Weihe, der etwa in solchen Psalmen wie der 90., der 103. und 139., so wie in dem Evangelium und in den Briefen Johannis zu dem Geiste des Menschen redet, wird in der Dichtkunst und den Werken der Menschenweisheit keines anderen Volkes gefunden, als in den Schriften des Volkes, das in Israel's altem, so wie in dem neuen Bunde durch Christum stand und fortwährend steht. In Modellapa's Gemüth erwachte zuerst ein Gefühl der Bewunderung, das sich zum Wohlgefallen steigerte, aus diesem aber ging eine Hinneigung und ein sehnliches Verlangen nach dem Christenglauben hervor, dessen beseligende, veredlende Kraft ihm in dem Leben und Wandel der beiden Christusjünger vor Augen trat. Nach langem Ueberlegen und manchem inneren Kampfe sprach es Modellapa gegen diese aus, daß er Alles, dessen Besitz ihn jetzt erfreute, aufgeben und verlassen, daß er mit ihnen leben und sterben wollte, wenn

er nur an den Segnungen und Verheißungen des Evangeliums Antheil nehmen dürfe.

Als ein ganzes Jahrhundert hernach Buchanan in einem Zimmer von des seligen Ziegenbalg's alter Wohnung die Kirchenbücher desselben aufschlug, da fand er unter den Namen der bekehrten Heiden den dieses Erstlinges oben an stehend.

Diesem glänzenden Vorbilde schloß sich alsbald die Bekehrung einer vornehmen Tamulin an und das Gerücht von diesem Ereignisse kam zu den Ohren des damaligen Radscha's von Tanjore, welcher alsbald an die beiden Missionäre einen seiner Hofbedienten absendete, durch den er sie seiner Freundschaft versichern und ihnen, im Falle, daß sie geneigt seyn möchten, das Innere seines Landes zu besuchen, zu ihrer Sicherheit eine militärische Bedeckung versprechen ließ.

Wie sehr verschieden war dieses Benehmen eines heidnischen Fürsten im Vergleiche mit dem des damaligen, sogenannten christlichen, dänischen Gouverneurs von Tranquebar. Jener, der Heide, erkannte in dem Werke der Bekehrung durch die Verkündiger des Evangeliums ein Werk, welches ehrende Beachtung verdiene und hatte Wohlgefallen an demselben; der dänische Gouverneur aber, der getaufte Christ, sah darin ein ihm mißfälliges, bedenklich um sich greifendes Beginnen der armseligen fremden Prediger, welchem man Widerstand entgegensetzen müsse. Er ließ deshalb den lauten Zeugen der Wahrheit: Ziegenbalg gleich einem Verbrecher vier Monate lang in's Gefängniß setzen. Doch that der König von Dänemark diesem Mißbrauche der Vollmacht, die seinem Beamten übertragen war, einen baldigen Einhalt und machte dem Gouverneur die möglichste Beachtung und Begünstigung des Missionswerkes zu einer unerläßlichen Pflicht.

Diese betrübende Erfahrung, nach welcher die Verkündigung des Evangeliums und das Werk der Bekehrung der Heiden seine erbittertsten Feinde öfters unter den sogenannten Christen und Glaubensgenossen der Missionäre selber findet, ist seitdem öfters und in den verschiedensten Ländern gemacht worden. Zugleich aber und in Folge davon eine andere, tröstliche, daß solche Hemmungen durch Menschenhand nur zur Förderung eines Werkes dienen müssen, das aus Gott ist. Viele wurden erst jetzt aufmerksam auf die Anfänge des bereits gesegneten, stillen Wirkens der Missionäre an den Seelen der Eingeborenen und selbst mancher Fremden. Aus der Aufmerksamkeit erzeugte sich bald eine lebendige Theilnahme, selbst bei Solchen, die vorhin aus Unkenntniß und Unverstand Gegner des Missionswerkes gewesen waren. Die beiden treuen Verkündiger des Evangeliums fanden jetzt Hülfe sowie Unterstützung ihres im Glauben begonnenen Werkes, wo ihnen diese am meisten Noth that. Denn zweimal nach einander waren die Geldsendungen, die sie aus Europa erwarteten, durch Schiffbruch verloren gegangen, und selbst bei der freudigen Entsagung aller sonst gewohnten Bequemlichkeiten und bei der ängstlichsten Sparsamkeit würden ihre eigenen geringen Mittel kaum für das tägliche Brod ausgereicht haben. Wie ein Wunder erscheint es deshalb, daß sie nicht nur zwei Schulen errichten konnten, darin sie den Kindern der Heiden Religionsunterricht ertheilten und zugleich die Aermeren mit Speise und Kleidung versorgten, sondern daß auch ihre Einwirkung auf die Erwachsenen von so gutem Erfolge war, daß sie schon im Mai 1707 mehrere ihrer Katechumenen in der dänischen Kirche zu Tranquebar taufen konnten, bei welcher Gelegenheit Ziegenbalg eine tief ergreifende Anrede in tamulischer Sprache an die Ver-

sammelten hielt. Schon im Juni desselben Jahres begannen sie den Bau einer neuen, steinernen Kirche für die Gemeinde der Neubekehrten und bereits im August war dieser feste Bau vollendet. Bei der Einweihung der Kirche, welche man mitten unter den Wohnungen der Heiden, außen in die Vorstadt verlegt hatte, fand sich eine sehr ansehnliche Versammlung von Christen, Mohamedanern und Heiden ein, welche mit Verwunderung und Theilnahme das unerwartet schnelle Gelingen des großen Werkes sahen und von dem freien, kräftigen Zeugnisse des Christenglaubens in der Predigt der Missionäre nicht unbewegt blieben. Zweimal in der Woche predigten diese von nun an in jener Kirche in tamulischer so wie in portugiesischer Sprache und ertheilten hierbei auch fortwährend ihren Religionsunterricht in den Schulen, so wie ihre Katechisationen der Kinder. Schwer und mühsam war das Tagwerk der treuen Männer, aber aufmunternd und freudebringend der Erfolg ihrer Arbeiten, denn nach kurzer Frist sahen sie um sich her eine Christengemeinde aufblühen, welche die Wahrheit ihrer Bekehrung großentheils durch einen Wandel bezeugte, welcher ihres Glaubens würdig war.

Nach den mannichfachen schweren Prüfungen und Läuterungen ihres Gottvertrauens kam den beiden Zeugen eine große Freude und Hülfe aus Europa. Drei neue Mitarbeiter an dem Werke des Heiles, Grundler, Boewing und Jordan traten an ihre Seite und das Schiff, welches diese nach Tranquebar führte, brachte zugleich eine ansehnliche Geldsendung für die Bedürfnisse der Missionäre mit sich. Auch in England war eine Theilnahme an diesem großen Werke erwacht, welche sich noch in demselben Jahre durch reichliche Gaben der Liebe bezeugte.

An dem neuangekommenen Missionär Grundler fand

Ziegenbalg einen so tüchtigen, geistig hochbegabten Mitarbeiter, daß er ihm die Obhut über die Gemeinde in Tranquebar rüstig anvertrauen konnte, während er selber der Verkündigung des Evangeliums unter dem Volke der Eingeborenen eine neue Bahn in Madras eröffnen wollte. Auch dieses Unternehmen, das die Engländer freudig unterstützten, war von gesegnetem Erfolge. Bei all' diesen Arbeiten gelang es dem unermüdet thätigen Manne, eine Uebersetzung der Schriften des alten Testamentes in die tamulische Sprache, bis zum Buche Ruth zu fertigen, welche später einer seiner Nachfolger im Indischen Missionsgeschäfte: Schultz (im Jahre 1723) vollendete. Denn Ziegenbalg, der treue Knecht, durfte schon im Februar 1719 eingehen zu seiner Ruhe und zum Genusse des verheißenen Lebens der Ewigkeit, und im März des nächsten Jahres folgte ihm sein gotteskräftiger Gehülfe: Grundler.

Die Gräber dieser beiden Gottesmänner, mit ihren einfachen Inschriften sind in der Missionskirche von Tranquebar zu sehen. Es sind aber nicht die einzigen Gräber der Sendboten des Evangeliums, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Tranquebar kamen. Denn schon in demselben Jahre, in welchem Ziegenbalg starb, trafen drei neue Gehülfen, unter ihnen der vielthätige Schultz, in Tranquebar ein, im Jahre 1724 abermals drei neue, denen später noch Andere folgten. Unter diesen nennen wir hier nur noch den Missionär Worm, der sich durch eine ganz besondere Gabe auszeichnete, die Hindus an sich zu ziehen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Durch ihn trat auch die Mission zu Tranquebar in brüderlich hülfreiche Verbindung mit jener der Holländer zu Negapatam. Die größere Zahl all' dieser Männer hat in Indien die Ruhestätte ihres irdischen Pilgerwandels gefunden.

Schultz nach einem 20jährigen reich gesegneten Dienste am Missionswerke sah sich im J. 1740 durch seine Kränklichkeit genöthigt, nach Europa zurückzukehren.

Bis zur Ankunft unseres Schwartz im Jahre 1750 war die Zahl der Neubekehrten durch die dänische Mission in Tranquebar auf 8000, in Madras auf 1000 gestiegen.

5. Der rechte Anfang.

Das nächtliche Dunkel war schon eingetreten, als sich das Schiff, welches Schwartz mit seinen beiden Missionsbrüdern Poltzenhagen und Hüttenmann hieher geführt, der Küste von Coromandel genaht hatte. Am Morgen darauf lag das Küstenland von Indien in seiner ganzen Herrlichkeit vor ihren Augen; Cuddalore ihnen gerade gegenüber. Daselbst hatte damals der Missionär Kiernander seine Station, unter seinem Dache fanden die drei neuen Ankömmlinge ihre Wohnung. Schon am 24. Juli kam ihnen auch der Missionär Wiederbroek, als damaliger Senior der dänischen Mission, nach Cuddalore entgegen, um sie an den Ort ihrer nächsten Bestimmung: nach Tranquebar, abzuholen. Wo konnte der Empfang herzinniger und liebevoller seyn, als hier, bei den noch übrigen, lebenden Brüdern! Jeder von diesen wollte den werthen Gästen ein Gajus sein, Kohlhoff aber drang voran, an seinem Tische mußten sie ihr tägliches Brod brechen; an seiner Hand führte er sie auf ihr nunmehriges gemeinsames Arbeitsfeld zu der kleinen Gemeinde der Eingeborenen des Landes, denen Gott das Herz zum Verlangen nach der Botschaft des Heiles in Christo aufgethan hatte. Wie lieblich lautete ihnen da die Sprache des Volkes, aus dem Munde selbst der jungen Kinder, wenn sie den Namen und das

Lob ihres Heilandes sprachen; das Herz unseres Schwartz brannte in ihm vor Verlangen, mit diesen Kleinen zu reden von der Liebe zu seinem und ihrem Herrn und Gott. Aber hier stand er noch an einer ihm verschlossenen Pforte, an welcher es galt, ohne Aufhören und mit sehnlichem Ernste anzuklopfen.

An einen Freund, der ihm während seiner Studienzeit in Halle viele Wohlthaten erwiesen hatte, schrieb er hierüber: „Auf unserer Seereise dachte ich öfters: in Halle habe ich drei Monate lang tamulisch gelernt und nur geringe Fortschritte darin gemacht, wie viel Zeit wird dazu erforderlich seyn, um diese Sprache auch nur so weit zu lernen, daß ich mich verständlich in derselben ausdrücken kann!"

Aber wie kam es nun, daß ihm auf einmal der Mund aufgethan, die Zunge beweglich wurde zu dem Hauptwerke seines neuen, großen Berufes? Er hatte den geradesten und nächsten Weg zum Besitze und Gebrauche der ihm nöthigen Gabe gefunden: er ließ Den für sich reden, welcher von Jugend auf in seinem Herzen Wohnung genommen hatte: den Geist, den lebendigen Odem aus Gott, der dem Menschen die Sprache gegeben hat. In der Kraft dieses Geistes, welche er durch Anhalten im kindlichen Gebete im Herzen hatte, wagte er es, vor seiner Gemeinde in tamulischer Sprache zu predigen und zu beten, und von nun an war ihm der Weg der mündlichen Ansprache zu den Herzen der Tamulen gebahnt.

Er hatte hierzu auch noch andere menschliche Lehrer, die ihn weiter förderten als die gelehrten Meister in Halle. Das waren die kleinsten Kinder in der tamulischen Christenschule. Alle, welche den ehrwürdigen Missionär Schwartz näher kennen lernten, wissen es, daß Niemand besser als

er mit kleinen Kindern, so, als wäre er selber ein Kind, zu reden wußte. Er hat diese kindertrauliche Weise bis in sein Greisenalter sich erhalten, so wie zugleich den beständigen Umgang mit dem Geiste, welcher uns als Kinder zu Gott unserem Vater im Himmel sprechen lehrt. Denn, obgleich in seinem Greisenalter sein Gedächtniß für das Wissen der Welt schwächer geworden war, was man bei gewöhnlichen Unterhaltungen wohl bemerken konnte, so zeigte sich doch bis zu seinem Ende der Geist der Kindschaft in ihm in unverändert kräftiger Weise. Er konnte so brünstig beten, trösten, von Christo zeugen und Andere vermahnen so wie über das Eine, das Noth thut, belehren, als jemals sonst, ja diese Kraft schien bei ihm mit dem allmähligen Ersterben des Leibes noch zu wachsen.

Von besonderem Segen scheint ihm in der Zeit des Anfanges seines Missionswerkes ein tägliches Verweilen in jenem innersten Heiligthume des christlichen Priesterthumes gewesen zu seyn, welches dem Sakramente der Taufe geweiht ist. Wie der Mensch ohne sein eigenes Zuthun bei seiner Geburt die Gabe des leiblich sterblichen Lebens empfängt, so wird ihm durch die Taufe die Gabe eines ewigen Lebens zu Theil. Denn da wird er nicht vom Fleische in das Fleisch, sondern aus dem Geiste neu gezeugt und geboren. Schon in dem nächsten Frühlinge nach seiner Ankunft in Tranquebar wurde dem jungen Missionär der Vorbereitungsunterricht der Neubekehrten zu dem Empfange der Taufe anvertraut. Nach Vollendung jenes Unterrichts durfte er diese ihm theueren Seelen in den Bund der Taufe aufnehmen. Und diesen Segen des priesterlichen Amtes genoß er im Frühlinge und Sommer des Jahres 1751 zweimal, denn schon zehn Tage nach der Taufe der ersten Abtheilung der Neubekehrten ward ihm die Vorbe-

reitung einer zweiten Abtheilung derselben zur Taufe übergeben.

Das Ziel, nach welchem er bei seiner Bekehrung der Heiden am meisten hinarbeitete, war nicht allein die Erkenntniß des Heiles, sondern die Erweisung dieser Erkenntniß durch die That des Lebens. Christus hat uns ein Vorbild des Wandels in dem neuen Leben der Wiedergeburt, das aus Gott ist, gelassen, dieses Vorbild soll sein Geist in uns erwecken und gestalten. Christi Bild in uns und in unseren wahrhaft zu Ihm Bekehrten, das ist der rechte, kräftige Glaubensprediger für die noch unbekehrten Heiden.

Beispiele, welche dem seligen Schwartz zu seiner großen Freude diese Wahrheit bestätigten, gaben ihm seine Neubekehrten und in Christi Tod Getauften nicht wenige. Ein Hindu kam mit seinem Weibe, um sich in den Lehren des Christenthums unterrichten zu lassen. Zu diesem Entschlusse hatte beide die Sanftmuth und Demuth geführt, in welcher die Mutter des Mannes, welche eine Gläubige der Gemeinde war, ihre bitteren Schmähungen erduldet hatte. Als Schwartz diese Mutter besuchte, sagte sie zu ihm: sie bete Tag und Nacht und setze ihr Vertrauen auf Gott allein. Dieser ihr himmlischer Vater versehe sie immer mit Arbeit und sie sey wohl zufrieden, wenn sie nur einige Kräuter auf dem Felde zu ihrem Lebensunterhalte zusammenlesen könne. — Während der damaligen allgemeinen Theuerung, welche das Schließen der Kornmagazine zur Folge hatte, sagte eine andere Eingeborene aus der Christengemeinde: ich habe nur einen Fanom (eine der kleinsten Geldmünzen), konnte aber keinen Reis dafür erhalten; nun bleibt mir für heute keine andere leibliche Nahrung als Wasser; aber ich habe eine geistliche Speise und diese erquickt mein Herz. — Eine andere dieser armen

Christinnen erwiderte auf die Ermahnung, sie solle nicht zu ängstlich für den Leib sorgen, mit großer Freudigkeit: „Der den Baum gepflanzt hat, sollte ihm der nicht auch Wasser geben? Ich weiß, Gott verläßt uns nicht, wir mögen leben oder sterben."

Für alle Christen, deren Liebe zu ihrem Herrn eine Liebe in der That und Wahrheit war, mußte es eine große Beschämung und ein tiefer Schmerz seyn, wenn sie sahen, welche Schande ihre Landsleute, die europäischen Christen, die hier in Indien wohnten, dem Christennamen durch ihren ärgerlichen Wandel machten. Wie schwer mußte es seyn, daß die armen Heiden, wenn sie die täglichen Aergernisse sahen, welche die sogenannten Christen ihnen gaben, eine Lehre achten lernten, deren Anhänger ihre tiefste Verachtung verdienten? Schwartz mußte zu seiner großen Demüthigung diesen Vorwurf oft aus dem Munde des eingeborenen Volkes hören. Eines Tages begegnete er einem heidnischen Tanzmeister, der ein junges Mädchen mit sich führte, und sagte ihnen, daß kein Unheiliger in das Himmelreich kommen werde. „Ach, mein Herr," so erwiderte ihm das arme Mädchen, „dann wird wohl kaum ein einziger Europäer dahin gelangen." — Ein wohlhabender, alter Hindu-Kaufmann, welcher dänisch, englisch und französisch verstand, sagte zu ihm: „Mein Herr! zürnen Sie nicht; sprechen alle Europäer so wie Sie?" Schwartz antwortete ihm: nicht alle Europäer seyen wahre Christen, doch gebe es unter ihnen Solche, die es wirklich seyen, und die mit aufrichtigem Herzen für die Hindu beten, daß sie mit Jesu Christo bekannt werden möchten. — „Sie setzen mich in Verwunderung," erwiderte der Heide; „denn aus Allem, was ich täglich zu sehen und zu erfahren Gelegenheit habe, muß ich schließen: die Europäer seyen, mit wenig Aus-

nahmen, eigennützige, unenthalsame, stolze Leute, voll unerträglicher Verachtung und Vorurtheile gegen uns Hindu's, und selbst gegen ihre eigene Religion feindselig gesinnt, was besonders bei den vornehmen Ständen unter ihnen der Fall scheint." — Schwartz konnte bei solchen Aeußerungen der Tamulen, die er vielmals anhören mußte, und nach dem, was er selbst an seinen Landsleuten sahe, nichts Anderes thun, als demüthig schweigen, zugleich aber in freudigem Vertrauen sich auf die Thaten Dessen berufen, Der in den Herzen Seiner begnadigten Sünder das Werk der Heiligung anfängt, fortführt und vollendet.

Doch gewann die Sache des Christenthums selbst in den Augen der ungläubigen Menge einen besseren, ehrenden Anschein, als im Jahre 1753 die dänische Regierung einen Mann zum Gouverneur in Tranquebar ernannte, welcher in seiner früheren Stellung als Kapitän der Flotte den Gedanken an das Ende wohl kennen und täglich üben gelernt hatte. Diesem lag die Förderung des Christenthums bei jeder Gelegenheit am Herzen. Er bezeugte dieses alsbald durch mannichfache Thaten der Christenliebe. So hatte eine heidnische Mutter ihr Mädchen als Tänzerin an eine benachbarte Pagode verkauft. Als aber nicht lange nachher diese Mutter dem Heidenthume entsagte und Christin wurde, da ward es ihr ein ernstliches Anliegen, daß sie ihr armes Kind aus den schändlichen Fesseln des Sündendienstes befreien möchte. Ihre Mittel reichten aber nicht dazu hin, um das Kind wieder auszulösen. Da kaufte dasselbe der dänische Gouverneur mit einer ansehnlichen Summe, gab es in eine Missionsschule und bezahlte die Kosten der Erziehung. Später wurde diese Tochter getauft und trat nachmals in die Ehe mit einem sehr achtbaren tamulischen Christen.

Schwartz, von da an, wo er als 24jähriger Jüngling nach Indien kam, bis in sein späteres Alter, benützte jeden Tag und jede Stunde, welche ihm die angelegentlichen Bemühungen in seinem Lehrerberufe zu Tranquebar frei ließen, um in der Nähe wie in weiterer Ferne das heidnische Landvolk in seinen Hütten oder in seinen täglichen Geschäften aufzusuchen. Hier gelang es ihm oft, daß er mit seiner kindlich freundlichen Zusprache nicht nur in die Wohnungen, sondern in die Herzen willigen Eingang fand und den armen Fischern am Wasser ein reichere Gabe mittheilen durfte, als ihnen ihre Netze boten. Wenn er dann, etwa nach einer mehrtägigen kleinen Missionsreise wieder in die Stadt kam, und ihn seine tamulischen Schulkinder mit dem Liede: „Nun lob' meine Seele den Herren" empfingen, das sie, in ihre Sprache übersetzt, nach seiner bekannten, schweren Melodie hatten singen gelernt, da gingen auch ihm in tiefer Demuth und Freude der innigen Liebe Herz und Mund zum Lobe und Preise seines Herrn auf.

Wie kindlich und zugleich wie gewaltig die Gebete dieses Mannes waren, das kann man noch jetzt im schwachen Nachhalle aus jenen Berichten erkennen, die wir von dem Inhalte seiner Gebete, im Kreise der Brüder haben. So aus jenem, der uns von dem Gebete aufbehalten ist, mit welchem Schwartz, der Jüngling, eine Versammlung der Missionäre zu Cuddalore schloß. „Möge Gott", dieses bat er unter Anderem, „sie alle davor bewahren, daß sie sich bei irgend einem ihrer Schritte im Missionsleben auf ihre eigene Weisheit und Kraft verließen, sondern daß sie immer ausziehen möchten in ihres Herrn Stärke und ihr Tagwerk schaffen in Seinem Lichte, im beständigen Aufblicke auf ihn." Nach Vollendung dieses Gebetes schlossen

die versammelten Missionsbrüder einen Bund vor dem Angesichte des Herrn, daß sie Sein ganzes Eigenthum seyn und bleiben, Ihm von ganzem Herzen dienen und mit erneuter Kraft den armen Heiden um sie her das Evangelium verkündigen wollten. — „Der Herr hat jetzt gehört", so sagte Schwartz zu den Brüdern, was wir vor ihm gesprochen haben: möge Er uns Licht und Leben, Kraft und Gedeihen dazu verleihen."

Aus einem Briefe, den Schwartz am 10. Oct. 1753 an Professor Francke (den Sohn des August Hermann) in Halle schrieb, entnehmen wir die nachstehende Stelle:

„Die Noth der Christengemeinde und die Gefühllosigkeit der meisten Heiden gegen das Wort Gottes erfüllt meine Seele oft mit bitterem Schmerze, weil ich in den Wegen der Wahrheit noch nicht genug erfahren bin; indessen strebe ich darnach, so viel mir der Geist Jesu Christi Kraft dazu verleiht, meine Bürde auf Den zu werfen, der da mächtig ist, zu helfen, und sich gerne gnädig zu uns herabläßt, damit wir nicht in unserer Noth untergehen. Die Worte des Propheten, welche dem kommenden Messias in den Mund gelegt werden, schweben häufig meiner Seele vor: „„ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnütz hin, wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist"" (Esaj. 49, 4). Auch gewährt mir die unermüdete Geduld und Gnade, womit Gott an meiner Seele arbeitet, einen hohen Trost, indem Er in meinem Innern immer zu mir spricht: „„Gehe noch einmal zu ihnen hin und verkündige Beiden, den Christen wie den Heiden, das Wort vom ewigen Heile; denn du warst weiland auch unweise, ungehorsam, irrig, dienend den Begierden und mancherlei Wollüsten, und hast

in diesem verderbten Zustande Zorn und Ungnade verdient; aber Gott hat sich deiner um Christi willen erbarmet und viele Jahre auf deine Bekehrung gewartet; darum lerne du nun auch in Geduld auf die Bekehrung anderer Menschenseelen warten."" Nun, mein Herz und Sinn, meine Begierden und Gedanken, meine Pläne und mein eigener Wille sollen ganz und gar dem Willen meines himmlischen Vaters hingegeben seyn: nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe, daß nur Dein Reich komme, auch in Indien, zu mir und zu allen anderen Menschen, welche auf der Erde leben." — —

Uebrigens meldet Schwartz in diesem Briefe mit inniglicher Freude auch die Ankunft des neuen Missionsbruders Peter Dame in Tranquebar, mit welchem gleich von der ersten Bekanntschaft an sein Herz jenen Bund der Liebe schloß, welcher später für Beide, in Zeiten mancher Noth und Bedrängniß ein Quell des Trostes und der Freude wurde. Dieser neue Gewinn an hülfreichen Kräften für das Werk der Mission traf der Zeit nach nahe mit einem schmerzlichen Verluste, namentlich für Schwartz, zusammen. Sein lieber Begleiter aus Europa hieher, sein treuer Arbeitsgenosse Polzenhagen erhielt den Auftrag, eine kleine Gesellschaft von Kolonisten auf die dänischen Nikobar-Inseln zu begleiten, und fand hier als das erste unter vielen ihm nachfolgenden Opfern nach kurzem Aufenthalte sein Grab. —

6. Die Freunde in der Noth.

Wir haben schon oben S. 126 von dem freundbrüderlichen Verkehre gesprochen, in welchen die dänisch-lutherische Mission zu Tranquebar durch den Missionär Worm mit

den Vertretern des holländischen Missionswerkes zu Negapatam getreten waren. Dieses christbrüderliche Einverständniß der Verkündiger des Evangeliums von beiden Seiten wurde in den Zeiten der großen Drangsale und Gefahren, welche jetzt, namentlich über die evangelischen Christen in Indien kamen, fortwährend ein noch viel innigeres und festeres. Es war ein gemeinsamer, Verderben drohender Feind, welchem sie jetzt mit ihrer eigenen Person, so wie mit dem Werke ihrer Mission, gegenüber zu stehen hatten. Ehe wir von diesen, damals nahe kommenden Gefahren reden, erwähnen wir zuvörderst des bereitwilligen Entgegenkommens der Holländer zu jedem Dienste, welchen sie den lutherischen Missionären zu leisten vermochten.

Früher im Jahre 1758 machte Schwartz in Begleitung seines Mitarbeiters Kohlhoff eine Reise nach Negapatam, einer Seestadt, welche etwa in 8 Stunden Entfernung südwärts von Tranquebar liegt. Der dortige holländische Gouverneur nahm diese Gäste liebevoll auf, und freute sich darüber, daß sie das Evangelium in portugiesischer und tamulischer Sprache dem Volke in der Stadt verkündigten, so wie den in Negapatam verweilenden Deutschen, Predigten und Gottesdienste in ihrer vaterländischen Sprache hielten, wornach dieselben großes Verlangen trugen. Nicht nur hier, sondern auch anderwärts in Indien machten unsere Missionäre die Erfahrung, daß sie auf holländischem Gebiete vorherrschend eine viel günstigere Aufnahme fanden als auf brittischem oder dänischem Gebiete. Denn die holländischen Staatsbeamten, nach der weltbürgerlich-duldsamen Verfassung und Gesinnung ihres Landes erkannten an den Bewohnern ihrer außereuropäischen Besitzungen eine mitbürgerliche Stellung an, und wenn dieselben zum Christenglauben sich bekehrten, dann schenkten

sie denselben ein noch größeres Vertrauen, während man anderwärts jene mit Verachtung, diese mit Mißtrauen behandelte. Daher nahmen die einflußreicheren Freunde der beiden Missionäre in Negapatam die Ermahnungen mit willigem Herzen auf, daß sie der Förderung des Reiches Christi in dem Heidenlande, darin sie lebten, eifriger gedenken möchten, weil sie sonst eine schwere Schuld und Verantwortlichkeit vor Gottes Gericht auf sich häufen würden. Der Gouverneur versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, dieser Ermahnung zu folgen, und gab das Versprechen, daß er gleich nach der erwarteten Rückkehr ihres Regierungskaplanes eine eigene Kirche zum Gebrauche der bekehrten Hindus in der Stadt wolle aufrichten lassen. Und in weniger als Jahresfrist hat er auch dieses Versprechen erfüllt; die beiden Missionäre aus Tranquebar wohnten der Einweihung der Kirche bei. —

Indeß war zwischen den Franzosen und Engländern jener Krieg ausgebrochen, dessen Erschütterungen in den außereuropäischen Besitzungen beider Nationen fast noch merklicher waren als in Europa selber. Da die Franzosen in den Jahren 1756 bis 58 in einigen ihrer Kriegsunternehmungen glücklich gewesen waren, gaben sie sich der Hoffnung hin, daß bald der größere Theil von Indien unter ihre Herrschaft kommen werde. Die römisch-katholischen Priester erblickten hierin einen Ermunterungsgrund, die protestantischen Gemeinden der neubekehrten Einwohner zu bedrohen und auf mannichfache Weise zu verdächtigen, und es fehlte hiebei auch nicht an Beispielen der Gewaltthätigkeit. Doch waren die Bedrängnisse und Gefahren, welche der Krieg selber mit sich brachte, für alle Bewohner zunächst der Küstengegenden von Koromandel gemeinsam.

In der Nacht vom 28. April 1758 landete ein französisches Truppencorps vor dem Fort St. David, in der

Nähe von Cuddalore. Bald schlossen sich demselben Truppen aus dem benachbarten Pondichery zu seiner Verstärkung an; jetzt wurden die umliegenden Städte und Dörfer von den Soldaten auf grausame Weise geplündert und verheert. Viele der römisch-katholischen Christen nahmen ihre Zuflucht in eine Kirche, nahe bei dem Landhause des Gouverneurs, in der Hoffnung, daß sie die Franzosen als ihre Glaubensbrüder in Schutz nehmen würden. Aber plötzlich verbreitete sich unter den Soldaten das Gerücht, daß diese Kirche den deutschen Missionären gehöre und daß die Flüchtlinge in ihr Mitglieder der protestantischen Gemeinde seyen. Alsbald wurden diese armen Leute mit unmenschlicher Grausamkeit niedergemacht und die Kirche in einen Aschenhaufen verwandelt. Obwohl nun die protestantischen Missionarien zu gleicher Zeit innerhalb der Mauern des benachbarten Cuddalore noch vollkommene Sicherheit genossen, mußten sie dennoch ein ähnliches Schicksal erwarten, als sie jetzt das französische Heer zur Einnahme der schlecht verwahrten Stadt heranrücken sahen. Die brittische Garnison übergab denn auch die Stadt auf Kapitulation und der Kommandant derselben ertheilte den Missionären den freundlichen Rath, daß sie seinen Unterhändler in das feindliche Lager begleiten und den französischen Befehlshaber um seinen besonderen Schutz bitten sollten. Dieser, der Graf Lolly, versicherte sie der Gewährung ihrer Bitte und ließ sogleich sein eigenes Regiment, welches aus lauter Irländern bestand, und von Oberst Kennedy kommandirt wurde, die Missionarien eine Strecke weit aus dem Lager begleiten. Ja bei dem Einrücken seiner Truppen in die Stadt gab er einem der Offiziere den Befehl, daß er eine Schutzwache vor das Haus der Missionäre stellen und dieselben vor allen Feindseligkeiten sicher stellen sollte. Und

dieser Offizier war, durch Gottes Schickung, ein Deutscher, der Baron Heidemann, welchen der Missionär Kohlhoff zu Seringpatam kennen gelernt hatte. Ein wahrhaft frommer Mann, welcher bald nachher die französischen Dienste verließ und sich sich auf die Missionsstelle zu Weperi zurückzog, wo er seinen Erdenlauf im Jahre 1761 in freudigem Glauben an seinen Erlöser beschloß.

Aber die vorsorgende Hand ihres Gottes erwies ihre Hülfe noch weiter an den Missionarien. Diese hatten eilig eine Botschaft an die Brüder in Tranquebar gesendet und diese ersucht, daß sie Alles, was zur Mission gehörte, auf Booten möchten abholen lassen. Ehe jedoch diese Botschaft an ihren bestimmten Ort kam, ward dieses Anliegen schon auf einem ungleich kürzeren und besseren Wege beseitigt. Gleich nach dem Abmarsche der englischen Garnison machte der Graf Lolly den Missionarien einen Besuch. Er unterhielt sich mit denselben, erkundigte sich genau nach ihren Missionsarbeiten und dem Erfolge derselben, bot ihnen zwei Reisepässe an und gestattete, daß zwei Boote, welche den Franzosen Lebensmittel zugeführt hatten, die Habseligkeiten der Missionarien mitnehmen dürften. — Jetzt versammelten sie am Strande ihre kleine Christenheerde, knieeten mit ihren Brüdern nieder und empfahlen sie betend dem Herrn, daß Er sie selbst in seinem Schutze erhalten und führen möge und nahmen unter vielen Thränen von ihnen Abschied.

Vielen christlichen und heidnischen Einwohnern wurde auf ihr Verlangen gestattet, daß sie nebst ihren Familien mit den Missionarien die Stadt verlassen dürften. Sie erreichten am 8. Mai Tranquebar, wo die Flüchtlinge freundlich aufgenommen und in den Wohnungen der Christen beherbergt wurden. Die beiden Missionäre Kiernander und Hüttemann hatten die Freude, bei der portugiesi-

schen und malabarischen Gemeinde der Ankömmlinge einen Wirkungskreis zu finden.

Es war eine gnädige Leitung unseres Gottes, daß die Missionäre zu Cuddalore so schnell sich beeilt hatten, mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten die Stadt zu verlassen, weil schon am Tage nach ihrer Abreise einige durch ihren Einfluß vielvermögende Männer in die Stadt kamen, welche ungleich erbittertere Feinde der evangelischen Missionen waren als alle Soldaten des französischen Heeres. Vergeblich war es, daß sie dem General Lolly Vorwürfe über seine übel angewendete Milde machten; die Tauben waren aus dem geöffneten Schlage entflohen und unter ein sicheres Obdach geborgen. — —

Wir haben hier nur diese vielfach wundervolle Rettung aus der Geschichte der damaligen Missionen ausführlicher nacherzählen wollen, vieler anderen gedenken wir hier nicht oder erwähnen ihrer nur vorübergehend, obgleich in ihnen allen so augenfällig als sonst nur selten das Walten einer unsichtbaren Hand erkennbar ist, welche sich der Vereinsamten und Verlassenen kräftig annimmt, gegen all' ihrer Feinde Uebermacht und Bosheit. Dieses erfuhr der treue Zeuge für die Wahrheit des Evangelius durch Wort und That, der Missionär Fabricius, bei der Einnahme der Stadt Madras durch die Franzosen und bei dem Niederbrennen jener Vorstadt, welche, unter dem Namen der schwarzen Stadt bekannt, der Wohnort vorzugsweise des tamulischen Volkes war. Denn in der Mitte dieses geringen und verachteten Volkes hatte die protestantische Mission ihren Wohnsitz aufgeschlagen; alle Gräuel der Verwüstung und Vernichtung, welche ein verwildertes, mord- und raubsüchtiges Heer der Soldaten an dem unbewaffneten, schutzlosen Volke der Vorstadt verübte, mußte Fabri-

cius sammt seinen Gehülfen und der kleinen Gemeinde seiner Neubekehrten in vollem Maaße erfahren. Obgleich jedoch geplündert von dem Feinde und all' ihrer Habseligkeiten beraubt, wurden dennoch alle die Angehörigen der Mission mit den Gliedern ihrer Gemeinde am Leben erhalten und sie fanden als Geflüchtete nur mit dem nackten Leben, brüderliche Aufnahme, Obdach und leibliche Pflege bei den Holländern in Pulicat.

Zu diesen Freunden in der Noth und in ihrer Obhut und Pflege hatte sich auch Schwartz hingewendet, als ihm ein noch mächtigerer Feind, als die mit Schwert und Flinten es sind, eine verzehrende Krankheit der Brust den Tod drohete. Er fuhr hinüber nach Ceylon, zu seinen Freunden, den Holländern, fand bei ihnen freundliche Aufnahme und Pflege für seinen kranken Leib, zugleich aber und vor Allem eine freudige Aufnahme seiner Predigt von dem Heile, einzig in Christo, bei dem eingeborenen Volke, so wie bei denen nach dem Troste des göttlichen Wortes verlangenden Europäern. Denn hier stand zwar noch in Ehren der mächtige Baum, unter dessen Schatten Baldäus im 16. Jahrhunderte den Tausenden der eingeborenen Heiden die Botschaft von Christo verkündet hatte, aber die Arbeit der Ernte war größer und der Arbeiter waren weniger geworden.

So wohl auch der Aufenthalt bei diesen Freunden dem leiblich Leidenden gethan hatte, welcher in der gesegneten Arbeit seines Berufes ein Ausruhen fand, wurde er dennoch in Colombo von einem schweren Krankheitsanfalle auf das Siechbette geworfen. Er schreibt hierüber am 16. August 1760 an seinen väterlichen Freund, den Dr. Francke in Halle: — — „Wenn ich bedenke, wie gnädig sich Gott herabließ, um mich durch eine Krankheit, mit welcher er

mich zu Colombo heimsuchte, zu demüthigen und zu reinigen, so fühle ich mich gedrungen, Ihn in der Stille dafür zu preisen. Alle Wege Gottes sind eitel Güte und Wahrheit, selbst alsdann, wenn es scheint, als habe Er uns im Zorne heimgesucht und der Verheißung vergessen, die Sein Wort enthält. Ich habe Grund, zu glauben, daß der zu Colombo ausgestreute Same bei einzelnen Seelen wahre und bleibende Früchte getragen hat.“ — — —

Man hat alle Ursache, zu glauben, daß der damalige Aufenhalt in Ceylon für Schwartz eine Rettung und Verlängerung seines Lebens auf eine mehr als die doppelte Zahl der Jahre zur Folge hatte. Eine Wohlthat, welche nicht nur dem einzelnen Manne und seinen nächsten Freunden, sondern dem großen gesammten Werke der evangelischen Mission ein hoher Gewinn war. Schwartz ging wie neu belebt, mit frischer Kraft an sein Werk, durfte in hohem Maaße sich freuen an dem immer besseren Fortgange und Gedeihen der Missionen in Cuddalore und der ganzen umliegenden Landschaft. Von seiner Freudigkeit hierüber zeugt namentlich ein Brief von ihm an einen seiner Freunde in Halle vom Anfange des Jahres 1762. Darin schreibt er unter Anderem: — „Was meine gegenwärtigen Umstände betrifft, so fühle ich mich gedrungen, Gott zu preisen für die vielfachen Segnungen, womit Er im Verlaufe des verflossenen Jahres um Christi willen das Leben seines armen Dieners gekrönt hat. Er hat mich von einem Tage zum anderen auf die huldreichste Weise unterstützt, auch durch Seinen Geist gezüchtigt und gelehrt, und nie ohne Trost gelassen. Darum preist meine Seele den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Wirklich habe ich auch die größte Ursache zur Dankbarkeit, denn der Herr hat die Niedrigkeit seines Knechtes angesehen. Meine

Freude ist nicht rauschend, aber ruhig und bleibend; und vor Allem ist mir darum zu thun, zu erkennen, daß ich ein Eigenthum meines Gottes bin, daß ich Gnade gefunden habe in Seinen Augen; daß Sein Friede auf mir ruht, und ich mit Zuversicht im Gebete zu ihm nahen und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben darf, so daß selbst die kranken Tage mir diese Tröstungen nicht rauben dürfen." — — —

7. Als die Armen, welche doch Viele reich machen.

Wenn in einigen der nächstfolgenden Jahre die Freunde der Mission in Indien die Berichte lasen, daß Schwartz in Tritschinopoli, einer mächtigen Waffenstadt der Engländer, eine Missionsstation begründet, mehrere Gehülfen um sich gesammelt habe, die er auf seine Kosten erhielt; daß es ihm gelungen sey, nicht nur aus den dortigen Heiden in der Stadt und auf dem Lande umher eine Gemeinde zu begründen, sondern daß er auch bei den englischen Soldaten als Prediger in Segen wirke, ja daß er diesen sogar eine Kirche erbaut habe, der mußte vielleicht unbegreiflich finden, wie der arme Missionär, dessen Einkommen man aus den Jahresrechnungen der Gesellschaft kannte, zu so reichen Mitteln und solcher Wohlhabenheit gekommen sey? Lassen wir uns das Nähere hierüber durch einen Brief sagen, welchen im Jahre 1767 William Chambers, der Bruder des Oberjustizpräsidenten von Bengalen, Sir Robert Chambers, an einen Freund schrieb:

— — „Oft hatte ich, noch ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwartz als einen Mann nennen hören, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft mit den Landessprachen verbände. Da

mir jedoch Nachrichten dieser Art meist nur von Solchen gegeben wurden, welche die Vorzüge eines religiösen Charakters durch das trübe Glas der herrschenden Vorurtheile anzusehen pflegen, so waren meine Vorstellungen von ihm sehr unvollkommen, und weil ich selbst damals noch sehr unsicher und unreif in meinem Urtheile war, so mischte sich bei mir ein Vorurtheil finsteren Trübsinnes und übertriebener Strenge in die Schilderung, welche Andere mir von Schwartz gemacht hatten. Aber schon der erste Anblick des Mannes benahm mir meine irrigen, vorgefaßten Meinungen von ihm. — Zwar sein Anzug war ziemlich abgetragen und nach altmodischem Zuschnitte; aber in seinem ganzen Wesen fand ich das gerade Gegentheil von dem, was man an einem Menschen finster und zurückstoßend nennt. Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen Haltung aufrecht und kunstlos ist; von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzen gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blicke, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlen: und Sie haben eine Vorstellung von dem Eindrucke, den Schwartz schon bei dem ersten Anblicke auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt. Ich hatte das Glück, während meines langen Aufenthaltes zu Tritschinopoli mit diesem wackeren Manne genauer bekannt zu werden und manche Einzelheiten aus der Geschichte seines verflossenen Lebens von demselben zu erfahren. — — —"

Es folgt jetzt ein kurzer Ueberblick über die frühere Wirksamkeit von Schwartz im Missionsdienste zu Tranquebar, welche wir übergehen. Nach dieser kurzen Schilderung fährt Chambers fort:

„Bald fand Schwartz seinen Wirkungskreis zu

Tranquebar für sein weites Herz zu enge und er erhielt die Gestattung, zu Tritschinopoli, wo das Evangelium bisher nur in schnellem Vorübergehen verkündigt worden war, eine protestantische Missionsstelle aufzurichten. Abgeschnitten von jedem anderen Umgange, fand er sich doch glücklich, im mündlichen und schriftlichen Verkehre mit einem anderen jungen Missionär, Namens Dame, welcher zu Tanjore sich niedergelassen hatte, und der eben so hingebend und eifrig als er im Dienste seines göttlichen Meisters war. Ein gleicher Geist, Sinn und Beruf bildeten zwischen Beiden das Band einer Freundschaft, welche so innig und fest war als die himmlische Liebe zu ihrem Herrn, für dessen Dienst sie jeden irdischen Gewinn freudig dahingegeben hatten. Aber der gute Schwartz genoß nicht lange das hohe Glück dieses freundbrüderlichen Verhältnisses. Er wurde plötzlich zu seinem Freunde gerufen, und als er nach Tanjore kam, fand er ihn als Leiche."

„Zu Tritschinopoli mußte Schwartz mit sehr geringen Mitteln große Dinge ausrichten. Sein ganzes Einkommen bestand monatlich in zehn Pagoden (ohngefähr 42 fl. oder 24 Thalern) und andere Mittel standen ihm nicht zu Gebote, um seine täglichen Bedürfnisse zu decken so wie seine Niederlassung in Tritschinopoli zu begründen und zu unterhalten. Mit diesem für Indien noch viel geringer zu achtenden Einkommen, als es für manche Gegend von Europa gewesen wäre, fühlte sich der Mann dennoch vollkommen glücklich und zufrieden. Was er für seinen eigenen Unterhalt brauchte, das war leicht beisammen. Von dem brittischen Platzkommandanten erhielt er in einem alten Hindugebäude ein Räumchen zur Wohnung, welches gerade groß genug war, um sein Bett, einen Tisch und ihn aufzu-

nehmen, und in welchem nur Wenige aufrecht stehen konnten. Diese Wohnstätte genügte ihm vollkommen. Ein Teller voll Reis, nach Landessitte geschwellt, und ein wenig Gemüse dazu, stand täglich auf seiner Tafel, an welcher er sich mit heiterem Gesichte niedersetzte und mit Danksagung gegen Gott sich sättigte. Ein Stück schwarz gefärbtes Baumwollenzeug, nach Landessitte fabrizirt und zugeschnitten, reichte hin, um seinen Leib ein ganzes Jahr lang zu bekleiden. So war er der Sorge für das Irdische enthoben und konnte mit ungetheiltem Herzen der Sorge für das Werk des Evangeliums sich hingeben, das Gott ihm anvertraut hatte. Und dieses Werk wachsen und aufblühen zu sehen, das war seines Herzens höchste Lust und Freude. Wenn er in der Stadt und in den umliegenden Dörfern den Eingeborenen die große, göttliche Botschaft von Christo verkündete, da sammelte sich das Volk der Hindu und bald aus ihnen eine Gemeinde der Neubekehrten um ihn, aus denen er in Kurzem drei bis vier junge Männer zu seinen Gehülfen heranbildete. Diese hatte er nun als seine Katechisten täglich auch an seiner Tafel, und er that, was er konnte, um ihren Lebensunterhalt aus seinem eigenen Einkommen zu bestreiten."

„Aber dies waren nicht die einzigen Arbeiten in Tritschinopoli. Er fand in dieser Stadt eine große, englische Garnison, welche ohne einen Feldprediger und demnach auch ohne allen Religionsunterricht und ohne religiöse Erbauung, unter den gefahrvollsten Verführungen, mitten im Heidenlande wohnte. Auch dieser suchte er auf jede mögliche Weise am Evangelio zu dienen. Die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, so wie die kunstlose Einfachheit seines ganzen Benehmens verschafften ihm bald unter den Soldaten eine willkommene Aufnahme, die er zuerst als Mittel

benutzte, die englische Sprache zu erlernen, mit welcher er bis dahin noch ganz unbekannt geblieben war. Kaum hatte er einige Kenntnisse dieser Sprache sich erworben, da fing er zuerst an, der Garnison an den Sonntagen die gewöhnlichen Gebete ihrer Kirche und eine gehaltvolle Predigt aus einer der besten Predigtsammlungen der englischen Kirche vorzulesen. Es währte nicht lange, da sprach er ihre Sprache fließend, und jetzt fing er an, ihnen selbst zu predigen, was er, so wie ich höre, noch bis jetzt fortsetzt und wobei er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer an sich zu fesseln weiß."

„Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweise der brittischen Truppen in Indien kennt, der muß darüber staunen, wie es diesem Manne gelingen konnte, die ganze Garnison so für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Anfangs brachte er sie dahin, in einem alten Hindugebäude sich zum Gottesdienste zu versammeln, bald aber faßte das Truppenkorps den Entschluß, von ihrer täglichen Löhnung etwas zu ersparen, um eine Kirche für den Gottesdienst aufzurichten. Die Geldsumme, welche die Soldaten zusammenbrachten, hätte freilich jeder andere Bauunternehmer zu der Aufrichtung eines Kirchengebäudes für unzureichend gehalten, Schwartz aber wußte damit so hauszuhalten und bei seiner genauen Kenntniß der Einwohner so wie der äußerlichen Hülfsmittel und Gelegenheiten die Baumaterialien und den Arbeitslohn so wohlfeil zu erhalten, daß ein sehr geräumiges, hohes und schönes Gebäude mit jenem Gelde aufgerichtet werden konnte" *). — — —

Der vorstehende Brief von Chambers gibt uns in

*) Wenn auch nur als Obdach gegen Sonne und Regen, faßte die Kirche 1500 bis 2000 Mann.

großer Treue die Grundrisse zu einem Bilde des äußeren Wesens und Lebens des Missionärs Schwartz. Zur Ergänzung des anmuthigen Bildes fügen wir einige andere wesentliche Züge hinzu, in denen sich uns der Geist abspiegelt, welcher die Kräfte seines äußeren Wesens belebte, und zu ihren Thaten geschickt machte. Dieses war bei Schwartz der Geist eines kindlich innigen, feurigen Gebetes, das in seinem Herzen nie verstummte und welches, wenn es in Worten sich ergoß, ihn selbst, so wie die Seelen der dafür empfänglichen Zuhörer mit Freuden und Kräften der Ewigkeit erfüllte. Wer den seligen Schwartz besuchte, wenn derselbe so eben bei dem Genusse seines täglichen Brodes, seines Schüsselchens mit geschwelltem Reise saß, der würde vielleicht verwundernd gedacht haben: wie ist es möglich, daß der Mann bei seinen unaufhörlichen Anstrengungen des Umherlaufens in Hitze und Nässe, im Schulhalten, Predigen und Zurechtweisen, von diesen wenigen Bissen und etwa einem Trunke von Reiswasser, bei Kräften bleiben kann? Wer ihn jedoch vor oder nach dem Essen beten hörte, so inbrünstig und voll freudigen Glaubens, wie er es immer that, der dachte nicht mehr an die Kleinheit der Portion von Reis, welche der werkthätige Mann zu seinem täglichen Unterhalte genoß, sondern er fühlte das Nahesein Dessen, welcher mit wenig Brod und Fischlein Tausende der Hungernden sättigte.

In der That, wer unseren Schwartz bei seiner Mahlzeit und seinem Tischgebete hörte und sah, der mußte sich davon überzeugen, daß diesem Manne nicht das leibliche Essen, sondern das freudige Dankgebet dabei der rechte, wahre Genuß sey, aus welchem er auch für sein leibliches Leben und Wirken, mehr noch als aus den Elementen der sichtbaren Speise, seine Bekräftigung entnahm.

Wir erzählen hier nur ein Beispiel, das uns im Geiste zu Schwartzens Mahlzeiten und seinem Tischgebete hinführt. Es ist aus der Geschichte jener späteren Zeit seines Lebens genommen, in welcher er ungehindert, mitten in Hyder Ali's feindlichem Heere seinem Berufe, der Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, vom Morgen bis zum Abende nachging. Christian David, ein junger Tamule, welcher nachmals als bekehrter Christ in das Amt eines Katecheten trat, begleitete schon als Knabe den Vater Schwartz auf seinen täglichen mühseligen und oft gefahrvollen Wanderungen. Sie waren einstmals den ganzen Tag mit einander gereist, und als sie bei Sonnenuntergang in einem kleinen Dorfe ankamen, setzte sich Schwartz, ganz ermüdet, unter einen Baum und unterhielt sich mit den umherstehenden Leuten des Dorfes, während sein Pferdetreiber die sparsame Abendmahlzeit bereitete. Als der Reis mit der Corrybrühe, auf Palmblättern statt der Teller, aufgetragen war, richtete sich Schwartz auf, um Gott um Segen zu der Speise anzuflehen, Ihm zu danken, daß er unter so manchen Gefahren des Tages so väterlich über sie gewacht und so huldreich für ihre Ruhe gesorgt habe. Sein Herz floß von Dankgefühlen über und ergoß sich in beredtem Ausdrucke des Gebetes und des Lobes Gottes. Der arme Knabe, der neben ihm stand, hielt eine Zeit lang seine ungeduldige Eßbegierde zurück; endlich aber überwältigte der Hunger das Gefühl der Achtung gegen seinen Herrn und er fing an, über das lange Gebet zu klagen und ihn zu erinnern, daß der Corry bereits kalt geworden sey. Sehr rührend beschreibt nun Christian David den feierlichen Ernst, womit ihm Schwartz seine Ungeduld verwies. „Was?" sagte er, „die Güte Gottes hat so gnädig unter der Last und Hitze

des Tages über uns gewacht und wir sollten die Speise, die Er uns vor der Nachtruhe bescheert, mit Händen verzehren wollen, welche wir nicht vorher betend zu Ihm emporgehoben und mit Lippen, welche Ihm nicht dafür gedankt haben?!" —

Dieselbe Lust und Freude am Gebete, womit seine dürftige Mahlzeit gewürzt war und woraus dieselbe ihre stärkende Kraft empfing, wachte an jedem Morgen mit ihm auf und begleitete ihn den ganzen Tag zu allen Thaten und Werken seines Lebens. Welches Glück der Erde kommt dann der Liebe gleich und welche Liebe ist reicher an Freude, an Trost, an Hoffnungen und seligem Genusse als die Liebe der Menschenseele zu ihrem Heilande und liebenden Freunde! Darum war Schwartz immer voll frohen Muthes, wenn er am Morgen im verborgenen Winkel seiner Kammer im Gebete sich segnete und in diesem Segen an sein Tagwerk ging, bei welchem dann fortwährend ein so wunderbares Gelingen war.

Denn, um hier nur Eines solchen Falles zu gedenken, wer hätte es für möglich gehalten, daß seine Besuche in den Kasernen der brittischen Soldaten solche Früchte bringen würden, als sie bald nachher brachten. Mußte er doch Anfangs, als er wie ein munteres, dankbares Kind gleichsam nur die Brosamen ihrer mündlichen Unterhaltung auflas, und auf eine Weise, die selbst für den schweigsamsten Ernst seiner Zuhörer etwas Erheiterndes hatte, die Töne ihrer Sprache ihnen nachlallte, nur etwa wie ein Gegenstand zur Vertreibung ihrer Langeweile erscheinen. Aber was ist aus diesen Besuchen des ehrwürdigen Missionärs, in einer Kaserne der meist in fleischlichem Leichtsinne dahin lebenden Soldaten geworden? Einiges davon erwähnten wir schon. Er wurde ihr Vorleser der kirchlichen

Gebete, ihr Prediger, Seelsorger, der Erbauer ihrer Kirche. Aber hiermit waren die Segnungen seines Besuches in den Kasernen, dahin die Liebe zu seinem Herrn und zu den durch Christum erlösten Menschenseelen ihn trieb, noch nicht zu Ende; sie gingen noch höher zu den ewigen Hütten.

Vielleicht durch Chambers oder durch andere hochstehende Männer hatte die brittische Regentschaft in Indien von Schwartzens wohlthätigem Wirken an ihrem Militär in Tritschinopoli gehört. Man ernannte ihn, ohne daß er selbst daran dachte, und noch weniger darum bat, zum Feldprediger der dortigen Garnison und sicherte ihm für dieses Amt eine jährliche Besoldung von 100 Pfund oder 1200 Gulden zu.

Wie nun? wird nicht der Mann jetzt, wo sein Einkommen reichlich auf das Dreifache gestiegen ist, seinem Leibe auch eine gebührlichere Ehre anthun; statt des Winkels, den er bisher bewohnte, anständige Zimmer sich miethen, statt der täglichen schmalen Kost des geschwellten Reises — denn er ist ja kein Brahmine — auch etwas Fleisch und in seinem zunehmenden Alter auch etwas Wein zu seiner Stärkung genießen?

Schwartz bedurfte und that dieses Alles nicht. Gewissenhaft verwendete er die in seine Hände gelegte Besoldung als Prediger und Seelsorger der Soldaten, von Heller zu Pfennig, nur zum Wohl und Heil seiner Soldaten. Ein geräumiges, wohleingerichtetes Krankenhaus wurde von seinem Gelde für die Soldaten errichtet und mit allen Mitteln ihrer Verpflegung reichlich versorgt; Anstalten und Häuser zur Aufnahme und Versorgung der Wittwen und Waisen, Rettungshäuser für die, wenn auch durch eigene Schuld, Verstoßenen und Verlassenen, wurden

errichtet, Schulen der Belehrung thaten sich auf, denn welches Werk wäre einer solchen Liebe zu schwer, als die war, welche unseren Schwartz auf jedem seiner Schritte begleitete! —

Und wie sollte eine Liebe dieser Art nicht andere Seelen entzünden! Bald zeigte sich dieses an den Gesunden wie an den Kranken. Mitten in der größeren Gemeinde des Militärs, das sein Wort mit Freuden aufnahm, bildeten sich jene kleineren innigeren Vereine um sein väterliches Herz, welche sich, wie jene 20 Mann, von denen er erzählt, zu einem Bunde mit Gott ihrem Herrn, im Abendmahle, vereint hatten: „nur Ihm zu leben, nur Sein Eigenthum zu werden und zu seyn." Diese Treuen in Wort und Wandel, zu denen sich bald noch andere ihrer Standesgenossen gesellten, leisteten der Mission durch ihre Pflege und ihren Einfluß auf die Seelen der Kranken, so wie durch ihr Wirken auf die Heiden sehr wesentliche Dienste. Aus den zahlreichen erfreulichen Berichten von den Kranken- und Sterbebetten der Soldaten heben wir hier nur einige hervor. „Einer derselben, ein Engländer von Geburt, hatte schon mehrere Jahre lang als ein ächter Jünger Christi gewandelt. In seinem ganzen Betragen lag ein tiefer Ernst; das Evangelium Christi war ihm theuer und verbreitete einen bleibenden Frieden und heiligen Muth über seine Seele. Auf seinem Krankenlager wurde er von seinen Kameraden fleißig besucht. Sein Herz war vollkommen gefaßt und noch in seinen letzten Todesstunden fand ich ihn (so erzählt Schwartz in seinem Tagebuche) in der seligsten Gemüthsstimmung. Meine Sünden, sprach er, hat mir Gott um Christi willen vergeben; mein Herz hat Ruhe und Frieden und der Feind besitzt keine Gewalt über mich. Mit Wonne sehe ich einer seligen Ewigkeit

entgegen, und ich möchte mein Loos nicht mit dem höchsten Erdenloose vertauschen. — O die arme Welt, wenn sie es nur einmal wüßte, wie selig es ist, ein Christ zu seyn! — Jetzt reichte er mir die Hand und sagte: ich danke Ihnen, mein Freund, daß sie mich in die Bekanntschaft mit meinem Herrn Jesu eingeführt haben! Und, indem er, die Augen emporrichtend, in die Worte ausbrach: in deine Hände empfehle ich meinen Geist! Du hast mich erlöset, Herr, Du treuer Gott, gab er den Geist auf."

„Ein Anderer", so erzählt Schwartz weiter, „ein Irländer, den wir den alten Jakob nannten, ist vor einem Monate gestorben. Er war auch ein Diener Christi, welcher sein Herz mit allem Fleiße bewahrte. In gesunden Tagen klagte er manchmal darüber, daß er häufig von sündhaften Gedanken geplagt werde, welche ihn am Gebete hinderten. Selbst die Rohesten unter seinen Bekannten mußten es eingestehen, daß er ein wahrer Christ sey. Nicht selten stand er bei Nacht auf und brachte in stiller Einsamkeit seine Stunden im Gebete zu, wie überhaupt das Gebet die unentbehrlichste Speise seines Herzens war. Er stammelte, wenn er etwas las, aber beim Beten war nicht das Geringste davon bemerklich. Dieser alte Mann war ein großer Segen für unsere kleinen Soldatenvereine. Als ich ihn das letzte Mal im Spitale sah, klagte er blos über eine allgemeine Unruhe in seinem Körper. — Gut, Jakob, sagte ich, ich weiß, du hast nichts dagegen, wenn dich der Herr Jesus nach Hause ruft. Nichts, gar nichts, rief er mit lächelnder Miene aus. Wir beteten mit ihm, und in der folgenden Nacht war er entschlafen."

Nicht immer waren die Erfahrungen, welche Schwartz an den Kranken- und Sterbebetten seiner Pflegebefohlenen machte, denen gleich, von denen wir so eben berichteten.

Denn in solchem Frieden können nur Die den Schmerzen und Schrecken des Todes entgegen gehen, denen die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden durch Christi Blut und Tod versiegelt ist. Aber viele von Jenen, denen sie dieses noch nicht war, errangen sich auf dem Kranken- und Sterbebette in herzlicher Buße diese Gewißheit des Glaubens an Ihn, welcher die Sünder gerecht macht, und schieden selig von hinnen. Auch war es die treue Liebe zu seinem Herrn, welche unserem Vater Schwartz die Kraft gab, die Sünder mit Ernst zu züchtigen und zu strafen. Nach seinem Willen geschah es, das jener engere Kreis der Verbündeten in seiner Gemeinde das Strafamt der Aeltesten übernahm. Jedes Mitglied, das in anerkannter Sünde lebte, wurde zuerst erinnert, und wenn es sich nicht besserte, wenigstens aus ihrer näheren Gemeinschaft ausgeschlossen.

In Schwartzens ganzem Wesen und Wirken gab sich ein Leben der Liebe kund, das seinen Ursprung und die Kraft seiner Fortdauer aus dem ununterbrochenen Umgange mit dem Geliebten, im Gebete empfing. Diese Liebe begeisterte ihn zu seinem feurigen Bekenntnisse der frohen Botschaft von Ihm, dem Geliebten seines Herzens, unter den Heiden, wie unter seinen getauften Mitchristen. Sie trieb ihn zu allen Thaten des Wohlthuns und der Freundlichkeit, so wie auch des väterlich zurechtweisenden Ernstes gegen seine Brüder. Und dennoch konnte dieser Mann voll Liebe vor Ihm, seinem Herrn, dessen Augen sind wie Feuerflammen, sich so innig eines Mangels an Liebe anklagen, wie er es in der Stelle eines Briefes an seinen Freund Chambers gethan hat, welche wir hier nachstehend mittheilen wollen.

„Ich las diesen Abend in dem 2. Kapitel der Offen-

barung das erste Sendschreiben, das der Herr an den Gemeindevorsteher zu Ephesus erließ. Wie Vieles weiß Er nicht zu billigen und herauszuheben, was in seinem Sinne und Wandel lobenswerth war; dennoch gilt ihm der Verweis, daß er die erste Liebe verlassen habe. Er that noch immer viel Lobenswerthes, aber die Quelle, aus der es floß, war nicht mehr jene lautere und inbrünstige Liebe, welche vorhin sein Thun und Lassen beseelt hatte. Sein Herz war, bis auf einen gewissen Grad, kalt und gleichgültig geworden und er that Vieles aus bloßer Gewohnheit und nicht mehr im süßen Drange der Liebe Christi. Ich kann nicht sagen, wie sehr diese zärtliche und wehmüthige Klage mein Innerstes in Bewegung setzte. Es war mir zu Muthe, als stände der Heiland vor mir, mir zu sagen: Ich habe Dasselbe gegen dich. Mein Herz schmolz ganz in Wehmuth zusammen. Ach wie könnte ich daran zweifeln, daß nur zu Vieles, was immerhin an sich gut ist, von mir gethan wird, ohne in jenem edlen Geiste der Liebe Grund und Wurzel zu haben. Mein Herz sollte bluten bei dem Blicke auf die unbegreifliche Kälte, die sich in die Liebe mischt, welche ich meinem theuren Erlöser schuldig bin. Ich beuge mich aufrichtig unter dieses Gefühl, obgleich nicht so viel, als ich es wünschte, wenn ich daran denke, wovon ich gefallen bin. Aber wie Muth machend ist nicht die Verheißung, welche derselbe hochgelobte Erlöser allen Denen gibt, welche diese Herzenskälte überwinden und nach warmer Inbrunst in der Liebe trachten. Sie sollen essen vom Baume des Lebens, welcher mitten im Paradiese Gottes ist. Sie sollen die Huld und Liebe ihres Gottes genießen, sie sollen schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Möge diese köstliche Verheißung die Flamme der Liebe auf's Neue in unseren Herzen entzünden und alles kalte, todte

Formenwesen für immer aus unseren Religionsübungen verbannen! Ich hoffe, Ihr Herz brennt von der Liebe Christi, wie die Herzen der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Es fehlt wahrlich nicht an Stoff, dieses Feuer in uns anzuzünden, wenn wir nur wachen und nüchtern sind. So wollen wir uns denn einander aufmuntern, so lange wir Zeit und Gelegenheit dazu haben. Nie müsse die Menge und die Mannichfaltigkeit der Arbeiten die heilige Flamme dämpfen, welche unausgesetzt in unseren Seelen brennen sollte. Mein Herz wünscht, daß Sie immer ein scheinendes Licht seyn mögen. Amen, das geschehe also." — —

8. Die Amtsgewalt eines Sendboten an die Heiden.

Der Prediger des Evangeliums von Christo unter den Heiden muß, wenn er diese wahrhaft zum lebendigen Glauben erwecken und bekehren will, die Kraft seines Glaubens nicht bloß in Worten, sondern in seinem vor Augen liegenden Wandel bezeugen. Nach diesen beiden Seiten hin muß der Ungläubige es erkennen, daß es nicht das Fleisch, mit seinem Eigenwillen und seinen Gelüsten sey, sondern der Geist, welcher den Prediger der Gerechtigkeit antreibt und führt auf dem Wege seines Berufes. In seiner Lehre, in seinen Worten erweist sich die Frucht des Geistes als Weisheit und tiefe Erkenntniß, in dem sichtbaren Wandel des Christenboten zeigen sich die Früchte des Geistes als Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit (Gal. 5, 22). In solcher Weise hat sich Schwartz in Wort und Wandel als ein vom Geiste Christi gesalbter und geheiligter Verkündiger

des Evangeliums zunächst an die Heiden, wie auch an die in heidnischer Blindheit dahinlebenden Christen erwiesen.

Schon als Jüngling, bald nach seiner Ankunft in Indien, erweckte er durch seine Belehrung und Predigt unter den Tamulen ein ungewöhnliches Aufmerken. Als er im Jahre 1758 mit seinem brüderlichen Gefährten Kohlhoff eine seiner ersten Missionsreisen in's Innere des Landes machte, da sprach ein verständiger, lernbegieriger Hindu aus hoher Kaste die Worte über ihn aus: „Du bist ein Priester Gottes für alle Völker.“ Treffend und in kurzen Worten wußte schon damals der jugendlich kräftige Missionär auch die auf ihre vermeinte Weisheit hochmüthigen Brahminen und gelehrten Panderams ihres Irrthumes zu überführen und sie zur Wahrheit, die aus Gott ist, hinzuweisen. So jene ihm begegnenden und an ihm vorübereilenden Brahminen auf dem Wege nach Cuddalore, die er zur Buße vor Gott und zum Glauben an Christum ermahnte. „Auch wir verehren Gott,“ so sprach der eine von ihnen, „und da Gott überall gegenwärtig, dürfen wir ihn auch in der Gestalt eines Steines anbeten.“ — „Ist der Ring an deinem Finger deine Person, oder ist selbst der Finger an deiner Hand Du selber? Gott ist der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, Nichts aber, im Himmel und auf Erden gleichet der Majestät des lebendigen Gottes.“ — Noch leichter war jener Mann in Negapatam seines Irrthumes überführt, welcher die Wahrheiten, die der Kalender enthält, den Wahrheiten des göttlichen Wortes gleichstellte. Diese Bücher sagen uns die Sonnen- und Mondfinsternisse an und ihre Aussage erweist sich als wahr, denn sie trifft auf Stunde und Minute ein, warum sollte nicht auch das wahr seyn, was unsere Bücher uns von den Göttern sagen?“ — Was Schwartz damals von der Un-

zulänglichkeit aller Kenntnisse der Gesetze und Ereignisse der Natur zur Erkenntniß des Geistes sagte, der frei und selbstständig über jenen Gesetzen waltet, das würde noch jetzt in manchen Fällen eine belehrende Zurechtweisung seyn. Einem mohamedanischen Häuptlinge und seinen Gefährten, denen Schwartz auf einer Wanderung nach Cuddalore begegnete, ging der Vergleich des Erdenlebens mit einer Reise der Pilgrime und Fremdlinge nach ihrer Heimath tief zu Herzen. So oft der Missionär den Namen Christus nannte, fügte der Mohamedaner das Wort Messias in Ehrfurcht hinzu. — Bei Gelegenheit seines Berichtes von einer Predigt, welche er einer Versammlung der Eingeborenen unter dem Schatten eines Baumes zu Adutuna gehalten und welche vieles Aufmerken erregte, spricht sich Schwartz über den Hauptinhalt dieser, so wie aller seiner Predigten in folgender Weise aus: „Es sind immer drei Punkte, welche wir in unseren Ermahnungen herausheben: die wahre Buße zu Gott; das Vertrauen auf den göttlichen Erlöser Jesum Christum, und das Leben der Gottseligkeit, welcher aus dem wahren Glauben entspringt." — Vornämlich auf diese Quelle alles Guten in uns wies er auch jene Kaufleute hin, die im Schatten des majestätischen Banianenbaumes zu Kuttalam ihre Waaren feilboten und welche es als unmöglich ansahen, den Geboten des Christenthumes zu gehorchen.

Wie seine Worte an die Heiden zur Belehrung derselben wirksam waren, so zeigte sich ihre Kraft auch in den Thaten, welche sie in ihren Zuhörern hervorriefen. Diese Thaten waren es, welche den Britten während der blutigen Kämpfe um Madura eine wesentliche Hülfe und Erleichterung in der Sorge für ihre verwundeten oder kranken, Mangel leidenden Soldaten brachten. So sehr aber

Schwartz bei seinen Neubekehrten auf einen Erweis ihres Glaubens an Christum durch Thaten der Liebe zu Gott und den Brüdern drang, trat er dennoch auch dem ungebührlichen Hervorheben guter Werke zur Vergebung der Sünden bei jeder Gelegenheit entgegen. Zwei Mohamedaner, welche er an der Moschee des angeblich wunderthätigen Fakirs Natter zu Tritschinopoli fand, und welche fließend persisch sprachen, priesen mit beredtem Munde die Zulänglichkeit der guten Werke zur Vergebung der Sünden an. — Ich will Euch, sagte Schwartz, nicht mit Streitigkeiten begegnen, denn ich habe Euch schon das persische Sprüchwort angeführt: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber.“ — — Als er ihnen hierauf die Lehre des Evangeliums von der Vergebung der Sünden allein durch Christum und sein Verdienst auseinandersetzte, da zeigte sich einer der Mohamedaner, welche dem Gespräche zuhörten, der Aufnahme des Wortes der Wahrheit günstig, indem er selbst mit einer Lehre des Mohamed von dem Glauben es zu vereinbaren suchte.

Zwei Mohamedaner, welche an einem anderen Tage auf einer Abendwanderung unter dem heidnischen Volke umher ihn begleiteten, sagten ihm, wie sehr das Volk ihn liebe. — — Auf einem Ruheplatze begegnete ihm ein gelehrter Hindu, der ihn bei der Hand faßte und große Freude darüber ausdrückte, ihn zu sehen; zugleich auch ihm versprach, der Wahrheit gehorsam zu seyn, wenn er von derselben überzeugt würde. An der Wand waren mehrere Sprüche in tamulischer Sprache geschrieben, welche der Hindu las. Einer derselben lautete also: Unsere Voreltern sind gelehrt worden, viele Ceremonien zu beobachten und sind gestorben. Der wird der wahre Priester seyn,

welcher Unsterblichkeit geben kann. — „Was sagst du zu diesem Spruche," fragte der Missionär; „verlangst du wirklich nach wahrer und seliger Unsterblichkeit?" Der Hindu sagte: Die Unsterblichkeit, welche er begehre, bestehe darin: von Schmerz, Krankheit und Tod frei zu seyn, und so oft es ihm beliebe, eine Reise in den Mond zn machen. — „Deine erste Sorge," so sagte der Missionär, „sollte es seyn, wie du als ein armer, schuldbeladener Sünder mit Gott versöhnt werden mögest." — „Ich weiß von keiner Sünde," rief der Hindu, „und wünschte nur höheren Unterricht von dir zu empfangen." — — So wie bei diesem Hindu lag bei vielen der vermeintlich hochgebildeten Hindus, vor allen bei jenen von der Kaste der Brahminen, der schwer auflösliche Knoten ihrer geistigen Gebundenheit in dem Wahne von ihrer Werkheiligkeit, während das Volk der niederen Kasten ungleich leichter von den Lehren des Christenthums gewonnen wurde.

An sich selber war Schwartz kein blinder Eiferer gegen das Bestehen der Kasten des indischen Volkes. Er betrachtete sie wie jene Verschiedenheit der Stände, welche im christlichen Europa die Rechte der Geburt und Abstammung, die häusliche Erziehung und Bildung den Gliedern einer kirchljchen Gemeinde geben. Verschiedenheiten, welche der Kraft und Wirkung des Evangeliums für sich allein eben so wenig Eintrag thun können, als der freudigen Anfnahme einer gläubigen Predigt vor einer Versammlung der Vornehmen und Geringen in einer unserer Kirchen. Aber namentlich dem Stande der Brahminen gewährte zwar seine höhere geistige Bildung eine Erleichterung für das Verständniß der Lehren des Christenthums, zugleich aber lag für diesen Priesterstand eine doppelte Gefahr durch die von frühe an gewohnte, abgöttische Ueberschätzung der Lehren

ihrer Tempelweisheit und die Selbstüberschätzung ihrer priesterlichen Gewalt über die Seelen ihres Volkes.

In den Lehren der Weisheit der Tempel, wie sie uns noch fortlebend bei den Indern entgegentreten und wie sie in noch größerer Vollendung bei den ältesten Aegyptern sich kund geben, liegt ein Element von zweiseitiger Natur und Wirksamkeit. Schon dem erstgeschaffenen Menschen im Paradiese ward ein goldener Faden des prophetischen Wortes in seine Hand gegeben, das in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes vom Vater in Erfüllung ging. Diese Gabe hat sich im Geiste der Völker auch nach den Zeiten der weltgerichtlichen großen Fluth erhalten. Aber ein Gewebe von fremder Art hat den goldenen Faden der Wahrheit umsponnen. Mit der göttlich=prophetischen Weissagung hat sich ein prophetisches Vorausschauen in das Fernkünftige gemischt, das aus gleicher Quelle kam, als die Orakelsprüche der Pythia oder die Zeugnisse der Dämonen in den Besessenen zu Christi Zeiten. Die auch in unseren Tagen wieder auflebende Lästerung, als sey das, was die Tempelweisheit der Abgöttischen uns verkündet, ein Christenthum ohne Christum schon vor Seiner Erscheinung im Fleische gewesen, unterliegt demselben ernst hinwegweisenden Urtheile, als die abgöttische Verirrung der Anbeter der Dreieinigkeit des Drachen, des vom Tode auferstandenen Thieres und des falschen Propheten in dem Buche der letzten Offenbarungen. —

„Was ihr uns sagt, das ist uns nichts Neues, wir haben dieselben Lehren in unseren heiligen Büchern,“ das entgegnen die gelehrten Brahminen öfters den Verkündigern der Lehren und Gebote des Christenthumes, bis sie die lebende Kraft des Lichtes im Gegensatze zu der tödtenden der Finsterniß an ihren eigenen Seelen erfahren.

Eine andere Gefahr für den Stand der Brahminen liegt in der abgöttischen Selbstüberhebung ihres priesterlichen Standes und seiner Macht und Gewalt über die Seelen der Menschen. Wir führen hier einige Beispiele von jenem Uebermuthe der Priesterherrschaft der Brahminen an. In Caroor, fünf Stunden westlich von Tritschinopoli, besuchte Schwartz einige vornehme Hindus, welche den Lehren des Christenthumes mit aufrichtigen Herzen sich zuwendeten. Zu gleicher Zeit besuchte er auch daselbst einen reichbegüterten Brahminen, welcher ihm gestattete, ohne Unterbrechung von den Thorheiten des Heidenthumes zu reden. Wir wurden, so erzählt Schwartz, von einem Hindu unterbrochen, der hereinkam und auf sein Angesicht vor dem Brahminen niederfiel, worauf dieser eine Handvoll Asche über den armen Mann hinstreute. Ich zeigte ihm nun, wie unrecht er handle, eine Ehrenbezeugung anzunehmen, welche allein Gott gebühre. Aufgebracht über meine Zurechtweisung rief er aus: „Beweise mir einmal, daß nur ein einiger Gott ist.“ Schwartz that dies in seiner aus dem Buche der Offenbarung wie aus jenem der Werke des Schöpfers wohlunterrichteten und geübten Weise; der Brahmine entließ ihn mit jenem Vorwande der Anbeter der Bilder, daß eben so wie die Ehre der Beugung vor dem Körper eines Menschen nicht seinem Körper, sondern seinem Geiste gelte, auch die Verehrung ihrer Bilder nicht diesen, sondern Gott zugedacht sey.

In seiner ganzen Stärke lernte jedoch Schwartz den abgöttischen Wahn von der Gewalt der Priester über den Glauben und die Meinungen der Menschenseelen in seinem langen Verkehre mit dem Herrscher von Tanjore und seinem Hofleben kennen. Wir haben schon in den vorhergehenden Berichten mehrere Male von der Achtung des Radscha's

von Tanjore vor dem Christenthume und seinen Lehrern gesprochen. Schon im Jahre 1756 hatte der erste Minister am Hofe des damaligen Radscha's seinen Glauben an den einigen, wahren Gott bekannt und vom Götzendienste öffentlich sich losgesagt. Als Schwartz im Jahre 1762 auf einer Missionsreise dahin kam, wurde ihm verstattet, nicht nur in der Stadt, sondern selbst im Palaste des Radscha das Evangelium zu verkünden, wobei der Fürst gewöhnlich, ohne sich jedoch sehen zu lassen, ein aufmerksamer Zuhörer war. In einem Briefe vom Oktober 1768 erzählt er von der Menge, dem Wohlstande und dem Einflusse der Brahminen, welche das Land beherrschen: „Der König des Landes ist nicht ein Despot, welcher nach unbeschränkter Willkür herrscht, sondern er selber ist nur ein Sklave. Selten geht er aus, und oft, wenn er es thun will, sagen ihm die Brahminen, daß nach dem Rathe der Götter der Tag nicht günstig dazu sey. Dies reicht vollkommen hin, um ihn in's Haus einzusperren. Bei einem Besuche im April 1769 wurde Schwartz persönlich bei dem Radscha, oder, wie man damals ihn nannte, König von Tanjore, Tuldschadschi, eingeführt und lernte in ihm einen Mann im blühendsten Alter, von guten natürlichen Anlagen und mildem, würdevollem Benehmen kennen. Schwartz machte gleich bei dieser ersten näheren Bekanntschaft einen so günstigen Eindruck auf den Fürsten, daß hiedurch der Grund gelegt wurde zu der zutraulichen Freundlichkeit, welche Tuldschadschi bis zu seinem Ende ihm erwies. Dieser Radscha war unter den damaligen eingeborenen Herrschern von Indien eine an Geist und Gemüth vorragende Erscheinung. Er war mit der Sanscrit-Literatur so eng vertraut, daß er selbst in Sanscrit Gedichte gefertigt hatte, welche zu Schwartzens Zeit in

Tanjore im Munde der Gebildeten des Volkes waren. Er schien, nach dieser seiner geistigen Empfänglichkeit für die Lehren des Evangeliums sehr zugänglich, und, obwohl von den Brahminen ohne Aufhören eifersüchtig bewacht und gehemmt, wurde Schwartz, der Christ, dennoch immer mehr der Vertrauteste seines Herzens, dessen Rath er in all' seinen Hauptangelegenheiten am liebsten hörte. Aber dabei ergab sich manche Gelegenheit, bei welcher die Priesterherrschaft der Brahminen auch über den Fürsten grell in's Auge fiel. So bei einem Besuche im März 1772. Der König hatte vernommen, daß Schwartz seinen Hofbedienten im Palaste das Evangelium verkündige, da ließ er ihm am anderen Tage wissen, daß er ihn selber zu hören wünsche. Schwartz wurde demnach im Hofe des Palastes vor des Königs Zimmer unter einen Schattenbaum geführt. Der König trat zu ihm und sagte: Padre, ich wünsche mit dir allein zu sprechen, und führte mich zu einem abgesonderten Flügel des Palastes. Aber kaum waren wir einige Minuten hier allein gewesen, da kam der Oberbrahmine, den man sich als Hofbischof denken kann, herbei. Der König warf sich vor diesem auf den Boden nieder, richtete sich dann wieder auf und stellte sich mit gefalteten Händen vor ihn hin, während sich der Brahmine auf einem erhabenen Sitze niederließ. Der König gab mir nun ein Zeichen, daß ich den Brahminen anreden möchte, und dieser wünschte gleichfalls die Rede zu vernehmen, welche ich Tags zuvor im Palaste gehalten hatte. Nun fing ich an, ihn hinzuweisen auf den großen Schöpfer und Erhalter aller Dinge und auf Seine würdige Verehrung und ihm zu zeigen, wie thöricht es sey, Götzenbilder und verstorbene Menschen anzubeten. Ich machte ihn auf das sittliche Verderben der Menschen aufmerksam und zeigte ihm die Gnade Gottes,

welche in Christo erschienen ist, und den Weg zur Seligkeit, welcher in Buße und Glauben an diesen Erlöser der Menschen besteht. Der Brahmine horchte lange, stillschweigend zu und drückte am Ende den Wunsch aus, daß ich mich ein wenig entfernen möchte. Es wurden jetzt allerhand Erfrischungen aufgetragen und während ich Einiges davon genoß, that der König mancherlei Fragen an mich über die Buße und wünschte besonders zu wissen, „ob man wieder zu den Sünden zurückkehren dürfe, die man reumüthig bekannt habe?" Der aufrichtige Missionär antwortete: die wahre Buße bestehe im Hasse gegen jede Sünde, und mit diesem Hasse gegen die Sünde sey die freiwillige Rückkehr zu ihr unvereinbar. Weiter fragte ihn der König, was er von dem Laster der Trunkenheit halte? Der Missionär stellte ihm als ein Vorbild der christlichen Mäßigkeit jenes vor Augen, welches der Apostel Paulus den Gläubigen aus eigener Erfahrung vorhält.

Die Freimüthigkeit und Treue, mit welcher Schwartz die Wahrheit bekannte, anstatt den König abzustoßen, zog ihn nur desto mächtiger zu Schwartz hin. Oft schien es nur an einem Faden zu hängen, daß der Fürst sich ganz der Wahrheit des Christenglaubens hingäbe, und daß er, dem Götzendienste entsagend, als Christ sich öffentlich bekannte, aber dieser Faden war von zäher Festigkeit, denn sein Gewebe bestand aus den Gewohnheitssünden und Lastern des Königes, welchem durch die Vergötterung des Brahminenthumes ein Schein, nicht nur von Zulässigkeit, sondern selbst von Heiligkeit gegeben wurde. Man darf nicht vergessen, daß die ganze Landschaft von Tanjore — das reichgesegnete Delta zwischen den beiden Flüssen: der Cavery und der Coleroon von den Hindus als ein heiliges Land betrachtet wird. Hier hatte in ältester

Zeit der Herrscher der Hindus seinen Königsthron, welchen ihm vor 300 Jahren Eckoschi der Mahrattenfürst entriß. Tanjore blieb aber fortwährend ein Lieblingsaufenthalt der Hindus, eine geheiligte Stätte des Brahminenthumes, eine gefeierte Hochschule der Weisheit und Gelehrsamkeit der Brahminen. Welches Gebäude ihrer Art kommt in ganz Indien der Pagode von Tanjore an Pracht gleich, wo finden sich weit umher in irgend einer anderen Stadt mehr Gebäude des Götzendienstes und wohlthätige Anstalten! Allerdings zeigte sich auch, wie Schwartz dies täglich erfuhr, der Einfluß der höheren geistigen Bildung bei den Bewohnern von Tanjore und Tritschinopoli in einer Weise, welche der Erkenntniß der christlichen Wahrheiten den Weg bahnte. „Viele Tausende unter dem Volke und selbst eine bedeutende Zahl von Leuten aus der Brahminenkaste erklärten ungescheut und öffentlich ihren bisherigen Götzendienst als eitel und sündhaft.“ — — „Kaum vergeht ein Tag,“ so schreibt er, „an welchem nicht Brahminen meine Wohnung zu Tanjore besuchen, aufmerksam dem zuhören, was gesprochen wird und häufig ein Buch nehmen, das die Lehre Christi enthält, und dieselbe als eine göttliche Religion preisen.“ — Als ich einen dieser Brahminen fragte, wohin sein Entschluß gehe: ob er die Sprache seines Gewissens unterdrücken oder die Lehre Christi annehmen und sich öffentlich zu ihr bekennen wolle, gab er zur Antwort: er könne nicht läugnen, daß die Predigt von Christo einen Eindruck auf sein Herz gemacht habe; auch habe er bereits einige seiner Verwandten befragt, was sie zu seinem Uebertritte zum Christenthume sagen würden? Aber er wie sie finden die Aufgabe zu schwer und zu gefahrvoll.“

So blieb die Brahminenkaste meist als ein hartes

Felsenstück stehen, während rings um sie her im Volke der Christenglaube eine aufblühende Gemeinde hervorrief. Hatte sich doch sogar ein mehr denn hundertjähriger Greis zum Unterrichte der Mission eingestellt, welcher nach dem Maaße seines hohen Alters Alles wohl faßte, was er gelehrt wurde, auch sein Herz im inbrünstigen Gebete ergoß. Nicht lange darnach ward er krank und bat dringend: die Missionäre möchten ihn nicht ungetauft in die Ewigkeit hinüberziehen lassen, weil er an den Herrn Jesum von Herzen glaube. Er wurde getauft und ging nun freudig seinem Ende entgegen. Den Tag vor seinem Heimgange besuchte ihn Schwartz, wobei der sterbende Greis zu ihm sagte: „Jetzt, Padre, gehe ich in das Reich der Herrlichkeit, und wenn ich gegangen bin, so siehe zu, daß mein Weib, die jetzt neunzig Jahre alt ist, mir auch dorthin folgen möge." Bald darauf starb er und wurde nach der Christenweise begraben. „Seine alte Ehegattin nahm dann," so erzählt Schwartz weiter, „am Vorbereitungsunterrichte Theil und machte uns durch ihr ernstes, frommes und ruhiges Wesen viele Freude. Sie hat etwas von dem Geiste jener heiligen Matronen, von denen der Apostel Petrus geschrieben hat." — — Dergleichen erfreuliche und glänzende Siege der Kraft der christlichen Predigt durfte damals Schwartz vorzugsweise bei den Bewohnern der Festung sehen, zu welcher, obgleich dieselbe auf einem vorzugsweise für heilig gehaltenen Grunde und Boden steht, dem christlichen Missionär der tägliche Zutritt geöffnet war. Das gemeine Volk wie das Militär drängten sich hier häufig zu seiner Predigt und täglich wurden daselbst viele der heidnischen Zuhörer zum Glauben an das Evangelium erweckt. Einer von den Offizieren des Radscha bot ihm für seine Mühe ein Geschenk an. Schwartz aber schlug dasselbe höflich aus und bat den vornehmen

Mann so wie die Umstehenden, sie möchten ihm seine Weigerung nicht übel nehmen, da es ihm sehr am Herzen liege, jeglichem Verdachte zu entgehen, als ob er bei Erfüllung seiner ihm zugewiesenen Pflicht zeitlichen Vortheil suche. „Um die Rettung euerer Seelen," so sprach er, „nicht um ein Geschenk ist es mir zu thun." — Er nahm einen Blumenstrauß von den Offizieren an und sie schieden freundlich von einander.

Wir kommen hier zu jener anderen Seite unserer Schilderung der Macht und Gewalt des Amtes eines rechtschaffenen christlichen Sendboten an die Heiden. Es liegt diese Macht und Gewalt in dem Beispiele seines Lebens und reinen, unbefleckten Wandels, das er der unbekehrten Menge vor Augen stellt. Diese Seite war es, welche sich an Schwartz in vorzüglichem Maaße mit der oben betrachteten ersten Seite, mit der seiner geistigen Gabe zur mündlichen Belehrung und Predigt, verband.

9. Der Freie unter den Sklaven.

Das Wort der Wahrheit hat dem Menschen eine Freiheit verheißen, welche selbst im Kerker, in den Banden so wie unter der Ruthe der menschlichen Dränger ihm nicht genommen werden kann. Denn gleich dem Lichte der Sonne, das alle Schatten der Erdennacht zerstreut, bewirkt der Geist aus Gott, wenn er das Wesen des Menschen erleuchtet und durchdringt, in diesem eine Ausgeburt an ein Licht, das, von ewiger Natur, durch keinen Schatten der Vergänglichkeit verlöscht werden kann. Der Mensch, welcher zu der Seligkeit dieser neuen Geburt gelangt ist, wird, durch seinen Wandel im Lichte erleuchtet, für andere Seelen, die

noch im Dunkel stehen, ein Licht, das sie vom nächtlichen Schlafe erwecken und zum Aufstehen bekräftigen kann. Ja selbst bei solchen Seelen, die der Schlaf in unauflöslichen Banden hält, weckt das Licht des Vorbildes, das von einem zum neuen Leben erwachten Menschen ausgeht, eine bewundernde Achtung und Anerkennung.

Die erste Gabe der Freiheit des Geistes ist jener stille Frieden im Inneren, der durch keine äußere Erdennoth zerstört werden kann. Schwartz, welcher freilich durch ungleich schwerere Kämpfe mit dieser Noth siegreich hindurchgegangen war, beschreibt denselben während einer Erkrankung seines Leibes in einem Briefe an eine kleine Gemeinde seiner Freunde in Indien mit den nachstehenden, einfachen Worten:

— — „Ist nur die Seele gesund, dann steht Alles gut; das Uebrige müssen wir ja verlassen, wenn wir zu Grabe ziehen. Eine gesunde Seele ist auch ein gutes Heilmittel für all' unsere körperliche Schwachheiten; damit beschäftige ich mich oft in Gedanken; und möge Gott mir die Gnade verleihen, dies noch ernstlicher zu thun, damit ich meine, vielleicht noch wenigen, Tage zähle. Um die Ewigkeit ist es eine ernste Sache, mit der wir uns immer im Gemüthe beschäftigen sollten. — — Ich weiß und fühle es, daß ich keine eigene Gerechtigkeit habe, auf die ich irgend einen Anspruch auf die zukünftige Seligkeit stützen könnte. Wollte Gott mit mir in's Gericht gehen, wie könnte ich bestehen vor seinem Angesichte? Aber ewig hochgelobt und angebetet sey die Gnade Gottes, die ein so sicheres Rettungsmittel für die verlorenen Sünder gefunden hat. Die Versöhnung Christi ist der Grund meiner Hoffnung, meines Friedens, meiner Liebe und Seligkeit. Obgleich ich mit Sünden ganz überdeckt bin, so reinigt mich doch das Blut

Jesu von all' meinen Missethaten und bringt mein Herz zur Ruhe. Obschon ich ein verderbtes Geschöpf bin, so erleuchtet, erheitert und stärkt mich doch der Geist Jesu Christi und treibt mich an, jede Sünde als einen Gräuel zu hassen, und den Lüsten des Fleisches und der Welt zu entsagen. Obgleich der Tag des Gerichtes herannaht, so tröstet uns dennoch die Liebe Gottes, daß wir Freudigkeit haben, zu erscheinen vor unserem gnadenreichen Richter; nicht als ob wir schuldlose Geschöpfe wären, sondern weil wir gewaschen und gereinigt sind im Blute Christi."

„O meine theueren Freunde! Antheil haben an der Versöhnung Jesu, und der Gnadengaben seines Geistes theilhaftig geworden zu seyn, das macht einen Christen aus und erheitert und stärkt das Herz; das gereicht Gott zum Ruhme, das führt uns sicher in die selige Ewigkeit hinüber. Darum laßt uns täglich in unserem hochgelobten Erlöser zu Gott kommen, laßt uns aber auch den zweiten Punkt nicht versäumen, nämlich unsere Heiligung. Unsere Zeit ist kurz. — — Selbst nach dem Naturlaufe ist das Ende meiner Pilgrimschaft nahe. Möge ich nicht auf dem Wege ermatten. Möchten doch meine letzten Tage die fruchtbarsten werden! Aber so lange wir auf dieser Erde mit einander leben, so lasset uns einander ermuntern und reizen zu guten Werken."

„Meinen freundlichen Gruß an Frau F. Sagt ihr, sie solle die Freuden der Welt nicht überschätzen, sondern ihr Gemüth mit Vergnügungen nähren, welche wahrhaftig sind und ewig dauern. — Ich schicke mich gegenwärtig zu einer Reise nach dem Meeresufer an. Vielleicht bläst die Seeluft das schwache Fünklein meines Lebens noch ein wenig auf. Ich werde Eurer überall in meinem Gebete gedenken. Lebet wohl; möge Gnade,

Barmherzigkeit und Friede Euer Loos sein in Zeit und Ewigkeit."

Zwar, die Zeit des Eingehens zu seiner ewigen Ruhe war damals für den treuen Arbeiter im Weinberge seines Herrn noch nicht gekommen, er hatte noch manches Jahr auf Erden zu pilgern, ehe er zur Heimath kam, auch hat noch manche schwere Erdennoth und manches Leid sein Herz getroffen, das den Schmerz, der Andere traf, eben so tief, ja tiefer noch empfand als den eigenen, weil dieser eigene bald, wie ein Sturm im Meere vorüberging und nicht auf den stillen Grund hinunterdringen konnte, während bei den meisten anderen Seelen der äußere Schmerz zu einem Feuer der Tiefe wird, das nur in seiner eigenen Asche erstirbt. Das zarte, innige Mitleid mit solchen Seelen war der erste Strahl jenes von oben empfangenen Lichtes, welcher den mit und um ihn Lebenden in's Auge fiel. Die Aermsten, die Verachtetsten und Verlassensten im Volke des Landes, mit denen kein anderer Mensch Mitleid und Erbarmen hatte, fanden gleich von ihrer ersten Bekanntschaft an mit diesem Manne Gottes, in ihm, in allen seinen Worten, Mienen und Thaten den Ausdruck eines theilnehmenden Mitgefühles mit ihrer Noth, den sie noch bei keinem anderen Menschen gefunden. Man kann sich kaum einen Begriff machen von der Noth, in welcher das Volk des Landes sich fand, als Sklave der Launen und aller Gewaltthätigkeiten seiner eingeborenen Herrscher. „Ein Landbauer, (selbst) in Tanjore," so erzählt Schwartz, „hat gewöhnlich sechszig bis siebenzig Theile von hundert abzugeben. Gesetzt, er erndtet hundert Büschel Reis auf seinem Acker, so nimmt der König oder in seinem Namen der Pächter siebenzig davon hinweg; die übrigen dreißig bleiben dem Bauer und davon muß er seine Knechte be-

zahlen und seine Familie erhalten. Ja, wenn der König Geld braucht, was in Kriegszeiten immer der Fall ist, so nimmt er dem armen Landmanne Alles hinweg. Ich selbst war Zeuge, wie der beklagenswerthe Arbeiter in der Ferne den reichen Segen Gottes auf seinen Feldern sehen mußte, während die Leute des Königs die ganze Erndte eingethan haben." —

So seufzte damals das arme Volk unter dem tyrannischen Drucke seiner Fürsten und lag dabei noch zugleich in den Sklavenbanden seines inneren Verderbens. Man konnte von ihm oft die Worte hören: wenn wir nicht stehlen, so können wir nicht leben; die armen Bedrängten ergriffen Lug und Betrug als eine Nothwehr gegen ihre Bedränger.

Aber auch diese, die Mächtigen und Gewaltigen im Lande, waren diese etwa als Freie zu betrachten? Sie waren dieses nicht, sondern in eben so harten, ja vielleicht noch in härteren Banden der Sklaverei als ihr Volk. Mußten wir doch oben S. 163 den scheinbar unbeschränkten Herrscher von Tanjore als einen Sklaven seiner Brahminen bedauern, noch mehr und fester lag der arme Fürst in den Banden seiner sinnlichen Gelüste, seinen Launen und Laster verstrickt. Und die Beherrscher der Seelen dieser armseligen Machthaber, die Brahminen, deren in Umkreise von Tanjore 100000 lebten, waren selber die schnödesten Sklaven des Müßigganges: und aller Weltlüste wie der selbstbewußten Bosheit und Lüge.

Mehr denn diese Alle, die Eingeborenen aus der niedrigeren und ärmeren Klasse des Volkes, so wie ihre Fürsten und Mächtigen, hätten die Europäer, so scheint es, sich einer Freiheit rühmen und derselben ungehemmt genießen können. Sie standen in der Achtung ihrer Natio-

nalitäten, erhaben über die geselligen Beschränkungen der Völkerschaften da, unter denen sie in Indien lebten, frei, nicht nur von der schreckenden Gewalt und Zucht des Brahminenthumes, sondern von jedem tyrannischen Drucke der eingeborenen Fürsten. Und dennoch waren die wahrhaft Freien unter ihnen nicht minder selten als unter den Heiden und Mohamedanern. Abgesehen davon, daß die Meisten von ihnen sich eben so zügellos allen Lüsten des Fleisches dahingaben als die Heiden, waren sie fast insgemein von jener Macht der Finsterniß beherrscht, welche die Schrift eine Wurzel alles Uebels nennt: von dem Geize. Die Europäer, so lautete das Urtheil der Eingeborenen, kommen nur zu uns, um hier zu gewinnen, um reich zu werden von unseren Schätzen. Jeder von ihnen geht nur auf Gewinn aus, den sie an uns oder Einer am Anderen finden. Keiner von ihnen gönnt dem Anderen den ruhigen Besitz, darum färben ihre Heere mit ihrem Blute den Boden unserer Länder. Der Europäer will nicht Etwas, sondern Alles haben. Ein Brahmine sprach dieses in Indien gemeine Urtheil über die europäischen Christen in den Worten aus: die Ursachen, warum wir nichts nach euerer Religion fragen, sind euer Geiz, Stolz und eure Wollust.

Von diesem Vorwurfe des Eigennutzes und der Gewinnsucht, den man in Indien den Europäern machte, konnte auch nicht der leiseste Schatten auf Schwarz fallen. Ihm waren die Lust am Gelde, die Freude am Besitze so fremd wie der frei auf Gottes Bergen weidenden Gemse das Gelüste nach dem Fleische und Blute der Thiere; denn dort auf der Höhe der Alpen sättigt sie sich vom Grün der Triften, labt sich am reinen Wasser des Quelles. Schon vorhin erwähnten wir einige Züge der Uneigennützigkeit und der entschiedenen Abneigung gegen Geldge-

winn, durch welche das Wesen und die Denkart desselben Mannes sich auszeichneten. Solcher Züge hätten wir viele zu berichten, obgleich nur die wenigsten so zur öffentlichen Kunde kamen, als seine Weigerung vor dem englischen Gerichte, ein Vermächtniß anzunehmen, das ihm einer der britischen Offiziere auf seinem Sterbebette zugeschrieben hatte, welchem Schwartz durch seinen öfteren Besuch den Trost des Evangeliums und die Erkenntniß des Heiles allein in Christo gebracht hatte. Diese Gabe, die er selber umsonst, aus lauter Gnaden empfangen hatte, wollte er sich nicht mit Geld bezahlen lassen; er wies den wiederholten Antrag mit Widerwillen zurück*). Aber selbst von der englischen Regierung nahm er keine Geldbelohnung an, wenn sie seiner Sprachenkunde und seiner Gewandtheit im Verkehre mit den eingeborenen Fürsten sich in den damaligen politischen Wirren bediente, denn er stand ja als Feldprediger in ihrem Solde, den er freilich auch, wie wir oben S. 151 sahen, nicht für seine eigenen persönlichen Bedürfnisse in Empfang nahm. Jene 300 Rupien, welche der mit Furcht und Schrecken regierende mächtige Hyder-Ali ihm als Vergütung seiner Reisekosten nach Mysore zugedacht hatte, als der Missionär als politischer Friedensbote zu ihm gesendet war, mußte er freilich in Empfang nehmen, wenn er den Hofdiener, der ihm das Geldsäckchen überbrachte, nicht der sicheren Todesstrafe aussetzen wollte, aber er verwendete diese Summe gewissenhaft, von Heller zu Pfennig für die Errichtung eines Waisenhauses. So trat Schwartz überall

---

*) Schwartz nahm nur jene Geschenke der missionsfreundlichen Gesellschaften mit bereitwilligem Danke an, die ihm für seine Mitarbeiter oder armen Gemeinden zugesendet wurden, und welche zuweilen ansehnlich waren.

als freier Mann, der kein Knecht des Mammons war und seyn wollte, auch den Fürsten und Mächtigen entgegen, die sich selber unter die Macht dieses Götzen beugten, und sie mußten die Würde seiner Freiheit achten.

Aber noch eine andere Eigenschaft des seltenen Mannes, die sich bei jeder Gelegenheit an ihm bewährte, nöthigte ihnen eine besondere Achtung ab, das war seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit. Vergeblich schien es, unter den eingeborenen Heiden des Landes nach einem Beispiele dieser Tugenden zu suchen, und wie unglaublich selten waren sie bei den christlichen Europäern zu finden. Hier im Lande der Sklaven kannte man nur Verstellung und Lüge; der Arme, Unterdrückte und Beraubte war dem Gewalthaber und vornehmen Räuber gegenüber unter dem Scheine der Ehrlichkeit ein Dieb (m. v. S. 172) unter den höheren Ständen war der oberste von allen, jener der Brahminen, allen anderen im Werke der Lüge und des Betruges voran. Bei den Richtern war der Ausspruch, den sie ertheilten, eine käufliche Sache; der Kläger, welcher am meisten Geld brachte, behielt vor Gericht das Recht.

Von den lügenhaften politischen Ränken, damit sich auch die christlichen Europäer befleckten, wollen wir hier nicht reden, einer aber unter ihnen erhielt sich rein, blieb in allen Dingen ein Mann der Wahrheit und der unverstellten Redlichkeit, das war der Missionär Schwartz. Die Menschen von anderer Art fühlten sich in der Nähe von ihm öfters wie von einer Scheu befangen; selbst in seinem Schweigen, in seinem ernsten, ruhigen Blicke lag Etwas, das ihre Heuchelei und Unwahrheit beschämte und ihnen zur Ausführung ihrer Anschläge den Muth nahm. Dieses erwies sich namentlich auch bei dem vielbekannten Rechtshandel, welchen er im Jahre 1771 mit den Feinden

der evangelischen Mission vor dem Richterstuhle des Nabob von Carnatic zu führen hatte. Die Feinde hatten die Schuld an einer That, welche die öffentliche Ruhe mit mörderischer Gewalt unterbrach, durch lügenhaftes Vorgeben auf die Glieder der evangelischen Mission geschoben, während diese Schuld ganz auf ihrer Seite war. Der Nabob wurde von ihnen mit vielem Gelde bestochen und gewonnen; Schwartz, auf den als Haupt der Mission die Last der Klage am meisten fiel, hatte mit einfachen Worten die Wahrheit ausgesagt und dann geschwiegen, ohne um den Verlauf des Rechtshandels sich zu kümmern. Der Nabob untersuchte die Sache genau; in offenkundiger lautzeugender Weise war das Recht auf der Seite des Missionärs. Die Feinde wurden mit ihrer Klage hinweggewiesen, ein in seinen Folgen wichtiger Sieg der Wahrheit war entschieden.

10. Der Fels in Ungewittern.

Im Vorhergehenden sahen wir einen einzelnen Mann in der Kraft seines Gottes als einen Felsen da stehen, unter allen Versuchungen des eigenen Fleisches so wie unter den Gefahren und Hemmungen, die ihm von außen zusetzten. Die Ereignisse der Jahre 1772 bis 1775 mit ihren politischen Verwirrungen und Erschütterungen der bestehenden Verhältnisse brachten nicht nur dem einzelnen Arbeiter und Kämpfer für die Sache des Reiches Gottes unter den Heiden vielfache Bedrängnisse und Gefahren, sondern sie schienen dem gesammten Werke der evangelischen Mission in Tanjore den Untergang zu drohen. Wir würden die ganze Geschichte der Gräuel des Krieges und der Verwüstung, welche über jenes Land kamen, mit Stillschweigen übergehen, wenn sie nicht vielfach in das Leben und Wirken

unseres Schwartz eingegriffen hätte. Doch alle Bedrängnisse der damaligen Jahre wurden nicht nur für diesen wie für seine Freunde und Gehülfen am Werke ein Läuterungsfeuer, aus dem sie gestärkt im Glauben hervorgingen, sondern nicht minder wurden sie dieses für das Fortbestehen des geistigen Weinberges, den sie mit treuem Fleiße angebaut und gepflegt hatten.

Die Stimmung des Gemüthes, in welcher Schwartz in die Kämpfe der damaligen Zeit eintrat, mag uns aus einigen Stellen seiner Briefe an den Freund seines Herzens, an Herrn Chambers, deutlich werden, welcher nicht minder als er der Tröstung und Ermuthigung bedürftig gewesen scheint. Hatten doch alle wahren und aufrichtigen Freunde Englands das zweideutige Benehmen und die begünstigende Theilnahme der brittisch-ostindischen Kompagnie an dem ungerechten Kriege des Nabob von Arcot zu beklagen, der den Radscha von Tanjore seines Thrones beraubte, das Land desselben in tiefes Elend brachte und seiner Gesinnung nach, als Feind des Christenglaubens, der Verkündigung desselben entgegentrat. — In einem Briefe vom Oktober 1772 schreibt Schwartz: — — „Gelobet sey Gott für alle Barmherzigkeiten, welche Er Ihnen nach Leib und Seele erweist. Seine Wege sind doch lauter Güte und Wahrheit, und was Er thut, das thut er zu unserem Wohle, um seine Verheißungen zu erfüllen und uns zu überzeugen, daß Er treu und wahrhaftig ist. Auf diese Weise hat Er auf dem Wege eigener Lebenserfahrungen einen festen Glaubensgrund in uns gelegt, welcher ungleich besser ist, als der auf losem, lockerem Gedankenspiele ruhende. Alle seine Führungen mit uns haben zum Zwecke, diese göttliche Wurzel des Glaubens in uns zum Leben zu bringen und zu stärken. Lesen Sie nur

die Psalmen mit diesem Blicke, dann werden Sie, wie Sie gewiß schon oft gethan haben, die herrlichen Fußtapfen der göttlichen Vorsehung bewundern müssen. Wie oft wird nicht von der gedankenlosen Welt das Wort Vorsehung gebraucht oder vielmehr gemißbraucht: aber wie süß ist es nicht allen Denen, welche Theil haben an dem Wohlgefallen Gottes durch Jesum Christum. David war ein frommer und aufmerksamer Beobachter der Wege Gottes. Wir wollen dasselbe thun und wir werden viel Trost und Kraft darin finden."

„Die Angelegenheiten von Tanjore fangen an ernsthaft zu werden. Gestern wurde das kleine Fort Wellam nahe bei der Stadt beschossen, wir konnten den Kanonendonner hier hören. Was sollen wir zu diesen Dingen sagen? Ihre Bemerkung ist sehr richtig, und ich glaube, hätte einer unserer Christen Christenthum genug gehabt, den König bei der Hand zu nehmen, so würde er ohne Zweifel gehorcht haben; aber leider greift man zu anderen Mitteln. Auch hier wollen wir die Fußtapfen unseres Gottes wahrnehmen, wie die Sachen sich endigen, und welches die Wirkungen derselben seyn müssen. Umsonst hat es Gott gewiß nicht zugelassen. Die Abgötterei hat im Reiche Tanjore tiefe Wurzeln geschlagen und wer weiß, ob Gott die gegenwärtige Noth nicht dazu gebrauchen wird, um sie nach und nach auszurotten. Wir beten und wollen immerfort beten: Dein Reich komme! zu uns, zu den Einwohnern von Tanjore, zu allen Menschen."

Ein späterer Brief vom 26. Sept. aus Tritschinopoli enthält die Stelle: „Die Angelegenheiten von Tanjore kommen mir stündlich in den Sinn. Die Armee hat sich nun um die Stadt gelagert und das Haus unseres Freundes, des Kapitäns Berg, ist der nächsten Gefahr ausgesetzt.

Wenn ich bete, weiß ich nichts Anderes zu sagen als: Dein Wille geschehe! Wer weiß, was Gott bei diesen Gerichten für die Ausbreitung Seines Reiches im Sinne hat. Möge Er mir mehr Kraft und Gnade geben, mit aller Freimüthigkeit die Botschaft des Heiles zu verkündigen!"

Schon seit 1766 war Gericke zum Missionsdienste nach Indien gekommen, ein Mann, mit welchem Schwartz sich brüderlich innig befreundete und bis zu seinem Ende in nächstem Verkehre blieb. Dieser nähere Verkehr ward dadurch herbeigeführt, daß Gericke im Jahre 1773 von Cuddalore nach Tritschinopoli versetzt wurde, wo er die vielseitigen Missionsgeschäfte mit brüderlicher Treue versah, während Schwartz Monate lang in Tanjore verweilen mußte. Der Gegenstand, der den dortigen Radscha bewog, den Missionär mehrmals nach Tanjore zu berufen und ihn dort bei sich zu behalten, war der Wunsch, daß Schwartz bei den drohenden Feindseligkeiten des Nabob von Carnatic die englische Regierung zu Gunsten von Tanjore stimmen möchte. „Padre," so sagte bei dieser Gelegenheit der König zu Schwartz, „ich setze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich bist." Schwartz hatte Grund, das Geschäft dieser schwierigen Vermittelung mit dem sehr zweideutig sich benehmenden Gouvernement der englisch-ostindischen Kompagnie als unverträglich mit seinem Berufe abzuweisen.

Der Nabob von Arcot hatte unter dem Vorwande, daß ihm ein pflichtschuldiger Tribut vom Radscha von Tanjore nicht bezahlt worden sey, ein Kriegsheer zusammengezogen und im Einverständnisse mit der brittisch-ostindischen Kompagnie sich der Stadt so wie des Herrscherthrones des Radscha bemächtigt. Vergeblich waren alle Vorstellungen des Radscha; dieser und seine Familie wurden im Fort

zu Gefangenen gemacht, der Nabob bemächtigte sich aller Güter und Schätze wie der Einkünfte des Landes. Der Nabob von Arcot und seine Söhne, obgleich sie den Missionär Schwartz mit vieler äußeren Höflichkeit behandelten, waren dennoch den Arbeiten desselben unter dem Volke von Herzen abgeneigt und das Gebäude, das in Tanjore zum christlichen Gottesdienste gebraucht worden war, wurde alsbald niedergerissen. Vergeblich versuchte Schwartz im Jahre 1774, von dem Nabob, den er zweimal deshalb in Madras besuchte, ein Stück Boden in Tanjore zum Aufbau einer kleinen Kirche zu erhalten, sein Gesuch wurde ihm abgeschlagen.

Die Absetzung des Radscha von Tanjore und die räuberische Besitznahme seines Landes durch den Nabob von Arcot war von der damaligen brittischen Regierungsbehörde zu Madras nicht nur begünstigt, sondern durch den Beistand ihrer Kriegsmacht erzwungen worden. Diese schreiende Ungerechtigkeit, diese Schmach für Brittaniens Namen wurde im Jahre 1776 der Gegenstand ernster Erörterungen im englischen Parlament. Wie viel Mühe auch der Nabob von Arcot anwendete, um sich im Besitze seines Länderraubes zu erhalten, so siegte dennoch die Stimme der Gerechtigkeit; der Regierung zu Madras kam der gemessene Befehl zu, den Radscha Tuldschadschi wieder in seine rechtmäßige Herrschaft einzusetzen. Dieses geschah im April 1776 und damit nahmen die Angelegenheiten der evangelischen Mission in Tanjore wieder eine günstige Wendung. Die Brüder in Tranquebar machten es jetzt, durch Sendung des Missionärs Pohle nach Tritschinopoli, möglich, daß Schwartz, seinem Wunsche gemäß, im Jahre 1777 sich ganz nach Tanjore übersiedeln konnte.

Die nachstehenden Stellen aus einem Briefe desselben

vom Januar 1778 an Freylinghausen zu Halle mögen uns einen Blick thun lassen in die dankbare Stimmung des glaubenstreuen Mannes.

„Gepriesen sey Gott für seine überschwengliche Gnade, durch welche die Missionsbrüder sammt mir am Leben erhalten, unterstützt, geleitet und getröstet worden sind. Wer sind wir doch, daß Er von einem Tage zum anderen uns so viel unverdientes Gute zufließen läßt! — — Die verschiedenen Gemeinden zu Tritschinopoli, Vellum und Tanjore gehen nicht nur ungehemmt ihren regelmäßigen Gang fort, sondern haben kürzlich einen Zuwachs von fünfzig neuen Mitgliedern erhalten. Die Schulen werden mit gutem Erfolge fortgesetzt, doch muß ich mit Bedauern bemerken, daß der jüngere Lehrer der englischen Schule seine Entlassung begehrte, weil ihm eine einträglichere Stelle angetragen worden ist. Auch der ältere Lehrer will ein Kaufmann werden. Der wahre Werth der Rettung unsterblicher Menschenseelen ist diesen Leuten noch nicht im rechten Lichte in der Seele aufgegangen. Da sie so Viele um sich her wahrnehmen, denen es bloß um's Geldsammeln zu thun ist, so sind auch sie nach irdischem Besitze lüstern geworden. Möge der gnadenreiche Gott nur uns nicht verlassen.“ —

„Von dem Könige von Tanjore kann ich gegenwärtig nicht viel Gutes sagen. Vormals standen ihm die Brahminen im Wege und jetzt — — Aber lassen Sie uns nicht vergessen, daß Gott alle Dinge möglich sind. Er hat Wege und Mittel genug in Seiner Hand, um der Verbreitung des Evangeliums in den verschlossenen Herzen neue Bahn zu brechen.“ —

In einem späteren Briefe an Herrn Chambers schreibt Schwartz: —— „Den Radscha habe ich seit dem

Februar nicht mehr gesehen. Er hat noch zwei Weiber genommen, lebt in Ausschweifungen und überläßt sich, wie die Leute sagen, der Trunkenheit. Er ist überall von schlechten Menschen umgeben und um die ganze Wahrheit zu sagen, so soll die Weise, wie viele Europäer sich gegen ihn benahmen, ihn sehr zurückgestoßen haben. Sie wissen ja, mein theuerer Freund, wie die meisten unserer Landsleute leider eben nichts nach Dem fragen, was Christi ist."

Von diesen Europäern und sogenannten Christen, welche an dem Unrechte, das man an dem Radscha begangen hatte, einen für diesen sehr schmerzlichen Antheil genommen hatten, und großentheils auch durch ihren äußeren Wandel den Namen Christi entehrten, machte unter Anderen Major Stevens bei dem englischen Militär in Madras eine erfreuliche Ausnahme. Nach der Wiedereinsetzung des Radscha ließ er statt der von dem Nabob von Arcot niedergerissenen Kirche ein neues Gotteshaus in der Festung erbauen. Für den schnellen Anwachs der Gemeinde gewährte jedoch dieses Gotteshaus bald nicht mehr den nöthigen Raum und Schwartz mußte an den Aufbau einer größeren Kirche denken. Obgleich die Mittel, welche durch eine Subskription in seine Hände kamen, die nöthigen Ausgaben nicht deckten, begann der arme Missionär dennoch das Werk in vollem Vertrauen auf die Hülfe Gottes. Der General legte im März 1779 den Grundstein und Schwartz hielt der versammelten Garnison eine Predigt über den 67. Psalm. Bald hernach kam es ihm zufällig zu Ohren, daß der General, welchem er durch Uebersetzungen und andere Hülfeleistungen im Lager manchen Dienst erwiesen habe, damit umgehe, ihm von der Regierung zu Madras eine Geldbelohnung zu verschaffen. Allsogleich schrieb Schwartz nach Madras, wies den Empfang eines

Geschenkes entschieden ab, bat sich aber für den Bau seiner Kirche eine unentgeltliche Lieferung von Ziegelsteinen und Lehmen aus, davon große Vorräthe in der Festung aufgehäuft lagen.

So hatte der Herr der Kirche in allen Ungewittern der damaligen Gefahren die Seinigen, so wie ihr Werk, unversehrt erhalten. Denn ihre persönliche Sicherheit so wie das Bestehen ihres in Gott gethanen Werkes war auf einem Felsen gegründet, den die Wogen nicht erschüttern, die Winde nicht umwerfen können. —

11. Ein Weg voll Gefahren.

Der Weg zu der Höhle eines allgefürchteten Löwen, zu dem Throne eines Helden der damaligen Tage, dessen Schwert vom Blute der Völker troff, war nicht nur an äußeren Gefahren reich, sondern mehr noch durch jene Gefahren bedenklich, in welche ein unbewachtes Menschenherz durch die Höhen äußerer Ehren gerathen kann, auf welche es geführt wurde. Aber die innere Herzensstimmung unseres Ch. Fr. Schwartz blieb unverrückt dieselbe, welche uns die hier nachstehende Stelle eines etwas früheren Briefes an seinen Freund Chambers erkennen läßet.

— — „Wenn ich die Evangelisten und besonders die letzten Reden des Heilandes an seine Jünger lese, so kommt mir vor, daß sie fast in lauter Ermahnungen zur Demuth bestehen. — — O wie nöthig ist es doch, würdig unseres Berufes zu wandeln, zu welchem Gott uns berufen hat. Um dies thun zu können, wird uns im Worte Gottes (Eph. 4, 1—6) Demuth vorangestellt, auf diese folgt Sanftmuth als eine Frucht derselben. Das Beispiel Jesu Christi wird uns zur Nachahmung empfohlen; möge uns

der Geist Christi immerdar leiten und stärken." — Doch wir kehren zu unserer Geschichte selbst zurück. — Gleich einem mächtigen Kometen, von dessen Daseyn im dunklen Weltraume die Sternkunde vorher nichts wußte, trat im Jahre 1766 ein Mann von seltenen Gaben und unbekanntem Herkommen, als großer Fürst unter dem Haufen der kleineren hervor, der diese Kleinen durch den Glanz seiner Thaten aus ihrem langen, nächtlichen Schlafe weckte. Und wer war dieser Hyder Ali, der Thronräuber von Mysore, der Ueberwältiger von Calicut, Bednor, Onor, Cananor, der Schrecken der ohnmächtigen, kleinen Hindureiche, weit um Mysore her? War er nicht doch der Abkömmling einer dieser Fürsten oder wenigstens ein Hindu aus der edlen Kaste der Krieger? Er war keines von beiden; er verhehlte es nicht, daß sein Vater ein kommandirender Hauptmann in der Bergveste Bangalur gewesen sey, ein Mohamedaner, der nie vor Brahma sich beugte und, so scheint es, ein Fremdling von persischer Abkunft. Hyder Ali, im Jahre 1718 geboren, fühlte sich schon, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, in den Mauern der Bergveste zu beengt, das Gerücht von den Waffenthaten der Franzosen in Indien war zu seinen Ohren gekommen, er suchte und fand Dienste in ihrem Heere, lernte bei ihnen die vollkommenere Waffen- und Kriegskunde und ward in beiden so tüchtig, daß er zur Stelle eines Befehlshabers in dem Heere von Mysore aufstieg. Er aber in der Einführung der Ordnung und Mannszucht bei seinen Soldaten wollte selber und allein befehlen, er entfernte deshalb den schwachen Landesfürsten von der Regierung, hielt denselben als einen Staatsgefangenen und fing erst dann an, mit unumschränkter Macht als König von Mysore zu herrschen. Hyder's kriegerische

Unternehmungen wurden von den Franzosen hülfreich unterstützt; aber schon für sich allein hatte er sich als tapferer, kühner Feldherr, an der Spitze eines wohlgeübten, in europäischer Weise geordneten Heeres seit dem Jahre 1767 zu einer Macht erhoben, welche nicht nur den Fürsten Indiens, sondern selbst den Engländern Achtung gebietend und furchtbar gegenüberstand.

Eine Achtung vor den geistigen Gaben des Mannes wäre übrigens auch in anderer Hinsicht keine unverdiente gewesen. Bei all' der Strenge, mit welcher er in seinem Regimente die Ordnung erhielt und übte, so furchtbar und fast grausam sie auch den Uebertretern erschien, zeigte er sich dennoch als ein Mann von natürlich edlem Herzen, der für die Anerkennung des höchsten Adels der Menschennatur, welche die Wahrheit der Seele gibt, nicht unempfänglich war. In seinem Lande beförderte er Kultur, das Aufleben der Künste und des Handels, schützte die Religion, ohne Ansehen der Parteien, wenn sie nur mit seinen Landesgesetzen nicht in feindseligen Widerspruch traten. Namentlich hatten die evangelischen Missionäre sich dieser Milde zu erfreuen.

Zu diesem Manne wurde Schwartz im Jahre 1779 von dem englischen Gouvernement in Madras gesendet, um mit ihm, dessen Macht zu einer gefahrdrohenden Höhe angestiegen war, ein friedliches Verhältniß zu vermitteln. So entschieden der vielgeschäftige Missionär bei mehreren anderen Gelegenheiten alle Einmischung in politische Händel von sich gewiesen hatte, konnte er dieses dennoch nicht in dem damaligen Falle. Er hatte die Sache in ernstlichem Gebete erwogen. Ein neuer Krieg in Tanjore mußte nicht nur das Land und seine Bewohner in das äußerste Elend bringen, sondern auch dem wieder neu auflebenden Werke der christlichen Missionen verderblich werden. — „Ich

hielt es für meine Pflicht," so schreibt er an einen Freund, „die Sache nicht von mir abzulehnen. Diese Sendung zu Hyder hat es ja nicht mit politischen Kunstgriffen zu thun. Die Segnungen des Friedens zu bewahren ist der einzige Zweck derselben und ich darf glauben, daß dieser Zweck von Seiten der brittischen Regierung redlich gemeint ist. Sollte Gott, nach dem Reichthum Seiner Gnade mich als Werkzeug gebrauchen wollen, um die Wohlfahrt des brittischen Indiens zu fördern, so darf ich mich nicht entziehen, und den Gefahren des Unternehmens, die mir klar vor Augen stehen, ausweichen. Ich wage es deshalb in vollem Vertrauen auf den väterlichen Schutz meines Gottes. Ueberdies wird mir auf diesem Wege die erwünschte Gelegenheit zu Theil, das Evangelium Gottes meines Heilandes in vielen Gegenden zu verkündigen, wo es nie zuvor bekannt geworden ist. — Zugleich beschloß ich, meine Hand von jedem Geschenke unbefleckt zu erhalten, auch hat mich wirklich der Herr in den Stand gesetzt, bei diesem Vorsatze zu bleiben, so daß ich nicht einen Pfennig mehr als meine bloßen Reisekosten in Empfang genommen habe."

In Begleitung seines tüchtigen Katechisten Sattinaden trat Schwartz seine Gesandtschaftsreise in den ersten Tagen des Juli 1779 an. Am 6. des Abends kamen sie zu Caroor an, welches, 16 Stunden von Tritschinopoli entfernt, eine Gränzfestung der mächtigen Ländergebiete des Hyder Ali war. Hier mußten sie einen Monat lang verweilen, um von Hyder Ali die nachgesuchte Erlaubniß zu erhalten, in seinem Lande weiter reisen zu dürfen. Es war für Schwartz keine verlorene Zeit. Er unterrichtete einige seiner Diener und taufte sie, und den Einwohnern umher verkündigte er mit seinem Katechisten die Majestät Gottes, das tiefe Verderben des Menschen, den

mächtigen Erlöser und die Nothwendigkeit der Buße so wie des Glaubens an Christum. Bei seinen Vorträgen war die Straße oft mit Menschen angefüllt und viele horchten aufmerksam zu. Ein Brahmine sagte: „Das ist tiefe Weisheit.“ Einige sagten, sie müßten zwar die christliche Lehre als gut erkennen, doch sey es ihnen widerlich, dieselbe von Europäern zu empfangen; würde sie von Brahminen gepredigt, so würde sie ihnen willkommen seyn.“

Erst am 6. August durfte Schwartz mit seinem Katechisten die Reise fortsetzen. Er fand überall auf seinem Wege Gelegenheit, großen Schaaren von Heiden zum ersten Male die Freudenbotschaft von Christo zu verkünden. — Eine wohlthuende Erquickung gewährten solche paradiesisch schöne Gegenden wie die von Bowany, einer Insel im Caveryflusse. Solche Erfrischungen der Glieder zeigten ihre kräftig nachhaltende Wirkung, als die Reisenden zu dem Engpasse zu Guzulhatti kamen, der in's Gebirge führt. Die Hitze war ausnehmend groß und furchtbare Berge erhoben sich vor den Augen der Reisenden. „Früh Morgens am 18.,“ so schreibt Schwarz, „machten wir uns auf den Weg, nicht ohne viele Besorgnisse und darum auch nicht ohne inbrünstiges Flehen zu dem Herrn um Seinen väterlichen Schutz. Viele Einwohner begleiteten uns, von denen mehrere brennende Holzfackeln trugen, um die Tiger im Walde zurückzuscheuchen. Nur allmählig steigt man den an manchen Stellen steilen Berg hinan. Die Schluchten und Abgründe, an denen der Weg vorüberführt, sind so fürchterlich, daß man nicht ohne augenblicklichen Schwindel in sie hinabblicken kann; zudem ist der Pfad an vielen Stellen so schmal, daß ein einziger falscher Fußtritt unausbleibliches Verderben nach sich ziehen würde. — Glücklicherweise wurden die gefährlichsten Stellen durch das

dicke Gebüsch dem Auge verdeckt. Als wir zur Hälfte den Berg hinaufgestiegen waren, hob sich die Sonne empor. Staunen und Bewunderung Gottes ergriff meine ganze Seele, als ich die zahlreichen Bergspitzen und die dazwischen liegenden Thäler überblickte. Ich konnte mich an dieser Aussicht nicht satt sehen und alle Furcht vor den Tigern war verschwunden. Wir verkündeten hier dem Volke die Macht, die unbeschreibliche Majestät und die Größe unseres Gottes. Diese Berge, welche den Wanderer ermüden und diese herrlichen Thäler sind Sein Werk; Er hat sie geschaffen, um seine Ehre zu verkündigen. Aber der arme, verkehrte Mensch blickt hinweg von diesen Wundern Gottes und schafft sich mit seinen eigenen Händen alberne Bildnisse, zu denen er spricht: ihr seyd meine Götter." — —

Um 9 Uhr Vormittags war der Engpaß mit seinen sieben aufeinander gethürmten Anhöhen überstiegen. Damals schwärmten in diesen Bergschluchten noch Tausende von Tigern umher; die Leute, welche zur Begleitung gehörten, hatten heute nur einen einzigen gesehen. Mehrmals fand Schwartz auf der Weiterreise Gelegenheit, den Heiden das Evangelium zu verkünden; den Sonntag feierten sie im Schatten der Bäume am Ufer eines Flusses. Eine Brücke führte hinüber, die auf 23 Pfeilern ruhte, ein Aufseher muß an diesen die Wirkung jedes Regengusses beobachten, denn es war, so berichtet Schwartz, eine Regel in Hyder's Staatshaushaltung, alles Schadhafte sogleich wieder auszubessern und so Alles in fortwährend gutem Stande zu halten. — Wie unbeschreiblich herrlich ist in der Nähe der Festung von Mysore die Umgegend! In der Festung selber steht der schöne Palast des Hyder Ali, am Ende einer Pagode der alte Palast der vormaligen Könige. In diesem hauste der frühere Herrscher des Lan-

des als Staatsgefangener, im Genusse eines ansehnlichen Jahresgehaltes, mit seiner Dienerschaft. Hyder Ali besuchte denselben zuweilen und blieb bei diesen Besuchen wie ein Diener, ehrerbietig aufrecht stehen. Hyder's Palast gegenüber ist ein großes Viereck, auf dessen beiden Seiten offene Wohnungen sich finden, in denen die höchsten Kriegs- und Civilbeamten ihre bestimmten Plätze haben. Der strenge Herrscher konnte seine Leute, wie er mochte, im Auge behalten und überwachen. Er beherrschte allerdings auch diese seine höchsten Beamten zunächst mit Furcht und Schrecken, dazwischen auch mit Belohnungen. Selbst seine eigenen Söhne und Schwiegersöhne mußten, wenn sie etwas nicht recht gethan, ihr Versehen durch Peitschenhiebe büßen, wie jeder andere seiner Diener.

Schwartz durfte gleich nach seiner Ankunft ungehindert den Offizieren und Soldaten in der Festung das Evangelium von Christo verkünden. Dieses geschah meist in persischer Sprache, denn ein großer Theil der Soldaten des Hyder Ali waren von persischer Abkunft. Er durfte dieses selbst im Palaste des Fürsten thun; den Gesprächen über Religion war vor allen anderen Gesprächen jede Freiheit verstattet. Außerhalb des Forts standen mehrere Hundert europäische Soldaten im Lager. Es waren Franzosen und Deutsche, welche letztere ein Hauptmann, Namens Buden, befehligte. Unter den Truppen im Lager fanden sich auch einige malabarische Christen, welche Schwartz in Tritschinopoli unterrichtrt hatte. Diese, so wie seine europäischen christlichen Mitbrüder, hier im fremden Lande so ohne alle Belehrung und Erbauung aus Gottes Wort zu wissen, das that dem Herzen des treuen Sendboten wehe. Er setzte bei seinen bekehrten Malabaren den Unterricht fort und der Hauptmann Buden räumte ihm sein

Zelt ein, zum sonntäglichen Gottesdienste, für alle hiernach Verlangende. Ohne dazu den Hyder Ali um seine Erlaubniß zu ersuchen, sang und betete hier Schwartz mit der kleinen Gemeinde seiner armen Landsleute und verkündigte diesen das Wort Gottes, ohne daß es einem Menschen einfiel, dieses Werk zu hindern, was Schwartz mit Recht als eine gnädige Leitung Gottes dankbar rühmt. Selbst der Sohn des Hyder Ali (Tippo Sahib's Bruder) nahte sich mit freundlichem Vertrauen dem Missionär. Dieser aber gibt uns vor Allem die Beschreibung des persönlichen Eindruckes, welchen Hyder Ali auf ihn machte, die wir nachstehend mittheilen wollen.

„Als ich," so erzählt er, „zur Audienz bei ihm zugelassen wurde, hieß mich Hyder neben ihn auf dem Boden sitzen, der mit den reichsten Teppichen bedeckt war; auch wurde nicht von mir verlangt, meine Schuhe abzuziehen. Er horchte auf Alles, was ich ihm zu sagen hatte, drückte sich sehr freimüthig und offen aus, und sagte mir, daß, obgleich die Europäer ihr gegebenes Versprechen gebrochen hatten, er dennoch bereit sey, in Frieden mit denselben zu leben. Nun wurde mir ein Schreiben vorgelesen, das auf seinen Befehl verfertigt worden war. „„In diesem Schreiben,"" sagte er, „„habe ich das Wesentliche unserer Unterhaltung angegeben. Sie werden aber persönlich weitere Erörterungen hinzufügen."" Hyder schien mit diesem Ausdrucke meinen Besuch als Einleitung zu einem Friedensbündnisse zu betrachten, aber der Nabob von Madras wußte alle diese Absichten zu vereiteln."

„Während ich neben Hyder Ali saß, mußte ich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit welcher alle Staatsgeschäfte abgemacht wurden. Kaum hatte er aufgehört, mit mir zu reden, da lasen ihm seine Staatssecretäre einige

Briefe vor, und augenblicklich dictirte er ihnen eine Antwort in die Feder. Jetzt eilten sie hinweg, schrieben die Briefe in's Reine, lasen sie ihm vor, und er selbst drückte sein Siegel darauf. Auf diese Weise wurden in jenen wenigen Abendstunden viele Briefe ausgefertigt. Hyder selber aber kann weder lesen noch schreiben. Aber er hat ein vortreffliches Gedächtniß und man wagt es nicht leicht, ihn zu hintergehen. Er befiehlt dem Einen, ihm einen Brief zu schreiben, den er ihm vorlesen muß; jetzt wird ein Anderer herbeigerufen, der ihn zum zweiten Male lesen muß. Hat nun der Sekretär seinen Sinn nicht genau getroffen, oder ist er im Geringsten vom gegebenen Befehle abgewichen, dann hat er es mit seinem Kopfe zu büßen."

„Häufig saß ich mit Hyder in einer auf Marmorsäulen ruhenden Halle, welche in einen Garten sich öffnete, der, obgleich klein, doch niedlich mit Bäumen angelegt war, auf welchen sich zweierlei Früchte gepfropft fanden. Ich sahe eine Anzahl Knaben Erde in den Garten tragen und erfuhr, daß es Waisen waren, welche Hyder auf seine Kosten nähren und kleiden ließ und die zu Soldaten herangezogen wurden. Diese Sorge für arme Waisen gefiel mir, und wie sehr wünsche ich, daß die brittische Regierung wenigstens in diesem Stücke ihm nachahmen und der indischen Jugend Gelegenheit zu einer christlichen Ausbildung verschaffen möchte. Also geziemt es der brittischen Nation, und Gott wird es von ihren Händen fordern. Hat Er sie doch darum mit Macht ausgerüstet, nicht um sich selbst, sondern den Namen Gottes zu verherrlichen und Ihm zu dienen."

„Als ich am letzten Abende Abschied von Hyder nahm, ersuchte er mich, persisch vor ihm zu reden, wie ich es, (ihnen von Christo zeugend) mit einigen seiner Hofdiener

gethan hatte. Ich that es, und setzte ihm die Beweggründe meiner Reise auseinander. „Sie wundern sich vielleicht, daß ich, ein Diener Gottes, der nichts mit politischen Dingen zu thun hat, veranlaßt werden konnte, zu Ihnen zu kommen mit einem Auftrage, der nicht eigentlich zu meinem Priesterberufe gehört. Da man mir aber klar und deutlich gesagt hat, daß der einzige Grund meiner Reise die Erhaltung und Befestigung des Friedens sey, und da ich mehr als einmal Augenzeuge war von dem Elende und den Schrecknissen, welche der Krieg verbreitet, so dachte ich bei mir selbst, wie glücklich ich seyn würde, wenn ich ein Werkzeug werden dürfte, ein festes Freundschaftsband zwischen beiden Regierungen zu knüpfen und auf diese Weise die Segnungen des Friedens diesem geliebten Lande und seinen Einwohnern zu sichern. Dieses betrachtete ich als einen Auftrag, welcher mit meinem Berufe, ein Verkündiger der Religion des Friedens zu seyn, keinesweges im Widerspruche stehet.— „„Gut, sehr gut,““ fiel mir Hyder mit großer, wahrhafter Herzlichkeit in's Wort; auch ich theile dieselbe Ansicht mit Ihnen und mein einziger Wunsch ist, daß die Engländer in Frieden mit mir leben möchten. Bieten sie mir die Hand der Eintracht dar, so werde ich die meinige nicht zurückziehen, vorausgesetzt daß““ —— Dieses geheimnißvolle „„vorausgesetzt daß““ ist nie in's Licht hervorgetreten.— „Ich nahm nun meinen Abschied,“ fügt Schwartz hinzu, „und bei meinem Hineintreten in meinen Palankin fand ich 300 Rupien, welche er mir gesendet hatte, um die Kosten der Reise damit zu bestreiten.“ —

Wir erwähnten bereits oben (S. 174), daß Schwartz, so sehr er sich dagegen sträubte und so schwer es ihm ankam, dennoch, um das Leben der hohen Offiziere, die ihm das Geld brachten, nicht in Gefahr zu setzen, das Geschenk

annehmen mußte, daß er aber gleich nach seiner Heimkunft die Summe von 300 Rupien gewissenhaft, zum Aufbau und zur Ausstattung eines Hauses für Waisen anwendete, wozu ja selbst Hyder Ali's Beispiel ihn ermahnen konnte.

Zu dem vorstehenden Berichte über die Gesandtschaft des Missionär Schwartz an Hyder Ali setzt der Beschreiber seines Lebens noch die nachstehenden Bemerkungen hinzu: „Man erkennt es zwar schon im Allgemeinen als eine eigenthümliche Gabe der Bewohner von Indien, daß sie mit großer Leichtigkeit die Sinnesart Anderer durchschauen, aber als ein ganz besonders großer Meister in dieser Kunst war Hyder Ali bekannt. Derselbe wußte von dem ersten Augenblicke der gegenseitigen Bekanntschaft an, was in Schwartz sey. Dieser, das fühlte er, ging mit keinem Betruge um, wollte ihm nicht lügen noch heucheln, sondern was er sagte; das war recht und wahr und wohlgemeint. Hätte die Regierung zu Madras den Charakter und die Pläne Hyder Ali's eben so gut erfaßt und wäre sie mit dem Aushängeschilde des Friedens eben so redlich umgegangen, als ihr Abgeordneter dies that, dann würde das unselige Geschick des Krieges, das bald hernach über die Ländergebiete von Carnatic losbrach, zurückgehalten oder gänzlich abgewendet worden seyn." Freilich konnte Hyder Ali der brittischen Regierung in Madras es nicht zeigen, ob es ihm mit seinen friedlichen Anerbietuugen ein rechter Ernst gewesen sey oder nicht, denn die Engländer hatten leider zuerst zu der Seite von Hyder's Feinden sich hingeneigt; daß aber sein Vertrauen und seine Zuneigung zu Schwartz unverändert dieselbe geblieben sey, das bewies er durch Wort und That. Denn als der mächtige Eroberer mitten auf seiner blutigen und zerstörenden Laufbahn in die Gegenden kam, in denen Schwartz sein geistiges Ar-

beitsfeld hatte, gab Hyder allen seinen Offizieren den bestimmtesten Befehl: „den ehrwürdigen Padre Schwartz überall in seinem Heere unbelästigt herumgehen zu lassen, und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen, denn, so sagte der gestrenge Herrscher, aus dessen Mund man sonst schwerlich das Lob eines Menschen vernahm, „der Padre Schwartz ist ein heiliger Mann." — Ueberhaupt, so kann man sagen, genoß Schwartz in der damaligen gefahrvollen Zeit der blutigen Kämpfe die Hochachtung aller streitenden Partheien und keine derselben hegte ein Mißtrauen gegen seine unbestechlich treue Redlichkeit. Namentlich aber konnte er, ohne das geringste Hinderniß, mitten im feindlichen Lager, in Hyder's Heere umherziehen und das Zartgefühl der Barbaren war so groß gegen ihn, daß der wachthabende Offizier, wenn er auch Schwärtzens Palankin da und dort zurückhalten mußte, doch immer sich damit entschuldigte, daß er wegen seiner Weiterreise Befehle abwarten müsse. Auf diese Weise konnte der treue Mann zu einer Zeit, wo das ganze Land von Hyder Ali's Truppen besetzt war, seine friedlichen Arbeiten unter den Heiden, die ihn nur „den guten Vater" nannten, mitten im Kriegsgetümmel fortsetzen.

Ja, die Wirksamkeit dieses geistlichen Vaters vieler Seelen zur Ausgeburt der Heiden in das neue Leben, das aus Christo kommt, war noch niemals so kräftig und ausgedehnt gewesen, als in diesen Tagen. Zugleich hat auch damals seinen Namen ein Glanz der Anerkennung und Ehren der Welt umgeben, dessen äußere Vortheile er eben so wenig als die Geschenke an Geld für seine eigene Person, sondern nur für das Haus seines Herrn benutzte. Selbst die indo-brittische Regierung zu Madras, deren ungünstigen, hemmenden Einfluß er früher in mancherlei

Weise hatte erfahren müssen, sah sich zu einer ehrenden Anerkennung gegen Schwarz bewogen. Ihr Geschenk zwar zum Lohne der Dienste, die er ihr bei seiner Gesandtschaft erwiesen, nahm er für seine Person nicht an, wohl aber als einen Beitrag zur Ausführung kirchlicher und mildthätiger Zwecke, so wie zum Dienste und Nutzen bedürftiger brittischer Angehörigen in Tanjore.

12. Das Bestellen des Hauses.

Die ausführliche Geschichte der Kriege, deren Gräuel und Jammerscenen Schwarz in den letzten Jahren seines Lebens zum großen Theile noch mit eigenen Augen sehen mußte, liegt außer dem Kreise unserer Aufgabe. Diese soll uns keine andere seyn als die Betrachtung des Vorbildes eines treuen Haushalters und Knechtes im Hause seines Herrn, welcher, als ihm der Abend nahete, nur desto wachsamer und eifriger wurde in seinem Dienste, damit sein Herr, wenn Er käme, ihn nicht schlafend finden möchte. Der Spruch: „bestelle dein Haus, denn du mußt sterben" ward dem Vater Schwarz ohne Aufhören in Erinnerung gebracht, seitdem er in die Tage trat, von welchen es heißt: sie gefallen mir nicht; das öfter wiederkehrende Gefühl der Abnahme seiner vielgebrauchten Kräfte, die Noth und Schrecknisse von außen, trieben ihn mehr denn jemals zur Einkehr in sein eigenes Herz so wie in die Sorge für das Haus, für welches er zunächst als Wächter hingestellt war: das Arbeitsfeld seiner Missionen in Tanjore.

Wir dürfen hier wohl, nachträglich zu der Schilderung des Empfanges des Missionär Schwarz, bei Hyder Ali, noch eines Umstandes erwähnen, welcher diesem freundlichen, zutraulichen Empfange von Seiten des gewaltthäti-

gen Herrschers noch eine besondere Bedeutung gibt. Denn wir lernen daraus die Macht kennen, welche der wahre Christenglaube dem Menschen, der ihn besitzt, über Menschenseelen gibt, in denen das Gefühl für Wahrhaftigkeit nicht erstorben ist. Durch ein (scheinbar) sehr unglückliches Zusammentreffen war Schwartz in der Residenz des Hyder Ali gerade in der Zeit angelangt, als dieser die Botschaft erhielt von dem unerlaubten Durchzuge einer Abtheilung brittischer Truppen durch sein Land. So sehr ihn diese Falschheit einer fremden Regierung, während sie friedliche Gesinnungen gegen ihn heuchelte, erbittern mußte, benahm er sich dennoch huldreich und herablassend gegen den ehrwürdigen Missionär. Denn dieser, das fühlte er, meint wahr und aufrichtig nur das, was er sagt. Wohl aber ließ der mächtige Eroberer seinem Zorne freien Lauf in dem Schreiben an den brittischen Gouverneur zu Madras, welches er Schwartz mitgab, und auch dieser, als er persönlich nach Madras kam, ließ es an Warnungen nicht fehlen. Diese jedoch blieben unbeachtet.

Während das Ungewitter schon in der Nähe sich zusammenzog, blieb Schwartz unabläßig bei seinem nächsten Berufe: bei der Sorge für seine Gemeinde in Tanjore. Der Bau der Kirche im Fort der Stadt wurde von ihm vollendet, ein anderer Kirchenbau in der Vorstadt für die tamulische Gemeinde wurde unter seiner Leitung begonnen. Neben der Sorge für das Ganze versäumte er auch nicht die für die einzelnen Seelen seiner Gemeinden. Dieses bezeugt uns sein Brief an einen seiner jungen Freunde: den Sohn des Oberst Wood, der ihm in jugendlichem Selbstgefühle seine Fortschritte in nützlichen Kenntnissen und selbst in der Singkunst gemeldet hatte. Schwartz erkennt alles Löbliche in diesem Berichte mit väterlichem Wohlgefal-

len an, erinnert aus eigener Erfahrung an die Freude und den Segen, die ihm das Erlernen der Singkunst gebracht habe, als er, wie er noch fortwährend zu thun pflege, den malabarischen Kindern Loblieder auf ihren Erlöser gelehrt habe. „Alles (so fährt er in seinem väterlichen Briefe fort) kann für uns und Andere nützlich werden. Aber, mein lieber junger Freund, es kommt vor Allem darauf an, daß unser Herz wahrhaft gebessert werde. Uebergib das deinige deinem Gott und Heiland und bitte Ihn, dich zu reinigen von allen deinen Sünden. Habe keine Ruhe, bis du Ruhe gefunden hast für deine Seele. — — Durch das Lesen des Wortes Gottes und durch herzliches Gebet wird dir jeden Tag die Kraft zufließen, in Gottes Wegen munter vorwärts zu schreiten. Unsere Zeit ist kurz, die ernste Ewigkeit vor der Thüre." — —

Die letzten Worte dieses Briefes scheint Schwartz im Gefühle einer Anwandlung von Krankheit geschrieben zu haben, die, mit gefährlichem Anscheine beginnend, dennoch ohne weitere Folgen vorüber ging. Er hatte jetzt nicht Zeit, an sich selber und an sein eigenes Leid zu denken, sondern nur an das allgemeine Leid, das die Bewohner des Landes traf, welches seiner Sorge empfohlen war. „Was ist," so schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Chambers, „nun zu thun? Ich rufe mit dem Propheten Jeremias: Sey mir nur nicht schrecklich, Herr, mein Gott. — Diese Noth kommt vom Herrn, und gewiß hat Er dabei die Absicht, uns von unseren Sünden zu reinigen. Die Heiden, so wie die Namenchristen schlafen; ja sie sind todt und denken an Nichts als an die Dinge dieser Welt. Aber durch die sanfte Stimme Gottes wollten sie sich nicht aufwecken lassen aus ihrem Sündenschlafe, wer weiß, ob sie nicht aufwachen werden, wenn sie die donnernde

Stimme Seiner Gerichte vernehmen. — Unsere Gemeinde hat um mehr denn hundert Mitglieder zugenommen. Die Meisten derselben mag wohl die Hungersnoth zu uns hergetrieben haben, aber dennoch habe ich ihnen mehrere Monate lang den nöthigen Unterricht und während dieser Zeit auch die nöthigsten Lebensbedürfnisse gegeben. Ihr Unterricht war ungemein ermüdend und schwer, weil ihre Geisteskräfte durch die Hungersnoth sehr gelitten haben. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, diese armen Leute abzuweisen, von denen Viele nachher gestorben sind." — — „Wenn man," so schreibt er in einem späteren Briefe an einen anderen Freund, „bedenkt, daß Hyder Ali so viele Tausende von Einwohnern gefangen hinweggeschleppt hat, und daß viele tausend Andere an Hunger gestorben sind, dann kann man sich nicht wundern, nicht nur menschenleere Häuser, sondern gänzlich verödete Dörfer überall anzutreffen. — — Wir in der Festung haben an Hunger und Elend ausnehmend gelitten. Wenn ich des Morgens über die Straßen ging, dann lagen die Leichname in Haufen auf den Dungstätten. — — Gottes Gnade setzte mich in den Stand, auch für die Armen sorgen zu können, so daß 17 Monate lang große Haufen derselben von uns genährt wurden. Oft standen über 800 Arme und Hungrige vor unserer Thüre."

Hyder Ali, die Geißel der Völker, war gegen Ende des Jahres 1782 gestorben, sein Sohn, Tippo Sahib, hatte mit ihm den Haß gegen die Britten, so wie den kriegerischen Geist und Muth gemein; er wurde durch diese Eigenschaften einer der furchtbarsten Feinde der englischen Macht in Indien, um so furchtbarer, da die Franzosen, mit ihrem Heere und ihren Verbündeten in Indien, ihm kräftig zur Seite standen. Zu diesem Allen hatte die eng-

lische Regierung durch ihr zweideutiges, öfters wortbrüchiges Benehmen mit Recht den Zorn des mächtigen Gewalthabers von Mysore gereizt. Schwartz, den man abermals zur Friedensvermittelung aufforderte, spricht es offen in einem Schreiben aus, „daß der Vorwurf: die brittische Regierung pflege nie ihr gegebenes Wort zu halten, immer allgemeiner und lauter unter dem Volke werde.“ Tippo's Haß sprach sich jedoch durch Wort und That nicht nur gegen die Engländer, sondern gegen die Christen überhaupt aus. Schwartz schreibt von ihm im März 1784: „Das Elend des Landes ist groß. Tippo ist noch ein viel kühnerer und unternehmenderer Soldat, als es sein Vater war, und vermehrt seine Armee jeden Tag. Jeder Kommandant, der den Engländern eine Festung übergeben hatte, wurde auf seinen Befehl aufgehenkt. Nachdem er 12000 Kinder aus dem Lande Tanjore gefangen hinweggeschleppt hat, sind sie nun alle genöthigt worden, Mohamedaner zu werden. Er hat bis jetzt Alles gethan, was er konnte, um die römischen Katholiken in Malabar auszurotten, was ihm auch so weit gelungen ist, daß keiner es wagt, sich einen Christen zu nennen. Er will keine anderen Unterthanen als solche, welche Mohamedaner oder Heiden sind.“

Auch nach einer bedenklichen Erkrankung in diesem Jahre ward Schwartz wieder so kräftig und stark, daß er in einer Gegend des größeren Marewar, an die Verkündigung des Evangeliums durch eingeborene Lehrer denken konnte, welche in einem Seminare zu Tanjore gebildet werden sollten. Von seinem neuerwachten, freudigen Lebensmuthe zeugt ein Brief vom Ende des Jahres 1784, aus dem wir hier nur einige Worte mittheilen:

„Nunmehr ist mit Gottes Hülfe meine Gesundheit so weit wieder hergestellt, daß mir die Arbeit mehr Ver-

gnügen als Last ist, was im April und Mai d. J. nicht der Fall war. Gebe Gott, der mir armen Sünder bisher so viel Gutes erzeigt hat, daß die letzten Tage meines Lebens wohl zugebracht werden, und ich meinen Beruf, wenn auch nicht mit Freuden, doch in Seinem Frieden vollenden möge. Uns ist aber nicht nur gestattet, es ist uns befohlen, im Herrn uns zu freuen. Keine Freude auf Erden hat so festen — guten Grund als die Freude, die wir im Herrn finden, der uns erkauft, erlöst, und jede wahre Glückseligkeit zubereitet hat." —

Seine Lust am Bauen der Kirchen war auch noch immer frisch geblieben. „Zum Baue einer malabarischen Kirche," so schreibt er, „hatte mir General Munro 50 Pagoden geschenkt, als ich aber fand, daß allein die Steine zum Fundamente derselben 25 Pagoden kosteten, da fürchtete ich, meine Mühle werde aus Mangel an Wasser stille stehen. Nun hatte mir der Radscha bei einem früheren Anlasse ein Paar mit Gold verbrämte Kleider geschenkt, diese nahm ich und brachte sie zu einem Händler, der mir zu meiner angenehmen Ueberraschung mit einem Schlag 126 Pagoden dafür anbot, so daß ich ohne Unterbrechung meinen Bau fortsetzen konnte. Ich hoffe, daß Gott, der mir so huldreich die Mittel in die Hände legte, ein Bethaus zu bauen, dasselbe auch mit geistlichen Kindern, zum Preise Seines Namens erfüllen werde. — — Ich glaube mit freudiger Zuversicht, daß Gott noch einmal das wüste, verstörte und zerbrochene Land bauen wird, sollte Er es auch erst dann thun, wenn wir im Grabe modern; was schadet dies? Dieses Land ist mit Disteln und Dornen bedeckt, wir wollen es pflügen und den guten Samen säen und den Herrn bitten, daß Er ihn aufgehen lasse." — —

Die Sorge, sein Haus (das heißt das ihm zunächst

liegende Arbeitsfeld seiner Missionen) wohl zu bestellen, sollte den Vater Schwartz bald in den tiefsten Winkel des Haushaltes führen, dessen Unordnung und Unsauberkeit dringend nothwendig einer Abhülfe bedurfte. Auch dahin müssen wir den gewissenhaft treuen Mann begleiten. — Von seinem früheren nahen Verhältnisse zu dem Radscha zu Tanjore, so wie von dem Wechsel der Schicksale, welcher in den letztvorhergehenden Jahren diesen Fürsten betroffen, haben wir berichtet. Der Friede im Lande schien zwar für mehrere Jahre wieder hergestellt, noch war aber das Gebiet von Tanjore in einem kläglichen Zustande. Die Noth, welche auf die ungerechte Besitznahme der Provinz durch den Nabob eintrat, und die Verheerungen seines Reiches durch Hyder Ali hatten den Radscha in große Geldverlegenheit gebracht, so daß die letzten Jahre seiner Regierung zu dem Glanze, der seine Jugend umgab, einen grellen Gegensatz bildeten. An einer unheilbaren Krankheit dahin sterbend und vom Schmerze über den frühen Verlust seines Sohnes, seiner Tochter und seines Enkels — seiner einzigen gesetzmäßigen Erben — übernommen zog sich der unglückliche Tuldschadschi, allmählig taub geworden gegen jene Tröstungen des Evangeliums, welche Schwartz ihm so nahe legte, in hoffnungsloser Verzweiflung in die Kammern seines Palastes zurück, die er nie wieder verließ. Im Hinbrüten über seine öffentlichen Unfälle und persönlichen Kümmernisse schien sich hier sein mildes und wohlwollendes Wesen in Härte und Gleichgültigkeit gegen die Leiden seines Volkes umzuwandeln. Geiz wurde seine herrschende Leidenschaft, und das in seinem tiefverarmten Lande gesammelte Geld genügte seinen begehrlichen Anforderungen nicht in zureichender Weise. Zur Steigerung dieser inneren wie äußeren Noth trug auch der Tod des

rechtschaffenen ersten Ministers des Radscha bei, und die Besetzung seiner erledigten Stelle durch einen Wütherich. Der Zustand des Volkes ward jetzt ein unerträglicher und da alle dem Fürsten gemachten Vorstellungen vergeblich waren, wanderten ganze Schaaren der Eingeborenen, deren Zahl auf 65000 geschätzt wird, in andere nachbarliche Distrikte aus. Vorzugsweise fanden diese Auswanderer in den Gebieten freundliche Aufnahme so wie Unterstützung, welche im Besitze der Franzosen, der Feinde Englands, waren. Die brittische Regierung in Madras konnte dieses Unwesen nicht gleichgültig ansehen; sie leitete eine Untersuchung des Zustandes und des Mißbrauches der herrschaftlichen Gewalt des Radscha von Tanjore ein und in den Kreis der Untersuchungsrichter wurde von dem neuen Statthalter in Madras: Sir Archibald Campbell der Missionär Schwartz mit Sitz und Stimme einberufen. Er durfte diesen Antrag zum Besten des Landes, über dessen inneres und äußeres Wohl er zum Wächter gesetzt war, nicht von sich weisen und es begann für ihn ein neues Geschäft seines Haushalteramtes, das in dem letzten Jahrzehent seines Lebens seine Kräfte wie seine Zeit vielfältig in Anspruch nahm.

Seine Hauptangelegenheit blieb hiebei immer die Sorge für seine Kirche und seine Gemeinde, welche jetzt schon über einen weiten Umkreis des südlichen Indiens verbreitet war. Im Jahre 1787 rief ihn die lutherisch-kirchliche Weihe seines jungen Freundes: Joh. Casp. Kohlhoff nach Tranquebar. An diesem Tage feierte der ehrwürdige Aelteste der dänischen Missionsbrüder: Joh. Balthasar Kohlhoff, dessen wir in den früheren Kapiteln mehrmals erwähnt haben, sein Amtsjubiläum und hatte zugleich die Freude, seinen ältesten Sohn zum Dienste ordinirt zu

sehen, dessen Pflichten er selber nicht mehr gewachsen war. Dieser jüngere Kohlhoff war als Schüler, dann als Gehülfe und öfterer Begleiter ein geistiger Sohn unseres Schwartz gewesen, dieser hielt deshalb mit einem tiefen väterlichen Gefühle der Liebe und des Ernstes die Ordinationspredigt über 2. Tim. 2, 1: „So sey nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist."

Während Schwartzens damaliger Abwesenheit in Tranquebar hatte der Radscha, dem Rathe seines Freundes folgend, ernstlich an die Erwählung eines Thronerben aus einem ächten Zweige seines alten Stammhauses gedacht. Seine Wahl war auf den zehnjährigen Sohn seines Vetters in gerader Linie gefallen, der nachmals unter dem Namen Serfudschi Radscha den Thron bestieg. Schwartz sollte nach dem Wunsche des todkranken Radscha Vormund und väterlicher Pfleger des Erbprinzen werden; da jedoch der Missionär die Verantwortlichkeit und Schwierigkeit dieser Stellung wohl erkannte und deshalb ihre unbedingte Annahme verweigerte, übertrug der kranke Radscha seinem Halbbruder aus unrechtmäßiger Ehe: dem Amir Singh das Pflegeamt seines Erben bis zur Volljährigkeit desselben. Der Radscha starb zwei Tage nachher, beruhigt, weil er die Versicherung des englischen Residenten, so wie des Befehlshabers der Garnison und des ihm bis zu seinem Ende theuer werthen Freundes seiner Seele: des Missionär Schwartz erhalten hatte, daß sie das Ihrige zur Erfüllung seines letzten Wunsches thun würden.

Allmählig ward dem Vater Schwartz die Freude zu Theil, daß seine Vorschläge zur Förderung einer geistigen Erweckung und Bildung des Volkes durch Errichtung von Volksschulen von der Regierung in Madras nicht nur anerkannt, sondern kräftig unterstützt wurden. Es kamen

reiche Gaben an Geld und Land in seine Hände, welche zur Bezahlung der Schullehrer und Katechisten verwendet wurden, auch wurden Kapellen und Schulhäuser errichtet, welche von den Missionären häufig besucht wurden. Er berichtet über den Erfolg dieser Bemühungen unter Anderem: — „Was die Kasten betrifft, so bestehen unsere Gemeinden sowohl hier als in Tranquebar aus einer fast gleichen Zahl der höheren und niederen. Hier sitzen die Männer und Frauen der höheren Kaste auf einer Seite der Kirche, die der niederen auf der anderen. Ich habe allen unnöthigen Zwang sorgfältig vermieden und bin dadurch wenigeren Schwierigkeiten begegnet. Selbst beim Abendmahle trat etwa eine von niederer Kaste voraus hinzu, ohne Unannehmlichkeit zu verursachen. Kämen Sie an einem Sonntag in unsere Kirche, Sie würden sich über das reinliche Aussehen der niederen Kasten wundern; man kann sie leicht für höhere halten. Die abscheuliche Sitte, die man ihnen zum Vorwurfe macht, daß sie das Fleisch gefallener Thiere verzehrten, dulde ich nicht und sie ist auch in unseren Gemeinden ohne Beispiel. Die Landgeistlichen und Katechisten stammen, mit wenig Ausnahmen, aus der höheren Kaste. Doch gibt es unter ihnen Einzelne, selbst aus der Kaste der Parias. Als ich jüngst bei einem Heiden von höherer Kaste eingeladen war und eben ein Pariar Katechist zu mir kam, rief ich ihm zu: „Halt, ich will zu dir kommen." Die Suttirer (Leute von der höheren Kaste) haben noch nicht gelernt demüthig zu seyn, sie sind stolze Sünder, wir müssen Geduld mit ihnen haben." Dies wollten aber jene nicht zugeben, sondern benahmen sich sehr freundlich gegen den Katechisten."

Amir Singh betrug sich gegen seinen Pflegesohn Sarfudschi so rücksichtslos, vernachlässigte die Erziehung

so wie selbst die äußere Pflege desselben in so unverantwortlicher Weise, daß mit Hülfe der englischen Regierung das Kind seinen Händen entrissen und in bessere Obhut gebracht werden mußte. Dem Amir Singh selbst wurde in seiner tyrannischen, dem Lande verderblichen Regierung Einhalt gethan und bis zur Volljährigkeit des Thronerben eine bessere Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten und Rechtspflege getroffen. So blieb Schwartz für das Land, in welches Gott ihn gesetzt hatte, wie für seinen Beruf an den Seelen der Bewohner unermüdet, vom Morgen bis zum Abend, bei Tag wie bei Nacht durch Gebet, Predigt und väterliche Aufsicht thätig. In rührender Weise bezeugen dies die lebendigen Schilderungen, welche uns Freunde, die ihn besuchten und täglich sahen, von seiner Wirksamkeit, in ihren Briefen gaben. Er selber aber schreibt an seinem siebenzigsten Geburtstage, im Oktober 1796, an einen Freund in Deutschland:

„Eben ezar! Bis hieher hat mir der Herr geholfen. Heute trat ich mein 71. Jahr an. O des Reichthums Seiner Gnade, Barmherzigkeit und Geduld, die ich seit 70 Jahren genossen habe! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott Vater, Sohn und heiligen Geist für die unzähligen Beweise Seiner überschwänglichen Gnade. Wer bin ich armer, elender Sünder, daß Du mich bis hieher geführt hast? Gott verlasse mich im Alter nicht, sondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen, mit welcher Barmherzigkeit Du meiner geschont, mir vergeben und mich getröstet hast; und mögen sie bewogen werden, ihr Vertrauen auf Dich zu setzen."

„Noch bin ich im Stande, ohne große Anstrengung Junge und Alte zu unterrichten. Diese Arbeit ist mir so erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Ge-

sundheit und Kraft danke, um Heiden und Christen den Namen Dessen zu verkünden, der Christum uns zum Heile gesandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht hat. Rühme die Welt, so viel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt." — —

In einem anderen Briefe nach Deutschland spricht er sich über die damals schon eintretende Abweichung einiger der deutschen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums in nachstehenden Worten aus:

„Unsere Umstände sind etwas traurig; aber dem Herrn fehlt es ja nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in Seinen Weinberg senden. — — Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige. Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wahrhaft jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die anderen Apostel völlig fremd waren. Viele verwarfen die Lehre von der Versöhnung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes. — — Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. Meine Zeiten sind in Seiner Hand. Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich in meinem hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Drucke auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf von dem Herrn, mich bereit zu halten. Er möge kommen, zu welcher Stunde er wolle." — —

13. Das Ende.

Nicht lange vor der Zeit, von welcher wir hier zu reden haben, schrieb ein treuer Mitbruder von Schwartz: „Ich fand ihn so gesund und kräftig, als er vor einigen

Jahren war. Vier Stunden täglich bringt er in dem Unterrichte englischer und tamulischer Kinder so wie der Taufkandidaten zu, in anderen freien Stunden findet er auch Zeit zu den erbaulichsten und heitersten Gesprächen mit besuchenden Freunden. — — Seine ausgezeichnete Gabe, durch die Art und den Ton seiner Unterhaltung die Aufmerksamkeit selbst gemischter Gesellschaften zu fesseln, seine eigene Geschicklichkeit, Fehler mit einer so freundlichen und heiteren Miene zu rügen, daß selbst die Vornehmsten und Stolzesten nicht schroff abgestoßen werden, zusammen mit seinen anderen Ehrfurcht gebietenden Eigenschaften, machen ihn allgemein beliebt und geachtet; ja seine ganze äußere Erscheinung, seine Silberlocken, sein lichtstrahlendes Auge, alle Gesichtszüge sind geeignet, Hochachtung und Liebe einzuflößen." — Nach diesen und anderen ähnlichen Berichten hatten die Brüder in Tranquebar sich der Hoffnung hingegeben, der theuere Patriarch ihrer Missionen werde ihnen noch länger erhalten werden. Da schrieb ihnen Gericke, der abermals seinen treuen, väterlichen Freund in Tanjore besucht hatte, am 2. Febr. 1798 die schmerzliche Kunde: Schwartz sey drei Monate gefährlich krank gewesen und werde nicht wieder predigen können, da ihm seine Krankheit nicht bloß den Körper, sondern auch das Gedächtniß sehr geschwächt habe. Und am 13. Febr. Nachmittags zwischen 4 und 5 war der theuere Vater schon zu seiner Ruhe eingegangen.

Die Schrift gibt uns die Ermahnung: „Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben." (Ebr. 13, 7.) Diesem folgend geben wir hier aus Gericke's Briefen die treue Schilderung des Endes unseres Vaters Schwartz. „Dieser große und edle Mann," so schreibt sein Freund, hatte oft von seinem Ende mit mir

gesprochen. Wenn er von irgend einem besonderen Schicksale in seinem Leben sprach, pflegte er beizufügen: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen" und wir dürfen Gott preisen für all' die Barmherzigkeit, welche unser Vater während der letzten Tage seiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Ich hatte ihn wegen eines Besuches in Tritschinopoli krank wie er war, vor Allem am Gedächtniß leidend, auf etliche Tage verlassen müssen. Bei meiner Rückkehr am 7. Februar fand ich ihn schmerzhaft leidend an einem Fuße, der ihm schon früher manches, bald kürzere, bald längere Wehethun gebracht hatte. Aber sein Gedächtniß war fast ganz wiedergekehrt, und obgleich sein Stöhnen, wenn er allein war, die Heftigkeit seines leiblichen Leidens verrieth und die schwarzen Flecken am Fuße den nahen Eintritt des Brandes verkündeten, unterhielt er sich dennoch oft mit den ihn besuchenden Christen wie Heiden auf dieselbe freie, gefällige Weise wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der zu ihm kam, doch ja das Heil seiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete und pries Gott mit solcher Leichtigkeit, als ob er ganz ohne Schmerzen sey." — — „Mir gereichte es," so schreibt Gericke in einem Briefe nach Deutschland, „zum großen Segen, in unserem scheidenden Vater ein lebendes Beispiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu sehen. Wenn von geistlichen und himmlischen Dingen gesprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröstete oder von dem Frieden seiner Seele sprach, den er durch die Gnade Gottes in Christo genieße, da war keine Abnahme des Gedächtnisses an ihm zu spüren. Er führte oft sehr passende Sprüche und Liederverse an und unterhielt sich beständig mit Denen, die um ihn waren. Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach seinem Tode das Reich Gottes in diesem Lande

durchbrechen werde, erwiderte er: „Ja, aber nur durch Trübsal und Noth." Als ein anderes Mal gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Gemeinde zu sagen habe, antwortete er: „Helft ihnen nur in den Himmel." Als Einer mit Freuden seine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiderte er: „Menschliches Leiden ist gemein und ich leide wirklich sehr wenig" und oft wiederholte er auf Deutsch: „Der treue Gott hilft aus der Noth, und züchtiget mit Maaßen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unseren Sünden?"

Als der junge Thronerbe von Tanjore, Serfudschi, ihn besuchte, da sprach er zu ihm: „Wenn mich Gott von hinnen gerufen, so bitte ich Sie, hüten Sie sich vor der Liebe zur Pracht und Gepränge. Sie sind überzeugt, daß mein Bestreben, Ihnen zu dienen, ohne Eigennutz war; meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie sich den Christen freundlich erzeigen möchten. Handeln diese schlecht, so bestrafen Sie dieselben, halten sie sich aber rechtschaffen, dann erweisen Sie sich ihnen als Vater und Beschützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nothwendig ist, so bitte ich Sie, regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu sorgen, daß unpartheiische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünsche vom Herzen, Sie möchten dem Götzendienste entsagen und dem allein wahren Gott dienen. Er sey Ihnen gnädig und verleihe es Ihnen, zu thun, was Ihm gefällt." Darauf fragte er den Prinzen noch, ob er auch bisweilen in der Bibel lese? und schloß dann mit sehr rührenden Ermahnungen an ihn, daß er das Heil seiner unsterblichen Seele bedenken möge.

Gericke erzählt weiter: „Am 10. Februar des Morgens war seine Zunge ganz trocken, rauh und schwarz,

dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und schweren Athem. Wir beteten auf sein Verlangen mit ihm, in der Meinung, es werde das letzte Mal seyn, aber gegen Abend trat Besserung ein und das Fieber war bedeutend schwächer. Der Arzt sagte am anderen Morgen: „Der Herr hat Wunder gethan, die gestrigen Anzeichen seiner nahen Auflösung sind heute verschwunden.“ Gericke wollte abreisen, Schwartz sagte zu ihm: „grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun bald zum Herrn Jesu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht in's Gericht mit mir gegangen ist, sondern mit mir nach Seiner großen Gnade gehandelt hat, ist mein Glück und ich preise Ihn dafür. Er könnte uns selbst um unserer guten Werke willen verstoßen, denn es klebt Sünde an allen.“ — — „Nachdem er mir noch besonders für meinen Besuch und die Leistungen desselben gedankt hatte, setzte er hinzu: „Beten Sie nur noch dieses Mal.“ Ich kniete nieder, und Herr Kohlhoff, der unterdessen hereingekommen war, auch, und wir beteten nach einem vorangestimmten Liederverse.“

Gericke gab den Bitten der Freunde nach und blieb bei dem immer schwächer werdenden Kranken. Am Abend litt dieser mehr: jede Bewegung, ja selbst das Liegen machte ihm große Schmerzen. Aber seine Geduld und Zufriedenheit blieben sich gleich, keine Klage wurde vernommen, nur Seufzer zeugten von seinem Leiden. „Ich sagte unter Anderem: Gott gebe, daß wir in unserem letzten Kampfe im Stande seyn mögen, unser Ende in socher Ruhe und Vertrauen abzuwarten, wie es zu unserem Troste und unserer Freude Ihnen verliehen ist. Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überschwänglich.“ Die Innigkeit und der

Nachdruck, womit er diesen Wunsch aussprach, rührte unsere Herzen tief."

„Am 12. des Nachts hatte er zwischen den Schmerzanfällen etwas Schlaf, am darauffolgenden Morgen war er wie von Schlafsucht befallen. Wir dachten, er würde so hinüber schlummern, aber am 13. um Mittag ward er wieder munter. Wir sangen das Lied:

„Christus der ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn"

und er stimmte mit ein, sprach sehr demüthig von sich, erhob aber seinen Erlöser und wünschte aufgelöst und bei Christo zu seyn. „Hätte es Ihm gefallen," sprach er „mich noch zu erhalten, dann hätte ich gerne noch ein Wort mit den Armen und Kranken gesprochen, aber Sein Wille geschehe. Möge Er mich nur in Gnaden annehmen." Hierauf sangen die Nationalgehülfen den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden," und er sang mit. Dann ruhte er ein wenig. — — Noch einmal betete er: „O Herr! bis hieher hast Du mich bewahret; bis hieher hast Du mich gebracht und hast mir unzählige Wohlthaten erwiesen. Thue, was Dir wohlgefällt. In Deine Hände empfehle ich meinen Geist; reinige ihn und schmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlösers und nimm mich in die Arme Deiner Liebe und Barmherzigkeit auf."

In den Armen seines treuen Nationalgehülfen war er verschieden und lag scheinbar leblos da, mit geschlossenen Augen. Als aber Gericke das Lieblingslied des scheinbar Dahingeschiedenen anstimmte:

„Allein zu Dir Herr Jesu Christ
Meine Hoffnung steht auf Erden"

und nach Vollendung des ersten Verses desselben den

zweiten anfing, siehe, da lebt zu seinem Erstaunen und Entzücken der ehrwürdige Missionär noch einmal auf, fällt mit klarer und melodischer Stimme ein und vollendet den Gesang des lang geliebten Liedes, noch ehe der letzte Athemzug ihn verläßt.

Rührend war das laute Weinen und Schluchzen in den beiden Dörfern der tamulischen Gemeinden an seinem Garten, welches man die ganze Nacht hörte. Diese Armen hatten an ihm mehr als einen gewöhnlichen Vater, sie hatten ihren Retter, ihren geistigen Pfleger und Berather, die Lust ihrer Augen und ihrer Herzen an Schwartz verloren. Wo gab es für sie ein solches Menschenherz voll sorgsam treuer Liebe, wie das von Schwartz war!

Doch auch an diesen Klagenden ist die Verheißung: „Ich will euch nicht Waisen lassen" in Erfüllung gegangen. Und bei Allen, die Christum lieb hatten, in der Nähe wie in der Ferne, mischte sich bei der Kunde von Schwartzens Heimgang mit dem Schmerze der Trauer ein erhebendes Mitgefühl mit dem Frieden und der seligen Freude, zu deren Vollgenuß dieser treue Knecht eingegangen war.

VI. Christian Gottlob Krafft und David Spleiß.

1. Wahrheit und Ernst.

Die lautere Wahrheit und der treue Ernst in Wort und Wandel, das sind Tugenden eines vollkommenen Mannes in Christo. Nur in der Kraft der Wahrheit kann der sündige Mensch Gott sich nahen und in eindringlicher Weise zu den Herzen der Brüder reden; der treue Ernst gibt ihm den Sieg über die Lockungen und drohenden Gefahren der Welt. Durch welche Taufe aber der Mensch zum Empfange jener Tugenden des vollkommenen Mannesalters in Christo geweiht und zubereitet werde, das hat uns ein alter, treuer Lehrer unserer Kirche, Christian Scriver*) in einem Gleichnisse angedeutet, das wir hier ihm nacherzählen wollen. —

Zu einem Einsamen in der Wüste, der ein geweihter Priester voll göttlicher Kraft und Salbung war, kam ein Mann aus der Stadt. „Ich höre," so sprach dieser zu dem Priester, „daß Du die Gabe empfangen hast, Anderen die Sünden zu vergeben. Du hast dieses Vielen gethan, welche mit unruhigem Herzen zu Dir kamen, und getröstet,

*) In seinem Buche: Das Siech- und Siegesbette I, 18, nach Johann Arnd.

mit freudigem Muthe von dir gingen. Zwar ein solcher Sünder, wie die Meisten von diesen es waren, bin ich nicht, denn ich habe niemals einen Mord, noch Ehebruch oder Dieberei, habe überhaupt nichts Unrechtes begangen, und mich immer fleißig zu meiner Kirche gehalten. Dennoch meine ich, daß ein gutes Ding sey, daß ich mir von einem Manne, wie Du bist, die Sünden vergeben lasse." —

Der Priester schaute dem Fremden ernst in sein Angesicht. „Nur dann," so sprach er, „kann ich nach Gottes Befehl und in Seinem Namen Deine Sünden erlassen, wenn Du zu mir kommst mit dem Wasser, das nicht, wie anderes Wasser, abwärts nach dem Boden rinnt, sondern aufwärts strömt nach der Höhe."

Der Mann, ohne sich lange zu bedenken, eilt hinweg. Er nimmt die Rede des Priesters nach ihrem alltäglichen Wortverstand. Zwar hat er noch niemals von einem Wasser gehört, das solche seltsame Eigenschaft hat, aber der ernste Priester, so urtheilt er, kann nicht scherzen; es mag wohl, hier in der felsigen Einöde, ein solches wunderbares Wasser geben. Mit einem Krüglein in der Hand durchwandelt und durchforscht er die Höhen und die Tiefen; er folgt den Steigen der Steinböcke und Gemsen, da, wo diese nach den verborgenen Quellen in den Steinklüften gehen. Aber das Wasser, das gegen den Lauf der Natur nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben strömt, findet er nicht. —

Nach langem eifrigen Bemühen, nach vielem Laufen und Rennen kommt er wieder zu dem Priester, gebeugt und niedergedrückt wie von einer schweren Last. Sein Angesicht war ein ganz anderes geworden, als es bei seinem ersten Besuche gewesen; mit kummervoller Miene berichtet er, wie all' sein Suchen nach dem wunderbaren

Wasser umsonst gewesen sey. „Meine Sünde," so spricht er, „muß größer und schwerer seyn als die der Anderen, weil es mir so gar unmöglich gemacht ist, Vergebung zu erlangen." Bei diesen Worten fängt er an, recht von Herzensgrunde betrübt, zu weinen.

„Sey getrost, mein Sohn," so redet ihn der Priester an; „ich darf Dir im Namen und auf Befehl meines Gottes sagen: Deine Sünden sind Dir vergeben: denn Du hast dieselben in Wahrheit erkannt und beweint. Und die Thränen der Reue und ernsten Buße sind das Wasser, welches nicht gleich einem anderen aus irdischem Quelle zum Boden fällt und da vergeht, sondern in Kraft des Geistes aufwärts steigt zu dem Vaterherzen Gottes. Da findet es den Bürgen, der für unsere Sünden genug gethan hat. — Gehe hin in Frieden."

Der Mann ging, getröstet und gestärkt in Gottes Kraft, heim zu seinen Brüdern. Ihm selber war es ein treuer, fester Ernst geworden um sein ewiges Heil, und sein Wort wie sein Wandel bezeugten es in treuer Wahrheit den Brüdern, daß die Lehre von dem neuen Leben, das aus Buße und Vergebung der Sünden durch Christum geboren wird, nicht von ihm selber, sondern von Gott sey. — —

In solchem Gleichnisse deutet uns jener alte Lehrer „den Weg zu Christo" an, welchen der Sünder gehen muß, dem es um sein Seligwerden ein rechter Ernst ist. Was wir aber hier in den nachstehenden Seiten beschreiben, das ist kein Gleichniß, welches uns ein menschlicher Lehrer zum weiteren Bedenken vor Augen stellt, sondern es ist die wahrhafte Gestalt, das wahrhafte Wesen eines Menschen, der vor unseren Augen gelebt hat und zu seinem ewigen Frieden eingegangen ist. Er hat uns, die wir ihn

kannten, ein Vorbild gelassen von dem treuen Ernste und der lauteren Wahrheit in Wort und Wandel, welche die Tugenden sind eines vollkommenen Mannes in Christo.

2. Das Leben der Kindheit und frühen Jugend.

Johann Christian Gottlob Krafft, der nachmalige reformirte Prediger und Professor der Theologie an der Universität Erlangen, wurde am 12. Dezember 1784 zu Duisburg am Rhein geboren. Sein Vater war der dortige Prediger, Elias Christoph Krafft, seine Mutter Johanna Ulrike eine Tochter des Dr. Leidenfrost, eines zu seiner Zeit berühmten Arztes und Professors an der Universität Duisburg. Unter acht Geschwistern, vier Söhnen und vier Töchtern, war unser Krafft der zweite Sohn und das vierte Kind. Schon im Jahre 1798 starb ihm sein Vater, und nun kam, bei den damaligen schweren Kriegsläuften, besonderrs in jener Gegend eine Zeit vieler Noth und Entbehrungen über das verwaiste Haus. Mitten aber, in dem trüben Dunkel, das über dem verarmten Hause lag, stand die treue, glaubensvolle Mutter ihren Kindern als ein leuchtendes Vorbild des festen Gottvertrauens, der Demuth und der dienenden Liebe vor Augen, das sich mit unauslöschlichen Zügen besonders der Seele dieses zweiten Sohnes eingeprägt hat.

Nachdem der Jüngling seine Schulstudienzeit am Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als den Weg zu seiner weiteren theologischen Ausbildung auch an der dortigen Universität zu betreten, obgleich dieselbe in sehr dürftigem Zustande ihrer Lehrkräfte und bereits in ihrer gänzlichen Auflösung sich befand.

Denn der Besuch einer anderen Hochschule war ihm durch die bedrängte Lage seines Mutterhauses unmöglich gemacht.

Und dennoch gab es in diesem Mutterhause und in dem kleinen Kreise, welcher sich demselben anschloß, Etwas, das zur Ausbildung und Bekräftigung eines jungen Theologen für seinen künftigen Beruf von höherem Werthe und Einflusse war als die Vorträge der damals hochgepriesensten Lehrer der Theologie an einer und der anderen berühmten Hochschule der Nachbarschaft hätten seyn können. Um die Bedeutung dieses häuslichen Glückes, das der Jüngling in seiner Vaterstadt genoß, ganz würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf den damaligen Zustand der geistlosen Verlassenheit richten, in welcher sich die Kanzeln so wie die öffentlichen Lehrstühle der Hochschulen, namentlich in Deutschland, großentheils befanden. Duisburg mag uns davon ein Beispiel geben.

Sowohl am Gymnasium als an der Universität fanden sich in jener Zeit einzelne Lehrer, deren Vorträge für den wißbegierigen Jüngling Krafft ein hohes, anziehendes Interesse hatten. Insgemein war der Inhalt dieser Vorträge ein solcher, der nicht dem Gebiete der theologischen Studien, sondern anderen Gebieten der wissenschaftlichen Erkenntnisse, wie etwa der Natur- und Länderkunde, oder der Geschichte der Völker angehörte. Dazu kam allenthalben ein Anstrich der modernen deutschen Philosophie, welche sich als eine zurechtweisende Meisterin dem einfältigen Christenglauben nicht nur gegenüberstellte, sondern über denselben erhob. Es war eben jener Zeit- und Weltgeist des Unglaubens, von welchem sich damals die sogenannt gebildeten Stände, vor Allem die Gelehrten und leider auch schon ein Theil des Volkes in Deutschland durchdrungen fanden.

Auch der Jüngling Krafft fühlte sich von diesem neuen Lichte mächtig angezogen und erleuchtet. Es war in seiner Natur eine Anlage und ein Drang zum scharfen Bedenken alles Dessen, was er hörte und sahe; in den Kreis dieses vernünftigen Ueberlegens zog er auch die Lehren der scheinbaren Weisheit herein, welche jene ihm beliebten Lehren als etwas Neues vor seine Ohren brachten. Wie unhalthar, ja wie unvernünftig erschienen ihm dagegen die Lehren des einfältigen Christenglaubens, wie schien sich das Dunkel derselben in dem neuen Lichte aufzuhellen und zu zerstreuen, das ihm der Scharfsinn der Forschungen seiner Lehrer und ihrer hochgebildeten Zeitgenossen angezündet hatte. Doch wäre die Gefahr für die Seele des Jünglinges, hinweggezogen zu werden durch die kräftigen Irrthümer von der Bahn seines Berufes: zu zeugen von der Wahrheit, eine kaum zu überwindende gewesen, hätte er nicht ein lebendiges Zeugniß für die Gotteswahrheit des Christenglaubens neben sich vor Augen gehabt. Dieses war das Vorbild der aufrichtig christgläubigen Menschen, denen das Wort Gottes die Leuchte auf ihrem Wege, der Trost und die Freude ihres Herzens war. Von ihnen ging ein Frieden aus in sein Herz, den er in dem Kampfe und den Widersprüchen der Zweifel niemals gefunden; das Licht, welches ihm die vernunftgemäßen Lehren der Schulen in dem Dunkel seines Fragens und Forschens nach Wahrheit gaben, glich dem matten Scheine einer Lampe gegen einen hereinbrechenden Strahl der Sonne, der ihm aus dem Vorbilde des lebendigen Christenglaubens entgegenblickte, das seine fromme Mutter und die mit ihr in gleichem Glauben stehenden Stillen und Verborgenen im Lande gaben.

Wie gerne, ja wie sehnlich gerne hätte auch er das

Kleinod des Friedens besessen, das diese Seelen so treulich fest hielten, aber wie und wo sollte er es auffinden und erlangen? Er hatte noch eine lange Strecke des mühevollen Suchens zu durchwandeln; doch begegnete er auch da ohne Aufhören Pilgern nach der Heimath, die ihn vor Abwegen bewahrten und auf die rechte Bahn wiesen.

Die Zeit seiner Universitätsstudien war zu Ende, er mußte jetzt außer der Heimath ein Unterkommen und sein tägliches Brod suchen; da führte ihn die gute Hand seines Gottes 1803 nach Frankfurt am Main. War er doch dorthin durch einen Vorgänger aus seinem Vaterhause gewiesen, dessen Andenken und dessen Geist in Frankfurt noch in Segen wirkte, obgleich sein Leib schon im Grabe ruhete. Es war dies sein Oheim, der fromme, treue Verkündiger des einigen Heiles in Christo: der reformirte Pfarrer Krafft. Vielleicht war es die ehrende Erinnerung an diesen theuren Mann, welche den 19jährigen Jüngling wenige Wochen nach seiner Ankunft in der Stadt in ein Haus führte, das ihm von nun an bis an sein Ende ein innig befreundetes, theuer werthes geblieben ist. Die Familie Neufville, in ihren zahlreichen Gliedern gesegnet durch Väter und Mütter, welche in der Zucht und Gnade des Herrn wandelten und die ihre Kinder in der Furcht Gottes erzogen, nahm den jungen, treuherzigen Rheinländer in ihre Mitte auf. Als Lehrer und Freund der Kinder wurde er bald nicht nur ein Freund, sondern ein Kind des Hauses. Namentlich wendete der fromme in den Thaten und Wegen Gottes zum leiblichen wie geistigen Wohle der Menschen vielerfahrene Arzt Dr. de Neufville dem unerfahrenen Jünglinge sein väterliches Vertrauen und seine Liebe zu und auch der Umgang mit anderen Män-

nern des Hauses und seines Freundekreises war ihm wohlthätig und förderlich, denn in diesem Kreise konnte man sehen und erkennen, was die rechte Bildung des Geistes und Herzens und der treumeinende Wandel vor Gott und den Menschen sey. Auch genoß er während seines Aufenthaltes in Frankfurt noch eines anderen Zuspruches an seine Seele, das war jener, den ihm die nachgelassenen, ihm zur Hand gekommenen Predigten seines verstorbenen Oheims gewährten. Gleich einem Manne, der von Etwas redet, das er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat und das er noch fortwährend wie die lebende Hand eines Freundes an seinem Herzen fühlt, sprach jener treue Zeuge von den Seligkeiten des treuen, festen Christenglaubens, von seinem Frieden, mitten in den Kämpfen des Erdenlebens. Das Herz des Jünglinges vernahm diese Botschaft mit Freuden; seiner erblindeten Vernunft aber dünkte sie wie ein Mährlein, welchem er nicht glauben dürfe, denn warum blieb der Friede, blieb das zuversichtliche Vertrauen, welches jene Botschaft verkündete, ihm so fremd? Das Herz wie von einem Sonnenstrahl erwärmt, den der zur Neige gehende Tag auf ihn warf, wurde im Dunkel seiner zweifelnden Vernunft bald wieder so kalt als die frostige Nacht. Diese Wechsel wurden der Seele immer empfindlicher und schmerzlicher, je näher ihr der Frühling kam, der noch in seinen Nächten den Winter bringt, in seinen Tagen aber schon den warmen Sommer ankündigt.

In eine solche Frühlingsnähe seines äußeren wie inneren Lebens wurde Krafft geführt, als er nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Frankfurt, der für ihn und Andere ein gesegneter war, im Jahre 1808 nach der Heimath ging, dahin die Freunde ihn gerufen hatten, damit

seiner unter den Kandidaten der Provinz nicht ganz vergessen werde. Schon aber war seiner, noch ehe jene Freunde es thaten, gedacht worden: er fand bei seiner Ankunft eine Zuschrift seiner Landesregierung, in welcher er zur Predigerstelle in Weeze, einer Ortschaft bei Cleve, berufen war. Dieser Ruf war so eben, am Tage vorher, eingetroffen, als er das Haus der Seinigen betrat. Nur der kleinere Theil der Bewohner von Weeze war reformirt, der größere gehörte dem römisch-katholischen Bekenntnisse an; friedlich und still war sein äußeres Leben und Wirken in diesem kleinen Kreise, in die Unruhen und Kämpfe seines inneren Lebens blickte nur Gott und zum Theil auch seine ältere Schwester Lubekka, welche drei Jahre lang in mütterlicher Treue seinem Hauswesen vorstand.

Es wird wohl Jeder, welcher den Weg durch dieses Dunkel gemacht und den Ausgang durch dasselbe zum Lichte gefunden hat, das Gefühl kennen, das um jene Zeit für Krafft das schmerzlichste und peinigendste war: das Gefühl der Erkaltung seines Herzens. Ja, ihm war es als hätte er in seinem Wandel zwar Gott vor Augen, aber nicht im Herzen, und wenn in solchem Zustande, wie es uns öfters geschieht, das Auge, geblendet oder irre geführt, zum Schalk wird, dann ist unser ganzer Mensch Finsterniß. Dem Gebete aus einem erkalteten Herzen fehlt der rechte, treue, innige Ernst, das rechte kindliche Vertrauen zu Gott; bei unserer Rede an die Brüder sagt die Zunge mehr oder Anderes, als das Gemüth empfindet, die Worte fliegen gehaltlos und leer aus dem Munde und ihr Nachhall kehrt gedankenlos und leer zu unserem Ohre zurück; die Predigt eines geistig noch Unerwachten, Schlafenden, begegnet leiblich wie geistig schlafenden Ohren und Herzen. „Wer weckt in mir, wer gibt mir die rechte ernste, treue, unwandelbare Liebe,

die nur Ihn haben will und sucht, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, von allen Kräften, jene Liebe, die mich wahr, aufrichtig und treu macht in meiner brüderlichen Gesinnung gegen die Brüder?"

Ein tief Bekümmerter, geistig wie leiblich Kranker, tritt an einem schönen milden Frühlingstage hinaus in's Feld. Die Sonne scheint und wärmt ihn mild, es sind Gedanken und Gefühle, wie sie das alte, gute Lied ausspricht: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, sollt' ich Ihm nicht dankbar seyn?" Das erkaltete Herz wird warm, es wacht zur Freude an den Werken, zu einem Ahnden der Liebe des Schöpfers zu Seinem Menschen auf. — Das ist zuweilen die Wirkung einiger schönen Frühlingsstunden der äußeren Natur auf unser bekümmertes Gemüth, wie viel höher und durchgreifender muß die Wirkung eines in voller Herrlichkeit und Schöne hervorbrechenden Frühlinges unserer eigenen inneren Natur seyn, den uns die Liebe des Bräutigams zu der Braut bringt? Näher denn jemals tritt uns das Verständniß solcher Sprüche, wie die sind: „Ich nahm Ephraim bei seinen Armen und leitete ihn. — — Ich ließ ihn in Seilen der Liebe gehen." (Hos. 11, 4.) Und gleich der Stimme des frühen Vogels, wenn die Außenwelt schläft, wecken uns solche Worte einer ewigen Liebe zum Gefühle einer Gegenliebe auf, wie die sind: „Der Herr ist mir erschienen von ferne; — Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

In dem ganz nahe bei Weeze gelegenen Cleve hatte der damals 27jährige Krafft öfters das Haus des evangelischen Predigers Neumann besucht. Eine Tochter, Katharine Wilhelmine, lebte in diesem Hause, in deren kindlich aufrichtiger Natur sich die Zucht und das

Naheseyn Dessen spiegelte, der den Menschen zur Freude an Ihm, dem lebendigen Gott; zu einem Abglanze Seiner Ehre und Seines Wohlgefallens gemacht hat. Krafft sprach es zuerst gegen seine Schwester Lubekka und dann gegen ihren Vater und gegen die Jungfrau selber aus: „Nur diese und keine Andere,“ und der Wunsch seines Herzens wurde ihm gewährt; er durfte im Frühlinge 1811 die Erwählte der Jungfrauen als treue Gehülfin und Genossin seines Lebens in sein Haus führen.

3. Herr ich lasse Dich nicht.

Krafft war jetzt mit ungetheilter Liebe und voller, inniger Hingebung ein Vater in seinem Hause geworden und bezeugte sich hier als ein solcher durch Wort und That. Aber ein Vater seiner Gemeinde, entbrannt in Liebe zu dieser und zu seinem Berufe, das konnte er nicht seyn, es fehlte ihm die rechte Freudigkeit zu seinem Predigerberufe. Und wie konnte dies anders seyn? wie war es ihm möglich, mit treuer, ernster Wahrheit Das zu verkündigen, was er selber noch bezweifelte; wie konnte er seinen Hörern der beredte Bote und Werber für eine Liebe Gottes zu den Menschen werden, die sich selbst für diese in den Tod gab, ohne selbst an die Wahrheit dieser großen Gottesthat zu glauben? Das jugendliche Weib, das ihm Gott an seine Seite gab, war in Allem, was sie sprach, so aufrichtig, so wahr; alle Thaten ihres Lebens zeugten für das, was ihre Worte sagten und was in ihrem Herzen lag, und er, war er nicht bisher in dem Scheine eines christlichen Predigers ein Lügner, ein Heuchler gewesen?

Ein Lügner? — dieser innere Vorwurf schmerzte tief, aber er wurde eine Augensalbe, die den Blick aufthat über

den ganzen Umfang der Natur des Menschen, welche noch nicht wiedergeboren ist zu einem neuen Leben aus Gott „durch den Geist und das Wasser;“ ein Schrecken von Gott und große Furcht kam über ihn; seine Natur wollte sich aufmachen in der Macht ihres Selbstgefühles, aber ihre Kraft war dahin, zur Rechten und zur Linken war nichts in Ihm, daran er sich halten konnte. Wer es selbst erfahren, der kennt jenes schmerzliche und doch selige Bangen, das den staubgeborenen Sünder erfaßt, wenn er aufwacht von seinem Schlafe und der Richter aufthut vor ihm das Buch der Thaten seines Lebens. Da vor ihm steht eine schwere Sünde seiner Jugend; steht sie allein? Es erhebt sich das Bild einer anderen Sünde, mit all' ihren Gräueln, vorhin nur wie leichte Nebel, jetzt als schwere Lasten, unter deren Druck das Herz erliegt. Da kommt Er, welcher gesagt hat, er wolle im Dunklen wohnen, Er wolle sich nahen zu Denen, welche wahrhaft betrübten, um Hülfe rufenden Geistes sind, mit einem Worte seiner feststehenden, ewigen Verheißungen. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Unter Thränen der innigen Buße, in heißem und brünstigem Gebete erhebt sich der Kampf mit Ihm dem Erbarmer; der Kampf mit dem Gerichte des Todes um das Leben, und das Wort: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ findet Erhörung und Gnade.

Wie war es jetzt in dem Geiste und Herzen des Mannes ganz anders geworden als gestern und ehegestern! Der verlorene Sohn war bettelarm aus der Fremde zurückgekehrt zum Hause des Vaters. Tief, aus dem Innersten seiner Seele waren ihm die Worte gekommen: „Vater, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner.

Sie blieben ihm hinfort eine feststehende Losung bei seinem Annahen zu Gott im Gebete, und sie waren es, welche ihm bei seinem an Mühen schweren, an Segen reichen, hohen „Taglöhner"-Berufe den treuen Ernst gaben, welcher an sich und Anderen nur die Wahrheit sucht und duldet.

4. Ein Dritter im Bunde.

Zu diesem Geiste des Ernstes, der seinen Pilgerweg auf Erden mit aufrichtigen Bedenken und Vorsicht dahin wandelt, gesellte sich nahe um diese Zeit die Macht eines freudigen Geistes, der in einem Manne lebte, welcher, nur wenig jünger an Jahren als Krafft, diesem aus der Ferne, aus der freien Schweiz durch Gottes Hand zugeführt wurde. Es war dies David Spleiß, der nachmalige Prediger und Professor, zuletzt Antistes der reformirten Kirche zu Schaffhausen. Wir lernen diesen seltenen, auserwählten Mann ganz so, wie er leibte und lebte, aus der meisterhaften Biographie kennen, welche uns E. Stockar, Diakonus am Münster zu Schaffhausen, gegeben hat. Hier gedenken wir zunächst nur seiner ersten Bekanntschaft und dann seiner fortwährenden geistig anregenden Berührungen mit Krafft und erst zuletzt auch seines stillen, glaubensfreudigen Ausganges aus dem Leben.

Spleiß, geboren am 13. Februar 1786 zu Schaffhausen, stammte aus einer Familie, die an Geistern von eigenthümlich tief- und zugleich hochsinnigem Wesen reich war. In mehreren seiner Vorfahren hatte sich der Drang jenes kräftigen, fruchtbaren Forschens kund gegeben, welcher hinabführt in eine für Wenige erreichbare Tiefe, nicht, um hier das nächtliche Dunkel zu suchen, sondern um hinauf nach der Höhe des Himmelsgewölbes zu schauen, an

welchem man aus dem Grunde eines Bergschachtes die Sterne selbst am Tage, mit ungeblendetem Auge sehen kann. Wechselnd wie ihr äußerer Beruf waren die Schicksale dieser Vorfahren gewesen: einige von ihnen waren ihren Lebensweg durch Ehren und Wohlstand, andere in bürgerlicher Stille durch Armuth gegangen. Der Vater unseres David Spleiß war ein Buchbinder, dem sein sehr mäßiger, ererbter Besitz und sein Geschäft nur den nothdürftigsten Unterhalt für sich und die Seinen gaben. Die Mutter, welche leider frühe starb, war eine Tochter des hochachtbaren Hauptmannes Hurter, eine Frau von tiefem, frommen Gemüthe, welches ganz auf David übergegangen war. An dieser Mutter hing er auch, sobald seine Liebe sich zu äußern vermochte, mit großer Innigkeit und begleitete sie bei allen ihren häuslichen Geschäften. Als sie eines Tages mit Zurüstungen auf ein nahes Fest (Pfingsten) in der Küche beschäftigt war und während dem ihr dreijähriges Kind auf den Herd niedergesetzt hatte, sang sie ein schönes geistliches Lied. Da auf einmal bemerkte sie mit Staunen und Schrecken, wie das Kind bei den Tönen ihres Liedes vor Entzücken wie außer sich gerieth, und daß es seine kleinen Hände und Füße in lebhaftester Bewegung hin und her so wie auf und nieder warf. Wohl mochte dem mitfühlenden Mutterherzen schon damals die Ahnung kommen, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geist schlummere, der sich einst Gottes, seines Heilandes freuen sollte."

Ja, was dieser freudige Geist in ihm sey und wirke, das konnte man an Spleiß bald bemerken. Sein inneres Wesen war gleichwie von geflügelter Natur, mehr zum Aufschwunge aus der Tiefe nach der Höhe, und zum fröhlichen Verweilen in dieser Höhe oder zum Senken in eine

tiefe Tiefe, als zum ruhigen Verweilen und Wandeln auf dem ebenen Boden gemacht. So lehrt uns ihn die Betrachtung der Geschichte seines Lebens und seines mächtig gesegneten Wirkens auf Tausende der Seelen kennen und so tritt er uns selbst in den Zügen entgegen, darin uns Stockar sein erstes Begegnen mit Krafft beschreibt (S. 59 u. f.). Spleiß lebte damals als Hauslehrer in Cleve, in einer aus Westindien zurückgekehrten holländischen Familie, die sich in Cleve ansässig gemacht hatte. Er benutzte die freien Stunden, welche sein Beruf ihm ließ, zu Besuchen, welche ihm geistige Belebung und Erheiterung gewährten. „Als er," so erzählt Stockar, „eines Sonntags Abends (18. August 1811) bei Herrn Prediger Vielhaber in Goch, zwei Stunden von Cleve, saß, trat ein junger Mann, der damalige Prediger Chr. Gottl. Krafft in Wecze, herein und nahm an dem Gespräche Theil. Die beiden jungen Männer zogen sich an und bei mehreren Aeußerungen Krafft's drängte sich Spleißen der Gedanke auf: Ach, so! Der weiß hiervon, er hat tiefen Grund. Kurz, er fühlte stark, daß er keinen oberflächlichen Menschen vor sich habe, wenngleich die Rede keine Tiefe des Geistes aussprach, wohl aber andeutend sie ahnen ließ. Als sie am späteren Abende mit einander nach Cleve gingen, erkannten sich ihre Herzen immer schneller und tiefer und in gleicher Weise stieg beiderseits Vertrauen und Offenheit. Man sprach über viele Gegenstände des Erkennens und Wissens, namentlich über Geschichte. — — „Was ich," so äußert sich Spleiß, „seit vieler Zeit tief in mir verschlossen und wogend und wühlend in mir herumgetragen hatte, konnte ich da zum ersten Male in ein verständiges Gemüth ergießen und fand Erwiderung. Näher rückten sich die Herzen und in die Hei-

ligthümer der Menschheit, in die hehren, ernsten und ewigen traten wir ein.“ — Spleiß sprach in einem mächtigen Strome der Rede sein Innerstes aus, ließ den Begleiter hineinschauen in den Hunger und Durst, in die Wonne und den Schmerz eines nach Wahrheit und Liebe verlangenden Herzens. — — Krafft ward tief ergriffen von dieser Rede, welche mit der zartesten, inneren Geschichte seines Jugendlebens merkwürdig zusammentraf, und vermochte auf die Mittheilung vorerst nichts Anderes zu antworten als: Genau aus dem Herzen gesprochen ist mir jedes Wort. Als man ruhiger geworden war, sprach sich auch Krafft aus und redete von der Liebe, als Prinzip des inneren Lebens — — erzählte ihm, heiligen Vertrauens voll, von seinem Sehnen und Suchen, Finden und Treffen, von dem Wege, auf welchem die Gnade des Vaters im Himmel ihm den Schatz unvergänglicher Wonne zugeführt habe. Als sie unter solchen Gesprächen unvermerkt in Cleve ankamen, gaben sie sich beim Abschiede in brüderlicher Umarmung die Versicherung, einander ewig nie mehr zu vergessen und zu verlieren, wenn sie auch nie mehr sich äußerlich berühren sollten. Spleiß war dermaßen erfreut, daß er am anderen Morgen, noch von gestern wie in einem neuen Elemente lebend, die Ideen und Gefühle licht, klar und wach vor sich hertrug, welche durch das Alltagsleben unter den Maschinenmenschen in den Hintergrund gedrängt waren.“

„Um den Mittag saß Spleiß abermals bei dem neuen Freunde im Garten seines Schwiegervaters, des Konsistorialpräsidenten Neumann in Cleve, „und hier,“ wir erzählen es mit seinen eigenen Worten, „hatte er das Glück, Mina, Krafft's Gattin, zu sehen. Diese sprach zwar nicht viel, sondern hörte theilnehmend dem lebhaften

Gespräche der Freunde zu, aber schon bei der ersten Begegnung fühlte sich Spleiß von der frommen Frau angezogen, deren schönster Vorzug in der Einfalt und reinen Weiblichkeit ihres ganzen Wesens bestand. Er sahe, wie hier unbemerkt und still mitten in all' dem Treiben der Welt Glückliche sind, daß sie sind, solche, die sich suchten und fanden, die durch das Höchste und Tiefste, was Geister je einigen kann, verbunden, sich eine Welt sind." Das war ein warmer Lichtstrahl, der die trüben Wolken der Zweifel, welche noch auf seinem Gemüthe lasteten, vollends zertheilte; sein tiefstes Gemüth schloß sich in freudiger Hoffnung auf gegen die neuen Freunde, und ohne Worte beinahe duftete es im schönen Garten unter allen Anwesenden süß und wonniglich, von lauter Blüthen der Freundschaft, der Traulichkeit und Liebe." —

„Von jetzt an war Spleiß (so berichtet sein Biograph weiter) ein veränderter Mensch. Doch darf man in die Worte „von jetzt an" nicht den Sinn einer Hindeutung auf eine plötzlich eintretende Bekehrung seines Herzens legen. Spleiß ist zwar, wie nur ein Christ es seyn kann, ein gründlich bekehrter Mensch gewesen, aber sein eigenthümlich angelegtes Gemüth, das ohne seine reelle Lebensnahrung, eben so wenig bestehen konnte als das Leben in unserer Brust ohne den Lebensathem der Luft, konnte nie auf die Länge in die Aeußerlichkeit des Weltlebens versinken, konnte nie ohne Gott seyn; daher war er stets ein frommer Knabe, war auch in den tiefsten Zweifelskämpfen ein frommer Jüngling, der zu beten nie aufhören konnte. Sein innerer Gang führte ihn weniger durch die sittlichen Erfahrungen der Buße, der Sündenerkenntniß und Vergebung als durch die theoretischen Kämpfe eines nach Wahrheit ringenden Geistes hindurch. —

Die größte Gefahr für ihn lag in jenem Abgrunde des nihilistischen Zweifels, in den er versunken war, und aus diesem Abgrunde hat ihn Gott durch den edlen, im Glauben und in der Erkenntniß geförderten Krafft und seine fromme Gemahlin herausgerissen. Dort im Pfarrhause zu Weeze, wo er von nun an ein immer willkommener Hausfreund war, fand er sein Ideal, das er lange in sich getragen in der Wirklichkeit: nämlich ein zwar nicht glänzendes, aber durch die Wahrheit und die Liebe verklärtes Leben; da sah er, wie glücklich man seyn kann im Dienste des Evangeliums und that vor Gott das stille, später oft bestätigte Gelübde, gerne sein ganzes Leben hindurch darben und auf literarischen, wie auf Weltgenuß verzichten zu wollen, wenn ihm Gott nur eine einzige Menschenseele schenke, die er für das Reich der Wahrheit gewinnen könne. Will man das seine Bekehrung nennen, so mag es seyn; jedenfalls ist es eine Krisis gewesen, in welcher der Fürst dieser Welt mit seinen Schrecknissen wie mit seinen Lockungen aus dem Felde geschlagen wurde." —

So weit Spleiß und sein treumeinender Biograph. Was war es aber, das die Seelen der beiden Männer, Krafft und Spleiß vom ersten Augenblicke ihres Begegnens an so eng zusammengesellte wie zwei Söhne einer liebenden Mutter, die sich unversehens in weiter Ferne in der Mitte eines Volkes, das eine fremde Sprache redet, begegnen? Das war die gemeinsame Sprache der Mutter, in der sie ohne Aufhören in ihrem Herzen sprachen und dachten. Diese Sprache war die des beständigen Umganges ihrer Seele mit einer zu dem Menschen, dem Sünder sich herabneigenden Liebe, welche noch mächtiger ist als die einer irdischen Mutter zu dem Kinde ihres Leibes. Spleiß, in seinem feurigen, glaubensfreudigen, Krafft in seinem

anhaltend ernsten, glaubensstarken und gewissen Gebete, lebten ohne Aufhören im Zweigespräche ihrer Herzen mit dem Herzen ihres Gottes. Und hier redet die Wahrheit von oben, und aus der Tiefe der Menschenseele antwortet ihr die Wahrheit. So war es das läuternde Feuer und das erhellende Licht der Wahrheit, in welchem beide sich erkannten und für Zeit und Ewigkeit sich vereinten.

5. Das Licht auf seinem Leuchter.

„Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen Allen, die im Hause sind" (Matth. 5, 15). Dies sind Worte des Herrn und nach diesen Worten hat Er an Krafft gethan, als er denselben hinwegnahm aus dem engen Kreise, darin er in Wort und Vorbild des Wandels geleuchtet hatte, und ihn an einen höheren, weithin sichtbaren Ort stellte. Zunächst war es die deutsch-reformirte Gemeinde in Erlangen, an welche er im Jahre 1817 als Prediger berufen wurde. So ungesucht und unerwartet kam dieser Ruf an ihn und unter so deutlichen Hinweisungen in seinem Inneren, daß er nicht anstehen durfte, ihm zu folgen; willig verließ er sein Vaterland, seine ihm liebend ergebene Gemeinde in Cleve und alle ihm nahe liegenden Erleichterungen des äußeren Lebens und zog in ein ihm fremdes Land und Brachfeld, dahin Gottes Finger ihn gewiesen.

Am 3. August 1817 hielt er seine Antrittspredigt über 1 Kor. 4, 1, 2: „Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden." Wohl regte sich in

Manchen der Hörer schon dieser ersten Predigt der Gedanke: wir hören hier Etwas, das wir von unseren Kanzeln noch nicht vernahmen, doch ging der Eindruck noch nicht zur rechten Tiefe der Herzen, und auch der Antritt seines Lehramtes an der Universität im darauffolgenden Jahre 1818 ging vor der Mehrzahl der Studirenden fast unbemerkt vorüber.

Die damalige Theologie der Hochschulen, mit wenig Ausnahmen einiger alter, der Wahrheit nicht entfremdet gewordener Lehrer beschäftigte sich noch kaum mit der Frage: „was haltet Ihr von Christo? Ist er Gottes Sohn und sein Wort Gottes Wort oder beide von menschlicher Natur?“ — sondern man betrachtete diese Frage bereits als abgemacht durch eine Verneinung der Gotteswahrheiten mittelst der besser unterrichteten, schärfer urtheilenden Vernunft. Darum hielt es schwer, auch in Erlangen auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhle der Universität für das einfältige Bekenntniß der alten, ewigen Wahrheit eines Glaubens an Gott, in Christo Seinem Sohne willig hörende Ohren und offene Herzen zu finden. Dennoch hatte der Mann, bei Allen, die Ihm näher kamen, ein Aufmerken erregt, das von anderer als gewöhnlicher Art war. Der Grund hievon lag schon in seiner persönlichen Erscheinung, nicht, wie diese in der sichtbaren Gestalt, sondern in der Bezeugung ihres inneren Lebens durch Wort und thatkräftige Haltung sich kund gab. Man konnte mit Krafft nie allein seyn; immer war ein Anderer bei ihm, in ihm, mit ihm, dessen Nähe man fühlte. Dieser Mann lebte in einem Gebete ohne Unterlaß, er wandelte und stand, redete und schwieg unausgesetzt vor dem Angesichte seines Gottes. Geschieht es doch im alltäglichen, armseligen Leben, daß wir in Gegenwart eines Anderen,

der ungleich höher ist an Stand und Verstand als wir sind, mehr denn gewöhnlich über unsere Worte wachen, und namentlich, wenn die Sache, von der wir reden, ihn, der vor uns steht, selber angeht, nur das aussagen, was wahr ist. Wie sollte das nicht in unendlich höherem Maaße einer Menschenseele geschehen, die sich in der Gegenwart Dessen fühlt, welcher die Wahrheit selber ist und dem nur die treue, ernste Wahrheit wohlgefällt!? Auf Krafft's ganzem Wesen ruhete die Würde eines Ernstes und eines beständigen Festbleibens in der Zucht und Gnade seines Gottes, wie ich dies an wenig Menschen gesehen, denen ich auf Erden nahe kam.

Ich selbst lernte den theueren Mann bei meiner Versetzung nach Erlangen, im Jahre 1819, kennen. Ich habe von dem Eindrucke, den diese Bekanntschaft auf mich machte, an einem anderen Orte (im dritten Bande meiner Selbstbiographie) gesprochen und ebendaselbst habe ich in einigen, mir selber wenig genügenden Zügen von meiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit David Spleiß erzählt, bei einer gemeinschaftlichen Reise mit Krafft und ihm in der Schweiz. Spleiß hatte damals schon in seiner kleinen Gemeinde zu Buch ein Feuer der Erweckung angezündet, dessen Licht weit umher den krankhaft gestimmten Augen Widerwillen und Schmerz, den gesunden aber ein freudiges Staunen und theilnehmende Freude erregte. Krafft's Wirkungskreis aber, als Prediger an seiner Gemeinde wie als Lehrer an der Universität, glich noch immer nach menschlichem Urtheile einem Meere, darin kein sichtbares Leben sich bewegt, obgleich über seiner Tiefe der Geist Gottes schwebt. Denn daß dieses so sey, das bezeugte sein Wirken als Seelsorger an seiner Gemeinde. Er besuchte die Glieder derselben in ihrem Hause, suchte ihren

Herzen in warmer Liebe und treuer Sorge nahe zu kommen. „Er wurde nicht müde, zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, zu drohen, zu strafen, wo es Noth that, und hat seine Rede nicht gewechselt und geändert, je nachdem er vor Reichen oder Armen, vor Hohen oder Niedrigen, vor Gelehrten oder Ungelehrten stand, sondern überall hielt er sich als ein wahrhafter Mann, als ein Bote und Zeuge Jesu Christi, der ohne Furcht und Zagen Sünde nannte, was Sünde war."

Ein ganz besonderer Segen für Alle, die sich zu Krafft gezogen fühlten, für Mitglieder seiner Gemeinde so wie ältere und jüngere der Universität, lag in den Missionsstunden, die er für theilnehmende Zuhörer aus allen Klassen hielt. Es war, zunächst in Basel, von Neuem jener lebendige Eifer für das Werk der Missionen unter den Heiden erwacht, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Halle, unter August Hermann Francke's Leitung, so Großes begonnen und gewirkt hatte. „Die Zeit ist herbeigekommen, daß allen Völkern bis zu den Enden der Erde das Leben und Heil in Christo verkündet werde." Dies war die innere Ueberzeugung, die ihn antrieb, nicht zu säumen, sondern, so viel er konnte, selber Hand an's Werk zu legen und Andere dazu anzuregen. In seinen Missionsstunden, in den Berichten über das, was in Ost und West, Nord und Süd für das Reich Gottes geschehen, ward der stille Geist unseres theueren Krafft ganz laut und lebendig, man sahe und hörte es ihm an, wie er dabei wieder jung ward wie ein Adler.

Mit demselben jugendlichen Eifer nahm er sich auch des Werkes der Verbreitung der Bibel unter den Nahen und Fernen an.

Auch seine Predigten, die nicht nur Glieder seiner

Gemeinde, sondern auch Andere, Gelehrte wie Ungelehrte, besuchten, legten in manche der Seelen, die sie hörten, Samenkörner, welche Früchte trugen für das ewige Leben. Die Studirenden aber besuchten nur mit seltenen Ausnahmen seine Vorlesungen und an seinen Predigten rühmten sie zwar die geistreichen Gedanken und die wohlgelungene Behandlung derselben, ohne, mit nur wenig Ausnahmen, die einfältig reinen Gotteswahrheiten derselben tiefer in ihr Herz aufzunehmen. Aber bald sollte für Krafft's Wirksamkeit als Lehrer eine andere Stunde kommen. Ich lasse hierüber einen mir theueren Mann, den jüngst verstorbenen Professor Dr. Nägelsbach, reden, der durch seine beiden Werke: „die homerische Theologie" und „die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens" der gelehrten Welt rühmlich und wohlbekannt, den warmen Anhängern aber des Christenglaubens als ein treuer Zeuge für die Wahrheit desselben, und als ein liebender Bruder theuer und werth ist. Nägelsbach hat mir den nachstehenden Bericht über die bleibende Wirkung einer Vorlesung von Krafft mitgetheilt. Ich habe denselben bereits an die Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche zur Veröffentlichung übergeben und aus dem 3. Hefte des Jahrganges 1854 dieser gehaltreichen, ehrende Anerkennung verdienenden, bisher aber unter uns weniger bekannten Sammlung nehme ich dieses Zeugniß eines treuen Schülers über einen treuen Lehrer auch hier auf. Dreißig Jahre waren vergangen, als Nägelsbach diese dankbaren Erinnerungen niederschrieb. Es sind aber nicht die seinigen allein, sondern sie sind ein Gemeingut des ganzen damals heranblühenden Geschlechtes der ernstgesinnten, treuen Lehrer unserer Kirche.

6. Die Wirkung einer ersten Vorlesung.

„Im Herbste 1824," so erzählt Nägelsbach, welcher damals in das fünfte Semester seiner Universitätsstudien trat, „warb Freund Rücker, jetzt Professor am Gymnasium zu Erlangen, Zuhörer für ein damals vorgeschriebenes Kollegium über Liturgik und Pastorale bei Krafft, nicht um des Kollegiums, sondern um des Frequenzzeugnisses willen. Er brachte eine ziemliche Anzahl zusammen, welche dieses Kollegium eben, wie man sich ausdrückte, weghören wollten, zu einem regelmäßigen Besuche aber nicht im mindesten geneigt waren. Dennoch gingen Viele in die erste Vorlesung, meist aus Neugierde, hinein. Aber wie ward uns, als Krafft in der schlichtesten Weise, wie vor Konfirmanden, aber mit der Hoheit und Würde eines Zeugen Christi, die Grundwahrheiten des Heiles, und insbesondere die Gnade Gottes und die Liebe des Heilandes im Versöhnungstode erklärte?! Kurz, von Stund' an war ich ein Christ und verstand das Evangelium, und der Eindruck jener von Gott gesegneten Vorlesung wirkt noch bis diesen Augenblick fort und wird mit Gottes Beistand fortwirken bis in die Ewigkeit hinein. Wie mir, erging es auch sehr vielen Anderen. Nun dachte niemand mehr an eine muthwillige Kollegiumversäumniß. Nun weiß ich zwar von der Liturgik oder dem Pastorale, das Krafft vortrug, wenig oder nichts mehr. Etwas aber weiß ich als eine entschiedene objektive, historische Wahrheit: daß mittelbar oder unmittelbar durch jene Vorlesungen die Schaar der jüngeren Bekenner des Evangeliums gewonnen worden ist, welche anfangs wie vereinzelte Missionäre, später im Bewußtseyn des guten Rechtes der Kirche dazu

beigetragen haben, den Glauben an Christus, Gottes Sohn, in der Landeskirche wieder herschend zu machen."

„Die durch jenes Kollegium uns gewordene christliche Erkenntniß wurde aber auch für das Verständniß anderer christlicher Leistungen und Bestrebungen fruchtbar. Vor Allem verstanden wir jetzt die Predigten Krafft's, in welche wir nun auch unsere anderen, nicht theologischen Freunde mitnahmen; wir verstanden sein Publicum über Missionsgeschichte, das er zu gleicher Zeit las. Nunmehr konnten wir auch Winer's Exegetik erst recht nützen, der in derselben die Rechtfertigungslehre durchaus nicht beeinträchtigen lassen wollte; ferner Winer's Vorlesungen über die Augsburger Konfession. Wir lasen die Schriften des seligen Lehmus und würdigten, so viel wir davon hörten, die Bestrebungen Roth's und Niethammer's."

„Nach diesem Allen kann es Niemand Wunder nehmen, daß unter uns Krafft lange Zeit als der größte Theolog verehrt war; daß man an konfessionelle Unterschiede nicht dachte, wie denn auch Krafft nie von dergleichen sprach, und daß endlich die Schüler Krafft's meines Wissens sämmtlich allen Theorieen der Versöhnungslehre abhold sind, welche nicht von der stellvertretenden Genugthuung ausgehen." —

So weit gehen die Mittheilungen meines Freundes über die große, tiefgreifende Wirkung, welche eine Vorlesung in Erlangen auf seine eigene Seele, so wie auf die Seelen vieler seiner Freunde hervorbrachte. Ich frage, wiederholend, noch einmal: Was war denn in den Worten und Werken Krafft's das Eigenthümliche und Besondere, das seiner Rede diese tief einschlagende, überzeugende Gewalt gab? Ich kann von dem Wesen dieses Mannes aus eigener, für mein Herz reich gesegneter Erfah-

rung reden. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen kennen gelernt, dem es ein treuerer Ernst um die Wahrheit, in seinen Worten wie im Wandel, gewesen wäre, als dem seligen Krafft. Ich habe nie aus seinem Munde ein Wort vernommen, das nicht nach seiner Ueberzeugung ein wahres gewesen wäre; selbst von jenen in den geselligen Unterhaltungen auch sonst gutmeinenden öfters vorkommenden, unschuldig scheinenden Scherzen, darin man sich Ausschmückungen und Uebertreibungen der wahren Sachlage erlaubt, kam niemals über seine Lippen. Ein Ernst der innigsten, festen Ueberzeugung sprach aus ihm auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhle und in seinem alltäglichen, gewöhnlichen Verkehre mit anderen Menschen, und diese Ueberzeugung von der Gewißheit dessen, was in ihm ohne Aufhören als Glaube lebte, gab seinen Reden auch für Andere ihre überzeugende Gewalt.

Ja, wohl dem Lehrer, welcher aus seiner täglichen, fortwährenden Erfahrung nach seinem Maaße die Worte des Apostels diesem lebendig nachfühlen und nachsprechen kann: „das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet haben, das unsere Hände betastet haben." Denn ja, auch uns, deren leibliche Sinne es nicht erfahren haben, ist erschienen im lebendigen Glauben das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen. Jeder Treumeinende wird täglich erfahren, was die Gemeinschaft sey mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo und seine Freude wird vollkommen seyn.

7. Das Vollbereiten.

Das köstliche Neujahrslied unseres theueren Nürnberger Dichters Andreas Rehberger: „Herr, der du

deinen Namen durch Wohlthun an uns herrlich machst" endet mit dem Verse: „Hast du, Herr meiner Tage, in diesem Jahr' mein Ziel bestimmt, in dem der Wallfahrt Plage und Schmerz und Leid ein Ende nimmt: — o mit welch' großen Freuden, wenn Deine Gottesmacht ihr gnädig Vollbereiten an mir zu Stand' gebracht, sink' ich dir in die Hände, und feire mit der Schaar, die triumphirt ohn' Ende, mein Hall und Jubeljahr."

Dieses Vollbereiten der sterblichen Natur des Menschen für das Seyn und Wesen der seligen Ewigkeit wollen wir an dem hier vor uns stehenden Vorbilde eines im Glauben vollendeten Mannes in Christo, so weit wir es vermögen, in's Auge fassen.

Die Betrachtung unseres leiblichen Wesens und seiner Entwicklungsgeschichte von seiner Geburt an bis zu seinem Ende gibt uns hierzu einen Fingerzeig. Der Leib des Menschen besteht zwar aus Elementen, welche ohne Aufhören wechseln; in jedem Augenblicke des Lebens geht das Werk der Erneuerung und der Vernichtung von außen und innen seinen unaufhaltsamen Gang. Wenn aber auch die Elemente, aus denen der Leib des Kindes gebildet war, in kurzem Verlaufe der Zeit, wie eine Welle des Baches, der in kräftiger Eile vom Hügel herabfließt, längst hinweggezogen waren, so trat doch immer eine neue, aus denselben Quellen an ihre Stelle und der Bach blieb, was er war. Ist uns doch für das Fortbestehen dieses unseres leiblichen Ich eine Verheißung gegeben, welche über das Grab hinüber in das Leben der Ewigkeit hineinreicht, und im Morgenlichte des Glaubens an die Auferstehung des Leibes spricht der Mann, der noch lebend alle Schrecknisse und Schmerzen der Verwesung und des Dunkels der Gräber erfahren hatte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,

und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen. Denselbigen werde ich mir sehen, und meine Augen werden Ihn schauen und kein Fremder.“ (Hiob 19, 26 u. f.)

So ist es denn eine offenkundige Wahrheit, daß es derselbe Leib war und ist und bleibt, welcher mir durch Gottes Kraft im Mutterleibe zubereitet war und im Verlaufe des Lebens vollbereitet wurde zu seinem Blühen, Fruchtbringen und Reifen.

Jeden besonderen Leib, nach den Zügen seiner Anlagen und Kräfte, nach den eigenthümlichen Bedürfnissen und Richtungen seines Begehrens, ist ein besonderer Weg seiner Entwickelung und Vollbereitung angewiesen, dem Singvogel auf den Bäumen ein anderer als dem Schwane im Gewässer des Sees. Dem einen der Thiere ist der kalte Norden, dem anderen der warme Süden die zuträgliche Heimath, das eine sucht und findet im dämmernden Lichte oder selbst im Dunkel der Höhlen, das andere im Lichte der sonnigen Höhen seinen vorbestimmten, naturgemäßen Wohnsitz.

Was wir hier von dem Leibe allein sagten, das geht noch vielmehr das ganze Wesen, das ganze Ich des Menschen an, in der Gesammtheit seiner Seele und seines Leibes. Es ist nach dem Rathe des Schöpfers in unser Ich, in seine Eigenthümlichkeit ein feststehender Grundzug der Persönlichkeit gelegt, der im Verlaufe des Lebens, bei Jedem von uns nach seiner Art und seinem Bedürfnisse geführt, geleitet und vollbereitet wird zu seinem Ende. Darum war der Fortgang der Vollbereitung bei Krafft ein so ganz anderer als (nach Kap. 8) bei seinem Freunde Spleiß und dennoch führte er in Beiden zu einem gleich seligen Ende. Ernst und schwer, im mühevollen schmerz-

lichen äußeren Kämpfen bei Krafft, freudiger und leichter im äußerlichen Erscheinen, innerlich in beständigem Feuer der Anfechtungen zu Felde stehend, bei Spleiß.

Ein schwerer Druck der Leiblichkeit lag schon auf Krafft bald nach der Mitte seines Lebens. Bei seiner unabläſſigen Treue und Arbeit in seinem vielseitigen Berufe galt von ihm schon frühe der Spruch: „der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Doch war sein Haus reich an den Gaben, welche die Tageslast erleichtern, dem Herzen wie den Augen Freude gewähren und hierdurch auch das äußere Leben bekräftigen können. Ihm stand seine seltene, auserwählte, an Liebe erfinderisch reiche Frau tröstend und glaubensfroh zur Seite, und schon aus der früheren Heimath, aus Weeze, hatte er drei liebliche Kinder: zwei Töchter und einen Sohn mit sich gebracht nach Erlangen. Zwei andere noch, ein Sohn und ein Töchterchen, dessen ganzem Wesen von seinen ersten Jahren an das Siegel einer himmlischen Kindschaft aufgeprägt war, wurden ihm in Erlangen geboren. „Im Kreise dieser seiner Kinder war er der harmloseste, glücklichste Vater, voll Herzlichkeit und Munterkeit. Die wenigen Stunden, welche sein Beruf ihm frei ließ, widmete er ausschließlich seiner Familie, zu welcher, so lange seine Frau lebte, auch immer eine Anzahl Pflegesöhne aus angesehenen Häusern vom Rheine und aus der Schweiz kamen. Aber mit der Geburt des jüngsten Kindes, im Jahre 1828, begann eine Zeit häuslicher Noth und Bedrängniß, denn die Gesundheit der Mutter wurde dadurch in bleibender Weise erschüttert und zerrüttet; nach mehrjährigen, zum Theil schweren Leiden, kam sie am 12. November 1833 zu ihrer ewigen Ruhe. Diesem harten Schlage folgte bald ein anderer. Der älteste Sohn, Julius, ein geistig reich-

16

begabter 19jähriger Jüngling, siechte langsam dahin und starb am 16. Juni 1834. Mit ganz besonderer Liebe schloß sich jetzt das Herz des vereinsamten Vaters an die kleine liebliche Maria, das jüngste seiner Kinder, das Ebenbild ihrer Mutter, an, aber auch diese ging am 27. Mai 1838 in ihre ewige Heimath ein. Auch die beiden älteren Töchter, an der Hand ihrer würdigen Männer: Burger und Göbel*) zogen hinweg nach ihrem von Gott ihnen gewiesenen Orte und häuslichen Berufe, nur die treue Schwester Lubekka leitete noch die Geschäfte des Hauswesens. Der Vereinsamte fühlte jetzt mehr und mehr die Abnahme seiner Kräfte. Eine Unterleibskrankheit, die sein Leben schon vor zehn Jahren in Gefahr brachte, schien von Zeit zu Zeit mit ihrer Wiederholung zu drohen, und im Februar 1845 kamen diese Drohungen zur Erfüllung. Zwar hatte die allgemeine Erkrankung zuerst nur die Form eines Katarrhalfiebers. Bald aber sahe der Kranke sich genöthigt, das Bette nicht mehr zu verlassen; das Leiden des Unterleibes war zu einer Wassersucht geworden, welche zuerst dem Auge sich durch eine Anschwellung der äußeren Glieder kund gab, dann aber in die inneren Räume des Leibes sich ergoß. Schwer und schmerzhaft waren seine letzten Tage, um deren Verkürzung er Gott in seiner Angst mit kindlicher Ergebung in Seinen Rath und Willen bat. Und wie er gebeten, daß sein Todeskampf doch am dritten Tage enden möge, so geschah es auch, unvermuthet und schnell: der Tod, durch eine Lungenlähmung, kam ihm wie ein Schlaf, der einen Müden unversehens und unwiderstehlich überfällt. Ein Augenzeuge, welcher in diesen letzten Tagen öfter an

---

*) Der erstere jetzt Oberkonsistorialrath in München, der andere Geistlicher in Posen.

seinem Leidenslager stand und saß *), sagt: „seine Angst war nur eine Angst des Leibes, die Seele blieb stark im Glauben, brünstig im Gebete. Ich bin Zeuge gewesen seiner Geduld, seines freudigen Hoffens und Harrens auf den Herrn und seiner kindlichen Ergebung in den heiligen Willen desselben. Mit vollster Ruhe hatte er nach und nach alle seine Angelegenheiten geordnet und wartete nun auf den Ruf des Herrn." — — So starb er am 15. Mai 1845 ganz als Derselbe, der er in seinem Leben gewesen war: siegreich im anhaltenden Gebete, ernst, treu und wahr in seinen Worten und Wesen, ein Vorbild des unverrückten Festhaltens an Ihm, seinem Gott, der an Seiner Hand ihn geführt und geleitet hatte und sein höchster Trost, seines Herzens Freude gewesen war.

Er hatte sein Alter auf 60 Jahre und 5 Monate gebracht. —

8. Die Sonne scheint herein.

Nach einem Vergleiche, den wir oben S. 240 gebrauchten, könnte man die vorherbestimmte Stellung der einen Menschenseele zu dem Kreise, der ihr in der Außenwelt zu ihrem Wirken und ihrer Vollbereitung angewiesen ist, mit einem Wohnorte im schattigen Dunkel, die einer anderen Menschenseele mit einem Daheimseyn in sonniger Höhe vergleichen. Wenn in dem schattig umschlossenen Hausraume des Einen die Nachtlampe, bei deren Licht er sein Werk trieb, verlischt, da ist und bleibt es dunkel um ihn, bis er

*) Der Pfarrer Dr. Renaud. Man vergl. die treffliche kleine Schrift: Reden am Grabe von J. Chr. Krafft. Erlangen bei Bläsing 1845.

hinaustritt an den lichten Morgen; im fensterhellen Zimmer oben unter dem Dache ist es anders. Da braucht der Inwohner nicht erst hinaus zu gehen, um die Sonne im Aufgange zu sehen, er bleibt still und ruhig sitzen auf seinem Arbeitsstuhle, die Sonne scheint herein in's Zimmer, die Nachtlampe verlischt und es wird nun wahrhaft morgenhell; die Nacht ist vergangen und der Tag ist da.

So war das Leben, so war das Ende von David Spleiß, wie uns dasselbe sein Biograph C. Stockar so rührend treu beschreibt. In der That, Spleiß war nach seiner Menschennatur nicht für den Aufenthalt im kühlen, ja kalten Schatten des Waldes oder der Bergschlucht, sondern auf einer sonnigen Trift gemacht, auf welcher im Sommer die Sonnengluth öfters das Grün versengt, so daß die schnell bewegliche Gemse in lechzendem Durste hoch oben nach dem Quelle am Gletscher steigt, während sie im Winter der Mangel unten in der Tiefe zum Futter führt.

Von einer Erscheinung, die sich an Spleiß schon früher, als er noch ein kleines Kind war, zeigte, habe ich schon oben S. 226 gesprochen. Es war ein Zustand der Entzückung (Ekstase), der bei dem Anhören eines Lobliedes, das seine fromme Mutter sang, ihn so mächtig ergriff, daß er, gleichwie außer sich selbst oder seiner ruhigen Haltung nicht mächtig, die Glieder in ungewöhnlicher Weise bewegte. Ich nannte das, was damals zuerst wie ein Aufkeimen aus seinem Wesen hervorbrach, dort, wie an mehreren Stellen meiner Berichte, das Bewegen eines freudigen Geistes.

Man erlaube mir aber in aller Einfalt, so gut ich es vermag, noch einige Worte über diese, in meinen Augen nicht bloß merkwürdige, sondern wunderbare Menschen-

natur zu sagen. Spleiß in seinem Wesen und Wirken hat mich oft an Züge erinnert, die uns in der Geschichte der Propheten des alten Bundes vor Augen treten, wenn der Geist über sie gerieth, welcher durch Worte und Thaten aus ihnen sprach. Wie ein Feuer, dessen Flamme alles Brennbare, das sich ihr nahet, entzündet, kam dieser Geist über Andere, die dem Haufen der laut weissagenden Propheten begegneten, und es war der Geist Gottes, der bei diesem Begegnen am Hügel den Saul ergriff, als er noch in einem nach oben gewendeten Herzen Samuel's priesterlichen Segen bewahrte (Sam. 10, 10). Wunderbar waren, vor den Augen und Ohren der größeren Menge ihres Volkes die Worte, die Geberden und Thaten der Propheten, und öfters traf diese wie jene, welche die Gabe der Zungen am Pfingstfeste empfingen, der Spott und die Verachtung der Menge. Und dennoch lag in jenen Worten und Handlungen eine Macht und Gewalt, welche die Seelen bald mit Schrecken und Furcht erfüllte, bald zur gleichen Begeisterung mit sich fortriß.

Wer diese seltene, wunderbare Seite der Menschennatur in ihrer reineren, gottgeweihten Form kennen lernen will, dem dürfen wir auf das genaue, aufmerksame Lesen des Buches: David Spleiß, von Stockar, hinweisen und ihm diese Schrift wiederholt zu seiner Belehrung und Erbauung empfehlen. Ein aufrichtig meinender Leser wird in ihr das reine, geistige Licht von jenem der nebeligen Irrlichter der Schwärmerei und der Ekstase von fleischlich natürlicher Art bald unterscheiden lernen, wohl aber auch jene wohlmeinende Vorsicht und Bedenklichkeit begreiflich finden, womit die Väter und Hüter der Landeskirche: der Antistes J. Georg Müller und der ernstprüfende Pfarrer Maurer die Erweckungen in der Gemeinde des Hegau

betrachteten. Man kann ihre Geschichte in den Jahren 1817—18 bei Stockar ausführlich nachlesen, hier erwähne ich nur einiger Züge der prophetischen Bezeugungskraft und ihres Seherblickes in's Innere, in die Gedanken und Anliegen einer anderen Menschenseele, welche mir zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt sind. Schelling, dem wohl Niemand den Tiefblick des Denkens absprechen wird, fand in den Predigten von Spleiß, den er in Erlangen und in München hörte, ein solches treffendes und ergreifendes Eingehen auf die Beachtung und Lösung jener Räthsel, mit denen der forschende, nach Wahrheit ringende Menschengeist sich abmüht, daß er äußerte, er würde, wo sich ihm Gelegenheit böte, nie eine Predigt von diesem Manne versäumen, dessen Worte ihn mehr als alle anderen, die er gewöhnlich auf den Kanzeln vernahm, in sein Inneres führten. Ich selber so wie andere mir nahe Stehende konnten es bezeugen, daß er gewisse Anliegen und Bekümmernisse unseres Inneren (sie waren nicht von der Art der irdischen Sorgen), die uns am Herzen lagen, und die kaum in Andeutungen gegen ihn laut geworden waren, in so tief eingehender, warnender, tröstender Weise besprach, daß auf einmal dem Geiste das klar wurde, was ihn trübte und betrübte. Habe ich doch eine Predigt von ihm, die ich in München gehört, in ihren tiefsten Beziehungen auf den Inhalt eines Gespräches von gestern, erst später immer mehr und mehr verstehen lernen und möchte dem Seligen noch in der Ewigkeit meinen Dank gegen Gott aussprechen, der ihm solche Trostworte für mich in seinen Mund legte.

Ja, der prophetische Geist, der Tiefblick in die Herzen und die Kraft, sie zu bewegen, war meinem Freunde für Menschenseelen verliehen, die nach ihrem Bedürfnisse der Erkenntniß und des lebendigen werkthätigen Glaubens auf

den verschiedensten Stufen sich befanden. Die Predigt vom Sonntag den 23. April 1818, nach welcher die Erweckungen in der Gemeinde ihren Anfang nahmen, hatte zu ihrem Texte die Worte (Matth. 10, 26): „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde." Als er am Samstag Abend*) über diesen Text nachdachte, da ging ihm die Gewalt und der Ernst seiner Worte immer heller auf, er gerieth in einen inneren Kampf, der in den Worten des Gebetes zur Ruhe kam: „Herr, es ist Deine Sache, es ist Dein Wort, das ich den mir anvertrauten Seelen verkündigen soll; sprich Du durch mich, was und wie es dir wohlgefällt." Hiedurch gestärkt ging er auf die Kanzel und verkündigte der versammelten Gemeinde das ihm gegebene Wort mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Nach dem Gottesdienste war er selbst tief ergriffen von diesem Zeugnisse; er fühlte wohl, daß eine Kraft von ihm ausgegangen und durchgebrochen sey. Und es war so, das Feuer seiner Worte hatte gezündet, die Tage des Erwachens seiner Gemeinde zu einem neuen Leben des Geistes und der Wahrheit hatten begonnen.

„Spleiß stand", so erzählt Stockar nach dem Berichte der Zeugen, „in diesen Tagen unter sichtbarer Zucht des heiligen Geistes; denn während seine natürliche Lebhaftigkeit besorgen ließ, daß er von dem Strome der freudigen Gefühle fortgerissen und selbst zu excentrischen Dingen getrieben werden könnte, so bewährte er in der ganzen

---

*) Neben seinem Predigeramte in Buch hatte er auch das Amt eines Lehrers der Mathematik am Lyceum in Schaffhausen, kam deshalb gewöhnlich nur am Ende der Woche nach Buch und blieb bis zum Montag da.

Zeit eine große Ruhe und Nüchternheit, setzte den lebhaften Bezeugungen der Liebe und Verehrung von Seiten der erweckten Gemeindeglieder eine feste Zurückhaltung entgegen und wachte mit Aengstlichkeit darüber, daß zwar der Geist nicht gedämpft, zugleich aber auch die scharfe Linie der Nüchternheit nicht überschritten werde. Er wies in seinen Predigten nur auf die Früchte hin, die aus dem Geiste erwachsen müßten."

Eine dieser ersten Früchte war das Entstehen der Rettungsherberge zu Buch. „Arme und verwahrlosete Kinder" so erzählt Stockar, „gab es in der Stadt Schaffhausen und ihrer Umgebung in ziemlicher Zahl, und unter den erweckten Haushaltungen zu Buch fanden sich mehrere, denen man mit vollem Vertrauen solche Kinder zur Pflege übergeben durfte, und die auch in der Lage waren, sie in ihren frommen, wenn auch einfachen Haushalt aufzunehmen. So schien sich hier auf die einfachste Weise die Frage zu lösen, über welche so viel gedacht und gesprochen wird, nämlich die Frage: wie verwahrloste Kinder am besten versorgt werden können? Wo wären trefflichere Erziehungsanstalten zu finden als in den Häusern eines Veit Brütsch und einer Bäsy Bäbely zu Buch? Mehrere Jahre wurde dieses bescheidene, aber gesegnete Werk fortgeführt; man hatte weder Statuten noch Kapitalien, aber die Liebe zu dem Herrn führte Kinder, Geld und Erzieher herbei. Es war ein Werk der ersten Liebe, welches hier in der Stille von einer Gemeinde gethan wurde, die im Feuer dieser ersten, seligen Liebe stand; der Kreis seiner Wirksamkeit war nur noch ein kleiner und enger, er sollte aber bald ein größerer und weiterer werden. Wenn dem glaubensfreudigen Manne auf seinem Wege nach Buch oder in der Nähe der Stadt arme, der leiblichen wie geistigen Hülfe bedürftige Kinder begegneten, denen man es ansah, wie

gut ihnen eine Pflege, wie die in den frommen Bauernhäusern zu Buch, thun würde, da dachte er wohl mit sehnlichem Verlangen daran, wie da zu helfen seyn möchte. Bald aber stand ein großes Vorbild der väterlich vorsorgenden Liebe für arme, verlassene Kinder, ein Werk aus Gott gethan, die Rettungsanstalt in Beuggen, vor seinen Augen da, zu deren Begründung sich Vater Zeller schon im Jahre 1820 getrieben und berufen gefühlt hatte. Spleiß und Zeller verstanden und verbanden sich gleich, schon bei ihrem ersten Begegnen, sie waren durch geistige Geburt und Erziehung Söhne einer und derselben mütterlichen Weisheit. Da kam dem Pfarrer in Buch das Haus zu einer Rettungsherberge in seinem Gemeindedorfe wie aus den Wolken herab. Ein Unbekannter sendete der Frau Pfarrerin am Neujahre 1826 einen halben Kronenthaler „für die Erziehung verwahrloster Kinder" zu. Der Unbekannte mußte mit den Wegen Gottes, die im Kleinen und Stillen anfangen und im Glauben groß und lautzeugend werden, wohl bekannt seyn. Spleiß verstand den Gedanken, alsbald hieß es bei ihm, wie einst bei A. H. Francke, dem Stifter des Waisenhauses in Halle: „das ist ein ehrliches Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften, man muß eine Rettungsherberge daraus begründen."

Ohne sich zu besprechen mit Fleisch und Blut und mit dem in alltäglicher Weise berechnenden Verstande, griff Spleiß das Werk an. Er selbst räumte zunächst die Hälfte seines Pfarrhauses der neuentstehenden Rettungsherberge ein, aus der Hand der Freunde, von denen sich zehn der nächsten Gesinnungsgenossen ihm näher für diese Sache anschlossen, kamen bald zu dem halben Thaler mancher ganze Thaler und mehr als einer für die Rettungsherberge zusammen, und als der Pfarrer in Buch seinen Aufruf

nach Inhalt der Worte des Propheten Jesajas Kap. 58 an die theueren und geehrten Mitchristen seines Vaterlandes veröffentlichte, da bezeugte sich die Stimme, die aus dem Propheten sprach, in ihrer ganzen Kraft. In einem weiten Kreise umher, zunächst in der Schweiz und in dem benachbarten Würtemberg, wachten die geistig Schlafenden auf zur Theilnahme an dem Werke der christlichen Liebe, das in Buch an's Licht trat, eben so wie das Gleiche auch von Beuggen aus, in weitem Kreise umher geschah. Doch das Ausführliche über die Geschichte der Rettungsherberge in Buch und über die alljährliche Feier ihrer Stiftungsfeste, zu welcher sich theilnehmende Besucher aus der Nähe und Ferne einfanden, muß man selber bei Stockar nachlesen.

Aber der Geist, welcher Spleiß zu dem Werke der Rettung mancher verwaisten und hülflos gelassenen Seele unter den ärmeren Kleinen seines Landes trieb und anleitete, hatte in diesem Manne noch eine andere, viel weitere Aufgabe. Seit der Erweckung vom Jahre 1818 und 1819 in der Gemeinde zu Buch hatte jener glaubensfreudige Geist, der dabei im anscheinend Kleinen sein Werk trieb, seine Fittige zu einem mächtigeren Aufschwunge erhoben. In Basel hatte sich seit Kurzem eine Schule der christlichen Missionen unter die Heiden gebildet und bereits durch Aussendung ihrer Zöglinge das Werk ihres Berufes begonnen. Die Völker, in der Noth ihrer geistigen Armuth und Hülflosigkeit dem Verderben überlassen, waren ein Gegenstand des Erbarmens, nicht nur, wie die Kinder in den Hütten oder in den Wäldern und Feldern, welche hungernd und nackt herumliefen, für einzelne mildthätige Herzen, sondern für die ganze Christenheit. Wer für ein solches Werk der Erbarmung kalt und todt blieb, in dem müßte kein Christenherz sich bewegen. Spleiß, nach sei-

ner feurigen Natur, wurde vor Anderen bis in sein tiefstes Inneres hinein zur theilnehmenden, werkthätigen Liebe für die Mission entzündet; sie war ein Hauptanliegen seiner Gebete, in denen er ohne Aufhören vor dem Angesichte seines Gottes sich beugte und in kindlicher Zuversicht seinen Geist erhob. Spleiß war, von dieser Zeit an im Basler Missionshause heimisch. Die damaligen Zöglinge des Hauses: Lang, Zaremba, Dieterich u. A. kamen während ihrer Vakanzen gerne nach Buch und Schaffhausen, um sich an Spleißens Liebe und Glauben zu stärken, und es erwuchs daraus, zumal mit Zaremba, eine zarte und innige Freundschaft, welche ausdauernd war bis an's Ende. Als Lang und seine Brüder eingesegnet und nach dem Kaukasus ausgesendet wurden, wohnte Spleiß zum ersten Male einem Missionsfeste in Basel bei. „Unvergeßlich ist es mir (schreibt Lang an Stockar), wie er mich damals an sein Herz drückte, als er aus meiner Abschiedsrede vernommen hatte, wes Geistes Kind ich sey und wie ich nun mit so frohem Muthe auszugehen bereit war.“ Spleiß selber wirkte fortwährend auf die Zöglinge in Basel, gleichwie einer ihrer Lehrer, selber mächtig ein durch sein Wort und durch die Thaten seines Glaubens. Der nachmalige, vielgesegnete Missionär Bührer, seinem vorhergehenden Stande nach ein Schreinerlehrling, hörte Spleiß in Buch an einem Himmelfahrtsfeste über den Text predigen: „Es wird ein Durchbrecher vor ihnen herauffahren und sie (die Seinen) werden auch durchbrechen (Micha 2, 13)“ und ward davon so tief ergriffen, daß er von nun an die monatlichen Missionsstunden in Schaffhausen, welche Spleiß hielt, die Drohungen und Strafen seines Lehrmeisters nicht achtend, regelmäßig besuchte. Und ein Gebet, welches Spleiß in einer solchen Stunde

nach Anlaß der Worte hielt „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende", riß die Seele des Jünglings mit solcher Macht hin, daß er sich ohne weiteres Bedenken in Basel zu den Vorbereitungen auf das Werk der Missionen einstellte. Und hat nicht der kleine Canton von Schaffhausen eine ganze Reihe von jungen Männern aufzuweisen, die ihren nachmals reich gesegneten Beruf zum Missionswerke erkannten und denen Spleiß ein väterlicher Freund und Berather war, der sie auf allen ihren Wegen (wie dies Zaremba so deutlich und fühlbar erkannte) auf seinem fürbittenden Herzen trug?

Und nicht nur einzelnen Seelen, sondern dem gesammten Missionshause in Basel war Spleiß ein treuer, väterlicher Freund und Berather. Bei den dortigen Missionsfesten waren seine eben so mächtigen als eigenthümlichen Reden ein Lebensathem des Geistes, der alle dafür empfänglichen Seelen durchdrang. Namentlich so bei seiner Missionsrede im Jahre 1841 über die Worte: „Der Herr machet zunichte der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker", die in Aller Andenken geblieben ist. Es war, sagte einer der Zuhörer, wie ein Wetterleuchten in die Nacht hinein, wie Sternengefunkel und milder Mondesglanz, und ein Früh- und Spatregen fiel erquickend auf die dürstende Au. Denn der Mann, so mächtig im Worte, gab hier in freudigem Glaubensmuthe ein Zeugniß für die umwandelnde Macht Gottes über die Gedanken der Völker bei ihrem Hindurchdringen aus der Finsterniß zum Lichte und ihrer Errettung aus der Gewalt des Satans in das Reich der Gnade, welches durch Christum zu uns kam, und redete zugleich ein tief ergreifendes Wort der Ermahnung und des Trostes zu allen Seelen, die in solchem Ringen aus der Finsterniß zum Lichte, aus einer sa-

tanischen Gebundenheit zur Freiheit der Kinder Gottes stehen.

Aber nicht seine Predigten allein, sondern mehr noch als diese waren seine Gebete, die er zu der versammelten Gemeinde sprach, ein Feuer, das alle Seelen entzündete, die nicht zum Tode erkaltet oder feuerflüchtig waren. „Wer ihn", so berichtet Stockar, „beten sah und hörte, oder mit ihm betete, der spürte es, welch' einen Zugang dieser Mann zu dem Throne der Gnade hatte, und es ging ihm wohl wie dem Famulus Luther's auf dem Schlosse zu Coburg, der, als er jenen Mann Gottes beten hörte, ausrief: „Hilf Gott, welch' ein Geist, welch' ein Glaube ist in seinen Worten! Er betet so andächtig, mit solcher Hoffnung und Glauben, als Einer, der mit seinem Vater redet." — Es verklärte sich dann sein Angesicht, und besonders in späteren Jahren flossen seine Augen von Thränen über, so oft er der überschwenglichen göttlichen Gnade gedachte, die ihn und sein Volk so reichlich gesegnet hat: wenn er aber zum Schlusse freudig und in sich versenkt die gefalteten Hände noch einmal zusammendrückte und ein leises Amen sprach, da lag darin eine ganze Welt von Glauben und Gewißheit, und man fühlte es, daß er mit einer andern Welt verkehrt hatte, in der er heimisch war."

Ja, dieses Gefühl hat auch mich oftmals angewandelt in den unvergeßlich segensreichen Tagen, die ich mit diesem Herzensfreunde schon auf Erden zubringen durfte, wenn er nach den Stunden des brünstigen Gebetes auf seinen Knieen, aus seinem Schlafzimmer zu mir in mein Zimmer trat, oder wenn er daheim aus dem Verschlusse seines Zimmers zu uns hereinkam. Man merkte ihm an, wo er gewesen war, und welche Kräfte er, in seinen freudigen Mienen und Worten bemerkbar, mit sich brachte.

Gleichwie Andere, wie man zu sagen pflegt, der Schlaf als ein Gewappneter überfällt, so nahm ihn der Geist des Gebetes hinweg; öfters fanden sich auf seinem Tische die Spuren eines Versuches, eine Predigt niederzuschreiben, sie enthielten aber meistens nur die Worte der gewöhnlichen Anrede an die Gemeinde; der Geist des Gebetes hatte ihn mitten im Gedanken an den Inhalt seiner Predigt erfaßt und dieser Inhalt war ihm zu einem Gebete geworden.

Möge der freudige Geist der Glaubenskraft und der Gnade, der aus seinen Gebeten sprach, mir nachgehen in meinen letzten Stunden und mit seinen Tröstungen mein Herz erfüllen.

Von diesem Ende will ich noch einige Worte sagen. Der sonst so überwallend lebhafte Mann war in seinen letzten Jahren auffallend still und ruhig geworden, blieb am liebsten in seinem Studirzimmer oder im trauten Kreise seiner Freunde und Hausgenossen. Er durfte mit Dank gegen Gott und mit Freude auf das Tagwerk seines vergangenen Lebens zurück blicken. Einige Jahre schon vor seinem Ende hatten sich die gewöhnlich bei ihm einkehrenden Freunde und Amtsgenossen zur Feier seines Geburtstages (am 13. Februar) in seinem Hause eingefundeu. Spleiß trat tief bewegt aus seiner Kammer zu ihnen heraus und sprach ihnen, gleich nach dem gegenseitigen Gruße, als Erwiderung ihrer Glückwünsche die Worte zu: „Meine Freunde: j'ai fait ma fortune, mag auch meine Wirksamkeit jetzt abnehmen, mag meine Zuhörerzahl im St. Johannisdom geringer werden, ich habe mein Schäflein in's Trockne gebracht. Ich habe in meiner Jugend meinen Gott gebeten, daß Er mir wenigstens Eine Seele schenkte, die ich für Ihn gewinnen möge, und Er hat mir eine große Zahl geschenkt; das ist mein Reichthum, der ist

mir gesichert; mag's mit mir gehen, wie es will, ich bin reich." — Ja, der theuere Mann war dies vor vielen Anderen seiner Mitknechte, denn er hatte unabläßig, im Schweiße seines Angesichtes darnach getrachtet, daß die ihm anvertrauten Pfunde reichen Gewinn brächten, nicht zu seiner, sondern zu Seines Herren Ehre und Wohlgefallen. Und dennoch begegnete er mit tröstlich aufrichtenden, beruhigenden Worten auch dem traurigen Mitknechte, wenn dieser ihm klagte: „ach, ich habe meines Herrn anvertrautes Gut in Unlauterkeit mehr zu meiner Ehre und meinem Wohlgefallen als zu dem Seinigen vergeudet, ich kann nicht der Rettung vieler, sondern nur einer einzigen Seele dankbar rühmend mich freuen, und dies ist meine eigene Seele, welche nicht ich, sondern Er gerettet hat."

Spleißens Predigten allerdings, die vormals mit dem Feuer und Schwert der Buße durch Mark und Bein drangen, waren jetzt von ganz anderer Art geworden. Ihr Inhalt führte die Hörer still durch die Schatzkammer der göttlichen Verheißungen und der gewichtigsten Glaubenslehren, verweilte aber mit besonderer Liebe bei den fest gegründeten Hoffnungen des Christen für die Ewigkeit. Mit besonderer Liebe unterhielt er sich auch mit den Kindern, sowohl mit denen, die einzeln zu ihm in sein Haus und seinen Garten kamen, als öffentlich in der Kirche, in den Stunden der Kinderlehre und in seinen Anreden. Wie konnte er da so sinnig, so tief in die Erinnerung eingehend, auch über Dinge der äußeren Natur, wie etwa über das Schneeglöckchen, sprechen, eine Bedeutung hineinlegen in das weiße Gewand seiner Blüthe, mit grünem Saume und den goldgelben Staubfäden in ihrer Mitte: das Bild eines bescheidenen, unschuldigen, hoffnungsvollen, hoff=

nungerweckenden Mädchens, in dessen Herzen der goldene Schatz eines gottseligen Sinnes verborgen liegt. Und selbst in den freundschaftlichen Abendunterhaltungen mit den ihn besuchenden Amtsbrüdern erging er sich gerne, aus der Fülle des Tiefsinnes seiner sonstigen Gespräche heraustretend, in kleinen erbaulichen Erzählungen aus alter und neuer Zeit. So noch in dem letzten Abendkränzchen, zu welchem die Freunde bei ihm versammelt waren, in einer Geschichte, welche er eben damals (1854) als eine kürzlich geschehene im Vorworte zu Ficquelmont's Werk „le côté religieux de la question orientale“ gelesen hatte: — — „Der Graf, von zwei Janitscharen begleitet, kehrt eines Abends, von der Reise ermüdet, in einem bulgarischen Dorfe, bei einem Radscha ein. Die Bewohner, erschreckt von dem, wie sie meinen, türkischen, Besuche, verstecken sich, so daß es unmöglich ist, die nöthige Erfrischung von ihnen zu erhalten. Nur ein altes Urgroßmütterchen faßt sich ein Herz, geht von rückwärts auf den Reisenden zu, klopft ihm leise auf die Achsel und, als er sich umsieht, schlägt sie, begleitet von einem fragenden Winke, ein Kreuz. Der Graf, der Landessprache unkundig, entgegnet ihr ebenfalls durch ein Kreuz, worauf sie alsbald seine Schulter faßt, dieselbe küßt und dann so schnell als möglich hinaustrippelt. Nach wenig Minuten ist der Graf von Kindern, erwachsenen Mädchen und Knaben umgeben, und sogleich ist Alles herbeigeschafft, was zur Bewirthung nöthig war, allgemeine Freude herrscht im Hause. Von dem Augenblicke an, wo er das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, war er diesen Leuten ein Bruder, und die Alte hatte nicht darnach gefragt, ob er das Kreuz von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken gemacht.“ Welche Wehmuth erweckte

dieser Zug in Spleißens liebendem Herzen, das von den traurigen Spaltungen seiner Brüder in Deutschland so schmerzlich berührt war!

Sonntags den 25. Juni (1854) hatte er zum letzten Male über den Text Röm. 12, 9—12 gepredigt und dabei ein Zeugniß von der unverfälschten und herzlichen Liebe abgelegt, die so reichlich in ihm lebte. Er fühlte sich bereits sehr unwohl, denn in Folge einer Erkältung durch ein Bad im Rhein hatte sich bei ihm eine Intussusception der Gedärme gebildet, durch welche alle ausführenden Verrichtungen derselben unmöglich wurden. Er selbst fühlte hiervon die Belästigung, doch war sein Zustand noch 8 Tage lang so erträglich, daß er in aller Ruhe mit seiner Gattin über ihre gemeinsamen Lebens- und Glaubenserfahrungen sich besprechen konnte, so daß diese letzten 8 Tage seiner treuen Lebensgefährtin in lieblichster Erinnerung blieben. Jetzt aber wurden seine leiblichen Leiden sehr schwer; er durfte nichts mehr essen, sondern nur durch ein Glas Wasser sich erquicken, was er mit Dank erkannte und dabei sich und Andere an die Gedanken seiner früheren Jahre, beim Anblicke des Brunnens im Fulacher Bürgli, an die innere Wirkung des lebendigen Wassers erinnerte. Das ungemeine, immer zunehmende Anwachsen seines Unterleibes erregte bei Allen, die es bemerkten, ernstliche Besorgnisse um sein Leben, er selber aber, wenn man diese Befürchtungen gegen ihn aussprach, sagte: „Ich habe noch keinen Bericht; aber ich bin bereit und tausendmal versöhnt." Daneben übte er eine erstaunliche Gewalt über seinen so sehr beschwerten Körper aus, es war, als schleppte er den schweren Unterleib nur als eine fremde Last mit sich herum. Sein Geist lebte fortwährend in Dem, was von jeher sein Element war: in dem geistigen Schauen der von ihm er-

kannten Wahrheiten und in den Hoffnungen der unsichtbaren Welt.

Drei Tage lang vor seinem Tode war er auffallend still und in sich gekehrt gewesen; es schien, als ob er sich von dem ruhig abgehenden Geschäfte des Ordnens seines äußeren Haushaltes zu dem nicht minder friedlichen Geschäfte des Bestellens seines inneren Hauswesens gewendet hätte. Wenn dabei das Gefühl seiner leiblichen Beschwerden sehr stark wurde, tröstete er sich und Andere mit den Worten Hiobs: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Er suchte und fand dann die Kraft der ausharrenden Geduld in einem stillen Aufseufzen zu Gott, so daß seine Krankenpfleger oft erstaunen mußten über diese Macht eines in Gott freudigen Geistes in solchem augenfällig schweren Leid.

So kam der letzte Morgen, Freitags den 14. Juli, heran. Er sah nun seinen Zustand klar ein, und sagte selbst: „Es geht jetzt zu Ende.“ Doch war auch jetzt durchaus keine besondere Spannung des Gemüthes, keine außergewöhnliche Feierlichkeit seines Wesens zu bemerken; er blieb mit der größten Ruhe bei seinen gewohnten Gedanken und Beschäftigungen, nahm seine Lieblingsblume, eine Lilie, die auch an seinem Todtenbette nicht fehlen durfte, in die Hand, ließ das Wasser des Eises, das man als Medicament gebraucht hatte, darauf träufeln, beobachtete die chemische Wirkung desselben und sprach darüber ganz unbefangen und eingehend mit dem daneben stehenden Arzte. Einige Zeit darauf erhob er sich noch einmal von seinem Lager, ging zu seiner Bibliothek und holte ein griechisches Handlexikon des neuen Testamentes, das er täglich bei seinen Meditationen gebrauchte, schlug die Wur-

zel eines neutestamentlichen Wortes auf und legte sich dann wieder zu Bette.

Bald darauf traten die Vorboten des Todes ein; ein Freund sprach ihm die Worte des Apostels vor: Ich achte es alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntniß Christi Jesu, und achte es für Koth, auf daß ich Christum gewinne und in Ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, zu erkennen Ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden" — worauf der Sterbende mit lauter Stimme beifügte: „Und die Herrlichkeit darnach" — Nun ertönte die Glocke des Münsters, die jeden Freitag um 11 Uhr das einige Opfer auf Golgatha verkündet, unter deren Klängen seine Mutter (an einem Charfreitage) verschieden war; er gab seiner Frau noch den letzten Abschiedskuß; der kurze Todeskampf trat ein, man hörte ihn das Wort sprechen: „Er hat die Kelter des Zornes getreten allein" und unter den feierlichen Klängen der Glocke war sein Geist hinüber in die ihm beständig nahe Welt der Ewigkeit geschieden.

Sein Antlitz war im Tode außerordentlich schön: ein ernster Friede, eine stille Majestät ruhte auf demselben und ließ noch mehr als während des Lebens den hohen Geist durchschimmern, der in dieser Hülle gewohnt hatte.

VII. Johannes Rudolf Roth.

1. Ein Grab im Thal der Thäler.

Ich habe in meinem Leben manches schöne, herrliche Thal gesehen, das zwischen den Hochalpen mit schneebedecktem Gipfel oder zwischen grünbewachsenen Hügeln sich hinzieht, keines aber von allen hat meine Sinne mächtiger entzückt, als jenes Thal der Thäler, das zwischen dem Libanon und dem großen Hermon — dem Antilibanon — seinen Verlauf nimmt. Das Heidenthum der uralten Tage hat dem hohen Naturreize dieses Thales das Siegel seines Entzückens aufgedrückt, es hat dort, nahe am Quelle des Orontes, im syrischen Heliopolis oder Baalbek der vergötterten Sonne einen Tempel erbaut, dessen Pracht und Herrlichkeit durch kein anderes Kunstwerk der Menschenhand überstrahlt wird. Baalbek mit dem Quell des Orontes und mit seinem von barbarischer Zwietracht zertrümmerten Tempel liegt im nördlichen Theile des Thales der Thäler, dessen Geschichte, die ohne höhere Weihe war, ruhmlos aus den Erinnerungen der Völker verschwunden ist; dem südlichen Verlaufe des Thales aber ist für alle Zeiten der Völkergeschichte das Siegel, nicht nur eines menschlichen Entzückens, sondern der Weihe eines Geistes aufgedrückt, dessen still über dem Wasser schwebendes Walten aller Geschichte der Erdbewohner Anfang und Ende ist. Denn hier nimmt aus zahlreichen Bächen, die aus

vulkanischer Tiefe hervorbrechen, der Jordan seinen Ursprung: der hohepriesterliche Strom von allen Strömen und Wassern der Erde. Dort am Fuße des Hermon breitet sich jene erhaben schöne Thalebene aus, in welcher einst Cäsarea Philippi lag, dessen prunkende Paläste aus der herodianischen Zeit längst verschwunden sind, während noch jetzt bei dem kleinen türkischen Dorfe Banias, das auf Cäsarea's Trümmerboden steht, jene Felsengrotte sich findet, aus deren Tiefe die östliche Quelle des Jordans hervorkömmt. „Dieß ist die Gegend, welche der Erlöser so gern mit seinen Jüngern betrat; hier an der heidnischen Gränze predigte er dem Volke in den Versammlungen, auf den Märkten der Karavanenzüge. In diesem fernsten Theile des jüdischen Landes, in dieser stillen Waldgegend war es, wo Jesus nach einsamem Gebete zum ersten Male seine Jünger fragte, wer er sey, und mit der ersten Offenbarung seiner höheren Natur auch zugleich die Ankündigung seines Leidens und Opfertodes verband." *)

Es war am 31. Mai 1837, damals der Tag vor dem Himmelfahrtsfeste, als ich bei Baalbek in das herrliche Thal kam, das der Libanon mit seinen beiden Armen umfängt. Ich habe den Eindruck, welchen die erhaben schöne Natur des Thales und die Kunstherrlichkeit des alten Sonnentempels auf mein Gemüth und meine Sinne machten, in dem 3ten Bande meines Buches: Reise in das Morgenland S. 316 u. f. sattsam beschrieben; mitten unter diesen Erinnerungen wacht aber eine andere in mir auf, welche

*) Man vergleiche die meisterhafte Schilderung der Umgegend der Grabstätte seines geliebten Freundes J. R. Roth durch Puchta in der Beilage zu Nr. 222 (10. August 1858) zur allgem. Zeitung unter der Ueberschrift Hasbeia.

zwar bei dem Andenken an den Genuß der Sinne gleich einem wehmüthigen Traume der Nacht nicht laut werden durfte, dennoch aber in diesen Tagen meines ernster bedenkenden Greisenalters gleich einem prophetischen Traumgesichte in meinem Gemüthe zur Sprache gekommen ist.

Am frühen Morgen des 4. Mai, am Himmelfahrtstage, hatten sich meine beiden jungen Reisegefährten, die ich gleich eigenen Kindern liebte, Johannes Roth und Michael Erdl von uns geschieden, um eine Reise nach dem Cedernwalde des Libanon und nach Eden: dem Paradiese des Libanon, anzutreten, während wir Anderen den näheren, leichteren Weg nach Beirut ziehen mußten. Es waren nicht die Gedanken an den Tod und seine Todten, die mich bei einem Spaziergange am Himmelfahrtsmorgen zu den uralten Felsengräbern auf der westlichen Höhe bei Baalbek mehr als gewöhnlich ergriffen, sondern die sorglichen Gedanken an den Sohn meines Herzens, an Johannes Roth, der so eben, mit eiligem Abschiede von mir gezogen war, denn, wie ich in meinem oben erwähnten Buche es berichtet habe, dieser noch nicht 22jährige stille und kühne Jüngling, für welchen ein liebendes Mutterherz die Sorge an mein Herz gelegt hatte, war schon einige Male, durch sein nächtliches Verirren von uns in der Wüste, und ein anderes Mal durch sein Herabstürzen im Schlafe vom Kameele, in Todesgefahr gewesen, und wenn ich da vom Hügel der Gräber die noch dicht beschneiten Berggipfel und Thäler des Libanon betrachtete, über und durch welche der Weg nach den Cedern und nach Eden führte, da mochte die Sorge um meine beiden pflegebefohlenen Söhne nicht unbegründet erscheinen.

Und dennoch, so sagten mir tröstend und beruhigend selbst die beiden sonst so leicht zur Sorge geneigten Freun-

dinnen und Begleiterinnen auf der Reise nach Beirut, war die Gefahr für unsere beiden Jünglinge keineswegs so groß, als ich mir sie dachte. Bei ihnen waren noch zwei ortskundige Führer und Begleiter, an deren Hand sie mit ziemlicher Sicherheit gehen konnten: Mühlenhoff der Dragoman, der schon ein Mal in dieser seiner Eigenschaft eine Gesellschaft vornehmer Reisender zu dem Cedernwalde und nach Eden begleitet hatte, vor allen aber der Treiber der Maulthiere, auf denen unsere Reisenden ritten, ein Eingeborener des Landes, der nicht nur ein Mal, sondern öfter, bei den Cedern wie in Eden gewesen war.

Und dennoch brachte diese kurze Reise in die Schneefelder des Libanon meine beiden jungen Freunde der Todesgefahr näher als unsere ganze längere, damalige Reise, zu Wasser und zu Lande, es gethan hatte. Gleich beim Eintritte in den dichten Wald am Fuße des Gebirges bekam der ortskundige Maulthiertreiber einen so heftigen Anfall des kalten Fiebers, daß er sich nicht mehr auf seinem Esel zu halten vermochte, „er empfahl uns," so erzählt Roth, „der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unsere Fragen." Da nun die bewohnten Orte des Thales ganz nahe und der Weg da unten noch ziemlich belebt war, verließen ihn die Reisenden und ritten auf einem anfangs noch ziemlich augenfälligen Bergpfade in nordwestlicher Richtung nach den Schneefeldern. Jetzt sollte der Dragoman die Stelle des wegkundigen Führers vertreten. Aber H. Mühlenhoff hatte von einer ganz anderen Seite her, nicht von Baalbek aus, seine Reisenden nach dem Cedernwalde und nach Eden begleitet; bald war man verirrt in den Feldern des Schnees, auf welchem keine Spur eines Pfades sich zeigte und in denen die Thiere, von ihren Reitern am Zaume gezogen,

tief, öfters bis zu ihrem Bauche einsanken. Ein Abgrund, ein steiler Felsenabhang nach dem anderen mußte umgangen oder von den Reisenden wie von ihren kräftig sich sträubenden Thieren durch Rutschen hinabgegleitet werden. Da kam das Dunkel der Nacht. Meisterhaft und treu hat mein Freund: Johannes Roth, alle Gefahren dieses ersten Tages und die Schrecknisse der ersten Nacht dieser Reise (in meinem angeführten Buche S. 350 u. f.) beschrieben: er ist mitten in allen Beschwerden und Gefahren guten Muthes und voll Vertrauen auf Gottes Führung geblieben. Auch zeigte sich dieses Vertrauen als ein wohlbegründetes, denn schon am folgenden Tage fanden sie nicht nur einen Führer, sondern einen brüderlich liebevollen Gastfreund: den Schech eines wohlhabenden Gebirgsortes, einen maronitischen Christen, der sie in den Hain der Cedern geleitete, ihren Hunger und das Bedürfniß nach ruhigem Nachtschlafe reichlich stillte, und sie nach einem Paradiese der Erde, nach Eden, zu Petrus, dem obersten Schech des dortigen Maronitengebietes, brachte. In diesen festlich schönen Tagen feierte der eine der beiden innig verbrüderten Jünglinge, Mich. Pius Erdl, seinen 23. Geburtstag, Johannes Roth aber, der, um mehr als ein Jahr jünger, am 4. September 1815 geboren war, hatte an dem Tage, der ihn mehr als irgend ein anderer dem Tode nahe brachte, fast genau die Hälfte seiner Lebenstage (21 Jahre und 5 Monate) vollendet, denn noch einmal 21 Jahre und 5 Monate — und er lag an einer anderen Stelle des erhaben schönen Thales in seinem frühen Grabe, dahin man ihn gebettet*).

---

*) Er starb am 26. Juni 1858, seines Alters 42 Jahre 8 Monate 22 Tage.

Als wir bei unserer Abreise von Baalbek in der Richtung des Laufes, den der Leontes nimmt, nach Süden hinabzogen durch das in seiner Naturfülle grünende und blühende Land und auf der Anhöhe jenseits des Flusses, auf dem Wege nach Sachile gegen Süden, nach dem Antilibanon hinabschauten, da habe ich, wenn auch nicht das im Bergkessel liegende Hasbeia, bei welchem das Grab im Thale der Thäler seine Stätte hat, doch seine Umgegend gesehen und mich dorthin gesehnt.

„Südwestlich vom erhabensten Scheitelgebirge des Antilibanon, dem großen Hermon, fällt," so schildert uns Puchta (a. a. O.) die Grabesstätte, „ein scharfes Felsengehänge ab, an dessen Fuße das Städtchen Hasbeia liegt; an ihm vorüber rauscht einer der Quellarme des Jordan, der aus dem basaltischen Bergkessel des einige Stunden entfernten Wadi el Trim kommt. Das Thal von Hasbeia ist mit Kornfeldern, Olivenpflanzungen und Weinbergen geschmückt und von einem bildschönen Menschenschlage belebt. — — Da, am Hermon, ist die Mitte zwischen Tyrus und Damaskus, und noch jetzt, wie vor alten Zeiten führt eine Straße der Karavanen von den syrischen Küstenstädten her, durch Hasbeia nach Damaskus. — — Hier, in einer Nachbarschaft, welche durch die Erinnerungen an die Tage des Heiles geweiht ist (nach S. 261) ist die Stätte, wo wir die letzten Reste unseres Freundes zu suchen haben. Mitten in einem Quelle und Mittelpunkte orientalischer Gebilde und Völkerbewegungen hat er seinen Stab niedergelegt; er, dessen ganzes Gemüth dem Morgenlande zugewendet war. Hier ist überall friedliche Ruhe, und in der Nähe und Ferne seines Grabes ist heiliger Staub aufbewahrt, um welchen die Geister der Vor- und Nachwelt schweben. Konnte Johannes Roth eine schönere Ruhestätte finden?"

Diese hier angestrichenen letzten Worte seines oben angeführten schönen Aufsatzes „Hasbeia“ in der allgemeinen Zeitung schrieb der Altersgenosse und Freund unseres Johannes Roth, der reich- und hochbegabte Pfarrer Puchta nur wenige Wochen vorher, ehe er selber bei Augsburg sein Grab fand. Denn er starb am 12. September 1858.

2. Das Elternhaus.

Der Vater unseres Johannes Roth war Dr. Johann Friedrich von Roth, der gewesene Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, Reichsrath und Staatsrath in München; die Mutter eine geborene Merkel aus Nürnberg. Ich habe von diesem seltenen Elternpaare, so wie von dem Hause des alten, ehrwürdigen Marktvorstehers Paul Wolfgang Merkel, jener Ehrensäule des alten, christlichen, treumeinenden Bürgersinnes eine Schilderung in dem ersten Bande dieser vermischten Schriften gegeben, deren Züge mir aus der eigenen Anschauung und Erfahrung geblieben sind. Wenn auch nicht eine glückliche Gabe der Darstellung, so hat mir doch eine in mir unvergängliche, dankbare Ehrfurcht und Liebe bei dem Entwerfen jener Züge die Hand geführt.

Jene Väter der ältesten Kirche, welche, wie Augustinus, die Grundlage ihrer geistigen Bildung in der Schule des klassischen Heidenthumes empfingen, haben diesen Gewinn nicht nur wie David, Israels Held und König, Goliaths erbeutetes Schwert, im Heiligthume Gottes niedergelegt, sondern dasselbe auch von der geweihten Stätte entnommen und zum siegreichen Kampfe es gebraucht, wenn die Gefahr vor der Macht des Feindes sie zu den Waffen rief. Auch Johann

Friedrich von Roth hatte die Grundzüge seiner geisti- gen Bildung in der Schule des klassischen Alterthumes empfangen und diese Grundlage ist der eine, feststehende Theil seines Wesens und kräftigen Wirkens gewesen.

Es sind zwei Gaben, welche das klassische Alterthum Jedem, dem es um die wahre Bildung des Geistes ein Ernst ist, in reicher Fülle darbeut: die eine dieser Gaben ist die Macht über die Sprache, das höchste Vorrecht der Menschennatur über die Natur des Thieres. Denn das Wort der vernünftigen Rede; das Vermögen, würdig, klar und mit treffender Wahrheit zu sprechen, tritt uns in den schriftlichen Werken des klassischen Alterthumes in einer Vollendung und Kraft entgegen, welche die empfängliche Jugend zur Nachahmung weckt, das reifere Alter zur Anwendung im Verkehre des Lebens bekräftigt. Eine andere Gabe, welche der Umgang mit dem klassischen Alterthume gewährt, ist der erhabene Aufblick zu jenen Vorbildern des Ernstes und der Kraft der Thaten, welche die ewige Weisheit in die lange Nacht des Heidenthumes, gleich leuchtenden Sternen hineingestellt hat, damit sie dem Wanderer oder dem Schiffer im Meere den Weg nach der Heimath weisen möchten. Diese Vorbilder waren die Kämpfer von männlichem Muthe und von einer fest bei dem Rechte und der Ordnung des Gesetzes bleibenden Gesinnung: jenes Gesetzes, dessen Grundzüge selbst dem natürlichen Menschen in sein Verständniß und sein Herz geschrieben sind. Der Werth dieser beiden Gaben des klassischen Alterthumes: die Kraft der Rede und der siegreiche Ernst der Weisheit, welcher den empörenden Gräueln jener Tage Besinnung gebot, konnte zu keiner Zeit höher erkannt werden als in der Zeit der französischen Revolution und ihren nächsten Folgen. Johann Friedrich Roth war durch die Anlage seiner

geistigen, thatkräftigen Natur, so wie durch die Geschichte seiner Zeit, zu einem Tagwerke seines Lebens erzogen und bekräftigt worden, zu welchem er beider Gaben der altklassischen Bildung: die Macht und Würde der Rede und des ernsten Festhaltens an Ordnung und Recht bedurfte; sie hatten bei ihm, wie Goliath's Schwert in der Stiftshütte, eine höhere Weihe durch den Christenglauben bekommen: so stand der Mann in siegreicher Macht des Geistes und des Willens, bis an sein Ende da.

Sein Haus wie sein Herz waren mit vielfachen Gütern gesegnet, die höchste dieser Segnungen war die Gemahlin, welche Gott ihm an seine Hand und an sein treues Herz gegeben hatte: seine Katharina Merkel. Ihres Gleichen sind mir nur wenige Frauen auf Erden begegnet. Erblühet in der Zucht eines frommen Elternhauses, herangezogen zur geistigen Reife im Umgange mit einem solchen Manne, als der ihrige es war, hatte sie mit der Demuth zugleich jene Lebensweisheit erfaßt, auf welcher das Wohlgefallen Gottes ruhet. Es war in ihr ein hoher Geist, der seine vielseitigen Erkenntnisse und Kräfte gern in jene äußere, sanfte Stille verbarg, in deren Annahen ein Mann von geöffnetem Auge die Nähe Dessen erkannte, vor welchem er schweigend sein Angesicht verhüllte (1 Kön. 19 V. 13). Es wohnte in dem Wesen dieser Frau die innige Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens, und Gott war mit ihr, in Allem, was sie that.

Von dieser Mutter wurde unser Johannes Roth, wie bereits erwähnt, am 4. September 1815 geboren. Er war das vierte Kind, mit welchem Gott ihre Ehe gesegnet hatte, zwei Schwestern und ein Bruder, welcher schon im Knabenalter aus dem Erdenleben schied, waren älter als er. Wer die Kinder des Roth'schen Hauses, zu denen

später noch zwei jüngere Geschwister kamen, genauer in's Auge faßte, dem konnte es nicht entgehen, welche Züge einer großen, äußeren wie inneren Aehnlichkeit in Johannes mit seiner Mutter und durch diese mit dem Merkel-schen Familienstamme ausgeprägt waren. Wurde er doch auch in dem großväterlichen Hause zu Nürnberg geboren und dieses blieb ihm, so lange er lebte, ein herzlich gelieb-tes Vaterhaus.

Aus der Mitte dieses großväterlichen Hauses, obwohl nicht von der Hand eines seiner eigentlich zugehörigen Be-wohner, sondern von der seiner Mutter, haben sich schrift-liche Mittheilungen erhalten, welche uns wesentliche Züge darbieten für das Lebensbild des Johannes Roth, weil sie uns schon im Kinde den künftigen Mann erkennen lassen. Wir erwähnen zuerst nur kurz der lauteren Quelle, aus welcher jene Mittheilungen uns kamen.

Das Bündniß der Liebe zwischen allen Gliedern der Merkel'schen Familie, vor Allem der Eltern zu den Kin-dern und dieser zu jenen, war ein so unverrückbar festes, daß auch die auswärts wohnenden Kinder fortwährend wie Hausgenossen betrachtet wurden, welche, wenn auch nicht alle Morgen und Abende, doch zu gewissen Zeiten des Jahres wochenlang im Zimmer der zärtlichen Haus-mutter Merkel sich einstellen mußten. Namentlich that es diese Hausmutter nicht anders: ihre Tochter Katharina, die vermählte Roth, mußte alle ihre Wochenbetten im Elternhause zu Nürnberg halten, das der Wöchnerin frei-lich eine Pflege und Wartung gewähren konnte, wie kein in der Fremde stehendes eigenes. Aber auch außer diesem war die Tochter Katharina durch die Pflicht der kind-lichen Liebe, namentlich gegen die zärliche Mutter, gedrun-gen, jedes Jahr mehrere Wochen zu Nürnberg im Eltern-

hause zu leben, dahin sie dann alle ihre Kinder mit sich nahm. In dieser Zeit der Entfernung von ihrem vielbeschäftigten Gemahl blieb sie jedoch in einem so fortwährenden, unzertrennlichen, geistigen Verkehre mit diesem, daß sie jeden zweiten Tag ihm einen langen Brief schrieb, darin sie ihm über Alles, was ihr und den Kindern geschah, einen treuen ausführlichen Bericht gab. Eben so oft, als sie schrieb, empfing sie auch Briefe ihres „Liebsten" aus München. Aus der Schatzkammer dieses Briefwechsels von fast unvergleichbar geist- und gemüthvollem Gehalte theilen wir hier das mit, was die Mutter in den Jahren 1817 und 1818 über ihren damals zwei- und fast dreijährigen Johannes schrieb:

„Johannes ist auf seines Onkels Pferd gesetzt worden, er jubelte laut und schlug vor Freuden mit Händen und Füßen um sich. — — Er kann ohne Bewegung kein Pferd hören; sobald er das seines Onkels sieht, schreit er heftig, bis man ihn hinaufhebt." — „Wenn," so schreibt die liebende Mutter in einem späteren Briefe, „Johannes auf's Pferd gesetzt wird und man fragt ihn, wohin? so antwortet er mit vor Freude glänzenden Augen: „„ganz fort, nimmer wiederkommen."" Reiten geht ihm über Alles, jeder Schemel muß sein Pferd vorstellen."

Diesen mütterlichen Berichten über ihren kleinen Johannes gehen jene anderen zur Seite und gegenüber, welche sie von dem fast um drei Jahre älteren Söhnchen, dem geistig reichbegabten, liebenswürdigen Rudolf gibt. Denn dieser hatte eine beständige Aengstlichkeit und Furcht vor den Pferden, wenig Neigung, auf ihnen zu sitzen, gar keine, auf ihnen zu reiten.

Auch die zuletzt erwähnte kindliche Aeußerung des kleinen Johannes: fortzureiten und nicht wieder zu

kommen, schreibt der Vater in einem Briefe vom Januar 1818: „Wer weiß, ob nicht in diesem Fortwollen eine Ansiedelung jenseits des Meeres vorbedeutet ist." — Und in einem um etliche Wochen späteren Briefe: „Ich vermuthe, daß Johannes vielleicht ein Seemann werde" und zugleich spricht er über den Bruder desselben, über Rudolf, die wahrhaft vorbedeutende Vermuthung aus, daß dieser im Lande, im Anbau der Wissenschaften bleiben werde.

Wir fügen den eben gegebenen hier noch einige andere Züge aus den damaligen mütterlichen Briefen bei, darin sich uns das natürliche Wesen des Johannes Roth in seiner späteren Entwickelung und seinem Lebenslaufe zum Tröster der Trostbedürftigen und zum Arzte abspiegelt:

„Eine wahre Lust ist es, Johannes' innere Fröhlichkeit zu beobachten. Er macht nicht viel Lärm, aber das Wohlbehagen drückt sich in seinem ganzen Gesichte aus, und er singt fast beständig." — — „Er sang heute beim Erwachen: wenn ich ein Vöglein wär' mit gar lieblicher Stimme." — „Er rief in der Nacht plötzlich: o Mama, ich luna sehen! — Seine nie getrübte Fröhlichkeit gewinnt ihm alle Herzen." — Johannes ist außerordentlich theilnehmend bei Schmerzen Anderer; er trocknet ihre Thränen oder heilt mit der Hand und beklagt aufrichtig." — —

Neben diesen Eigenheiten des Kindes gab es auch andere an ihm, daran sich der Vater besonders erfreute. Der Kleine sprach, als seine Zunge für deutsche Worte noch ziemlich ungeschickt war, lateinische Worte vollkommen rein und richtig aus, es schien ihm die Kraft und Beugsamkeit einer klassisch altrömischen Zunge angeboren zu seyn und schon in der Schule setzte er seine Lehrer durch die Leich-

tigkeit, mit welcher er seine deutschen Aufgaben in ein gutes, korrektes Latein übersetzte, in Verwunderung; in seinen männlichen Jahren zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als vollendeten Meister eines klassisch schönen lateinischen Styles, eine Gabe, durch welche er auch der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, bei manchen Gelegenheiten ihres auswärtigen Verkehres gerne diente.

Das Aufkeimen gerade einer solchen Anlage seines Sohnes mußte dem Vater zu einer besonderen Freude gereichen. Es schien, als sey dem Knaben schon hierdurch eine Laufbahn zu einer jener Arten des gelehrten Berufes angedeutet, der seine wesentliche Grundlage in dem Studium der alten, klassischen Litteratur, seine beständige Bekräftigung in dem Verkehre mit dieser findet. Aber zu dem eigentlichen, vorherbestimmten natürlichen Berufe wird der Mensch, sobald ihm hierzu die nöthige Freiheit gegeben ist, nicht zunächst durch die äußerliche Stellung seiner Geburt und ihre Aussichten in die Zukunft, auch nicht durch Vorbilder, die um ihn herstehen, erzogen, sondern durch einen inneren angeborenen Drang seiner Natur geführt und hingerissen, der dem Instinkte des Thieres gleicht.

Wir wollen diese öfters wiederkehrende Erfahrung in den hier nachstehenden Zügen aus der Entwickelungsgeschichte des Johannes Roth etwas näher in's Auge fassen.

3. Der natürliche Beruf.

Ein Wort, welches der Vater des Johannes öfters aussprach, enthält für die jetzt aufblühende Jugend unseres Geschlechtes eine belehrende Wahrheit, welcher man vor allen anderen im vorherrschenden Sinne unserer Zeit ausgesprochenen Lebensregeln Beachtung und Beherzigung wün-

schen möchte. Es heißt: „der Jugend geziemt Bewunderung, dem Alter entschiedenes Urtheil."

Nicht allein dieser Mann von altväterlich ehrwürdiger Gesinnung und Erkenntniß, sondern mehrere seiner gleichsinnigen Zeitgenossen haben die Klage ausgesprochen, daß in unseren Tagen Beides, das entschiedene Urtheil und die geziemende Bewunderung, in so mangelhaftem Maaße vorhanden sey. Die Gabe der Bewunderung, wo sie noch auflebt, ist nur noch für menschlich mangelhafte Erscheinungen unserer vergänglichen Zeit da, in ihrem lauten Geschrei ist weder gerechtes, entschiedenes Urtheil, noch eine Stimme der Wahrheit, die für alle Zeiten gilt. Im väterlichen Hause unseres Johannes Roth und in der Zucht desselben ward den aufblühenden Kindern vor Allem Ehrfurcht und Bewunderung vor Gottes Wort und seiner ewigen Wahrheit eingepflanzt und gelehrt, nächst diesem aber, als vielbewährtes geistiges Element der Jugendbildung, die Bewunderung und Befreundung mit der Weisheit und der hohen Würde des klassischen Alterthums. Johannes, das darf man sagen, hat Beides: die Gottesfurcht und Liebe zu Gottes Wort und die Ehrfurcht und Liebe für das klassische Alterthum im Hause seines Vaters treulich und ernstlich in sein Inneres aufgenommen und darin bewahrt, so wie nach außen es bewährt, bis an sein Ende. Dennoch mußte die Richtung, welche sein innerer Beruf nahm, dem Vater eine eben so unerwünschte und unerwartete seyn als der Gluckhenne, die unter den ihr anvertrauten Eiern neben den Küchlein der eigenen Art auch eine junge Ente ausbrütete, das Schwimmen von dieser im Teiche es ist.

In dem Wesen des Knaben Johannes war eine auffallende Veränderung vor sich gegangen. An die Stelle der früheren Lebhaftigkeit und lauten Munterkeit war eine ge-

müthliche Stille getreten, darin zwar die Liebe und demüthige Hingebung in den Willen und die Zucht des Vaters wie der anderen Lehrer noch dieselben geblieben waren, die sie vorhin gewesen, zugleich aber auch ein eigenthümliches Verlangen sich regte, das sich vor dem Vater nicht laut zu werden getraute. Dieses Verlangen ging in einer schon frühe entschiedenen Richtung nach dem Erforschen und Erkennen der Natur hin. Man konnte durchaus nicht errathen, auf welche Weise und durch welch' äußeren Anlaß jenes Verlangen, jener innere Naturtrieb geweckt und genährt worden war. Der Vater sahe zwar ungern neben dem Studium der alten Sprachen in dem Geiste seines Sohnes einen anderen vielleicht anziehenderen Kreis der Anschauungen und Beschäftigungen aufkommen. Doch wurde dem Knaben in seinen Freistunden erlaubt, seinem natürlichen Hange zu folgen. Dieser aber machte von der gegebenen Erlaubniß einen so gemäßigten Gebrauch, daß er bei dem Schulunterrichte der alten Sprachen hinter keinem seiner Mitschüler zurückblieb, sondern nach dem Urtheile der Lehrer einer der Besten unter Allen war.

Ich selber hatte den mir später so nahe tretenden lieben Knaben zuerst in seinem siebenten Jahre gesehen, bei einem Besuche, den ich von Erlangen aus (im Jahre 1822) in München machte. Wenn ich nicht irre, waren es Steine, am Ufer der Isar gesammelt, mit deren Betrachtung ich den bescheiden schweigsamen Knaben beschäftigt fand und darin zugleich einen äußeren Anknüpfepunkt unserer Bekanntschaft, welcher durch das, was mir die Mutter von diesem lieben Kinde erzählte, zu einem inneren wurde. Als aber im Jahre 1827 ich selber nach München zog, fand ich den Johannes nicht dort, dieser war schon im Jahre 1826 nach Nürnberg gekommen, um dort am Gym=

nasium, das unter der Leitung seines Vaters Bruder, des Rektors Roth, stand. Eines Mannes, der mit einem seltenen Reichthum des Wissens die Gabe empfangen hatte, diese ihm anvertrauten Güter mit gewissenhafter Treue zum Dienste und Nutzen junger Seelen und nach dem Willen seines Herrn zu verwenden, in dessen Zucht und Leitung er selber ohne Aufhören stand. Hier, im Bereiche des lieben großelterlichen Hauses blieb er sechs Jahre, während denen er sich zugleich mit einem gründlich guten Erwerbe der wissenschaftlichen Erkenntnisse durch sein stilles, bescheidenes und freundliches Wesen die Liebe seiner Lehrer wie die seiner Mitschüler in gleichem Maaße erwarb. Der Vater hielt es für gut, daß sein Sohn die Gymnasialstudien in München vollende und ebendaselbst die Universitätsstudien begänne. Er that dieses und wurde schon im Jahre 1834 und 1835 mein fleißiger Zuhörer und geliebter Schüler an der Universität. Denn sein künftiger Beruf für die Medizin und Naturkunde war jetzt, durch den beistimmenden Willen seines Vaters, entschieden.

In der freien Zwischenzeit, die ihm nach seinem Abgange vom Gymnasium und vor dem Beginne der akademischen Laufbahn geblieben war: im Herbste 1834 ward ihm zum ersten Male die Pforte einer längst ersehnten größeren Weltanschauung aufgethan. Er durfte, in Begleitung eines Bruders seiner Mutter und des trefflichen Hauslehrers Alt eine Reise durch Tyrol antreten, die ihn bis nach Venedig, an die Küste des Meeres führte. Zwar traf ihn schon auf dieser ersten Wanderung ein Mißgeschick, das ihm auf seiner späteren Reise in noch größerem Maßstabe mehr als ein Mal widerfahren ist: das Verirren mitten in der Fremde. Denn als er, an den Ufern des Gardasees, wahrscheinlich beim Aufsammeln von Süßwasserschnecken

und Muscheln, die Brieftasche verloren hatte, darin der Reisepaß für ihn und seine Begleiter enthalten war, irrte er fast einen ganzen Tag lang, bis zur einbrechenden Nacht auf den Wegen am See umher. Er war der dortigen Volkssprache so wenig kundig, daß ihm das Fragen wie das Verstehen der Antworten in gleichem Maaße unmöglich blieb. Da zog ihn seine Fertigkeit im Sprechen des Lateinischen aus der Verlegenheit. Die Priester verstanden ihn und das Verlorene kam wieder glücklich in seine Hand.

Aber dieses kleine Mißgeschick hatte nicht im Mindesten den Vollgenuß seiner Sinne gehemmt, welchen ihm der Anblick der Alpen, der Landseen, vor Allem aber des Meeres gewährte. Sein sonst stiller, schweigsamer Mund wurde ungewöhnlich beredt, wenn er von den Naturanschauungen dieser ersten Reise sprach.

Schon in der Oberklasse des Gymnasiums und noch mehr an der Universität hatte er einen innigen Bruderbund mit einem Jünglinge geschlossen, welcher freilich vor allen Anderen einer solchen treuen, festen Liebe werth war. Michael Pius Erdl hieß dieser reichbegabte Jüngling, der auch mir, im Kreise meiner Zuhörer an der Universität, einer der liebsten und theuersten war. Ich wußte bei der ersten Bekanntschaft mit ihm noch nicht, in welche Verhältnisse eines näheren persönlichen Beisammenseyns ich bald mit ihm treten sollte.

In mir selber war endlich, schon weit über der Mitte des gewöhnlichen Lebensalters hinaus, im Jahre 1836 ein sehnlicher Wunsch meiner frühesten Jugend: das Morgenland, und vor Allem Palästina zu sehen, seiner Erfüllung nahe gekommen. Schon ehe dieses geschah, begegnete mir oft das, was das Sprüchwort sagt: wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund über; ich erzählte na-

mentlich meinen jungen Freunden in den Abendstunden, darin sich viele von ihnen wöchentlich einmal in meinem Hause um mich versammelten, manche vorzüglich ansprechende Züge aus älteren wie neueren Reisebeschreibungen, welche uns nach Kleinasien, Palästina und Aegypten führten. Mehr noch und unverholener sprach ich über meinen Reiseplan mit meinen theuren Freunden. Dieses Alles hörte mein junger Freund Johannes mit gespannter Aufmerksamkeit und lebendiger Theilnahme an. Je näher für mich die Zeit der Ausführung meines Reiseplanes kam, desto lebhafter regte sich in dem stillen Jünglinge der sehnliche Wunsch, mich auf meiner Reise begleiten zu dürfen. Er wagte es jedoch nicht, diesen geheimen Wunsch seines Herzens als eine Bitte gegen seinen Vater auszusprechen, doch wußte die liebende Mutter um sein Anliegen und als auch ich als lauter Fürsprecher für Johannes auftrat, wurde die Einwilligung der Eltern zu der Mitreise ihres geliebten Kindes mir nicht versagt.

In der damaligen Zeit, in welcher der Verkehr mit dem Orient durch die Dampfschiffe, eben erst im Entstehen, ein noch sehr beschränkter war, erschien eine solche Reise, wie meine beabsichtigte, noch nicht so leicht als in unseren Tagen, wo man selbst den Weg von Kairo bis an's rothe Meer durch Dampfwägen machen kann; auch hätte das jugendliche Alter des Sohnes bei anderen Eltern, als die seinigen waren, Bedenklichkeiten erregen können. Wären jedoch solche auch vorhanden gewesen, dann würde dieselben der muthige Entschluß meiner lieben, treuen Frau, mich auf dieser ganzen Reise als Gefährtin und Hüterin meines Lebens zu begleiten, beruhigt haben.

Johannes Roth war mir denn als hülfreicher Reisebegleiter zugesagt und an ihn schloß sich alsbald sein

Herzensfreund Erdl an. Bemerkenswerth erscheint es mir, daß die beiden Väter dieser Jünglinge: der Präsident von Roth und der in seinem Berufe anerkannt tüchtige, kenntnißreiche, wackere Landarzt Erdl, der Vater meines guten Reisegefährten, mit mir, dem väterlichen Anführer auf der Reise, in einem und demselben Jahre, 1780 geboren waren; als hätte dies schon eine vorläufige Hindeutung auf unser gemeinsames Zusammenwirken bei dem Reiseunternehmen seyn sollen.

Aber zu diesen beiden jüngeren Reisegefährten gesellte sich schon von München aus noch ein dritter, etwas älterer, der aber durch die Natur seiner geistigen und gemüthlichen Anlagen ganz dazu gemacht war, ein ergänzendes Mitglied unserer Gesellschaft zu seyn. Dies war der Maler Martin Bernaz aus Speier, dessen ich später, als eines treuen Gefährten des Johannes Roth und eines Theilnehmers an allen Gefahren und Mühseligkeiten auf der Reise in Aethiopien ausführlicher erwähnen werde.

Seinen 21. Geburtstag, am 4. Septbr. 1836, hatte Johannes noch im elterlichen Hause, im Kreise der Seinen gefeiert, der darauf folgende Tag blieb ihm noch für den Abschied übrig, denn am 6., schon in der Morgendämmerung fuhren wir, mit schweigendem Ernste, auf der Straße nach Salzburg hinaus.

In Wien fanden wir noch ein werthes Mitglied unserer Reisegenossenschaft: Fräulein von Waitz aus Kassel. Diese, eine Jungfrau von frommem Gemüthe und hochgebildetem Geiste, hatte schon manches schöne Land der Erde gesehen und durchreist. Aber sie begehrte einer höheren Weihe für all' diese bisher genossene Lust der Augen, welche sie zwar am bleibendsten und bald hernach auf ewig im Inneren ihres treuen Gemüthes gefunden hat, die aber

auch äußerlich den Sinnen sich nahete, in dem Lande, darin die Geschichte der Erde wie ihrer Völker ihre höchste Weihe empfangen hat.

4. Die Weihe der Augenlust.

Die Augenlust bringt eine große Gefahr der Seele, wenn sie mit der Fleischeslust und dem hoffärtigen Leben im Bunde steht. Es gibt aber auch eine andere Lust der Augen, deren Blick nicht niederwärts nach dem vergänglichen Staube und nach den Lüsten des Fleisches gerichtet, sondern nach oben gewendet ist: nach dem Abglanze einer göttlichen Macht und Herrlichkeit in den Werken der Schöpfung wie der anbetenden, menschlichen Gottesfurcht. Nach einer solchen Augenlust hatte David's Herz ein Sehnen (Ps. 27 V. 4), Israels schon geistig versinkendes Volk ein Verlangen (Ezech. 24, 21). Die Berge wie das Meer, die Länder wie ihre Bewohner geben ein Zeugniß für die alldurchwirkende erhaltende Macht ihres Schöpfers; die Spuren und Erinnerungen an die großen Thaten der Erziehung und Rettung der Menschen sind nach verschiedenem Maaße, mehr oder minder dem Auge erkennbar, der Geschichte der Länder und Völker aufgeprägt, und diesen nachzugehen, sie zu erfassen, das ist der höchste Genuß, den der Wanderer durch die Länder der Erde finden kann. Mit Recht habe ich deshalb in diesen Zügen aus der Geschichte meines jungen Freundes unsere gemeinsame Reise in das Morgenland als eine Weihe der Augenlust, und ich füge noch hinzu: des Wandertriebes bezeichnet, der sich von frühester Kindheit an in ihm geregt hatte.

Ich habe in meinem Buche: Reise in das Morgenland unsere damaligen Wege durch Land und Meer und

alles Das, was wir auf ihnen sahen und erfuhren, genau beschrieben und darf mich auf meine dort gegebenen Berichte um so mehr berufen, da der Kreis der Anschauungen, den sie umfassen, auch ein sonst vielbekannter ist. Wo könnte die Freude an den sichtbaren Wundern der Schöpfermacht mit jener an den großen Thaten Gottes in der Geschichte der Völker in höherem Maaße vereint seyn als in den Gegenden der Erde, welche wir damals mit unseren Augen sahen, mit unseren Füßen betraten!

Dort am schwarzen Meere öffnete sich uns zuerst ein Hinausblick auf ein Feld der uralten, bedeutungsvollen Völkersagen; Konstantinopel, die Trümmerstätte der alten oströmisch=byzantinischen Herrlichkeit, weckt zwar den Schrecken der Gerichte auf, die über ein Volk kamen, das den Weg der lauteren Wahrheit verlassen hatte, zugleich aber auch einen Quell der Tröstungen, denn noch immer grünt der Same des Glaubens und das Festhalten an dem ewigen Worte der Verheißungen unter dem Trümmerhaufen fort. Wie der Ton eines lieben alten Liedes ergriff der Anblick der Umgegend des alten Troja meinen jungen, Freund Johannes und den Genossen seiner Freude, unseren Erdl. An dem herrlichen Lesbos zogen wir an einem unvergeßlich schönen Herbstnachmittage langsam und in solcher Nähe am Ufer hin, daß wir Klänge wie eines Liedes von dorther vernahmen, bei denen wir selber einen Gesang anstimmten, zwar nicht nach dem Texte, wohl aber nach dem Rhythmus eines Sapphischen Liedes. Was konnte dem freudigen Aufwachen gleich kommen, im Hafen von Smyrna, nach der nächtlichen Fahrt durch den Meerbusen hinein zum Lande! Zum-ersten Male seit langer Zeit vernahmen wir da den Klang einer christlichen Glocke, die den anbrechenden Tag verkündete, denn Smyrna

hat, nach dem Worte der Verheißung den Segen behalten, welcher der Lohn seiner Treue bis zum Ende war. Und welches andere Land der Erde hat die Natur mit einem höheren Liebreize, die Geschichte der Wissenschaften und Künste mit reicheren Erinnerungen geschmückt als hier diesen Blüthengarten des alten Joniens, das Vaterland eines Homer und Hesiod und der gepriesensten Dichter des ionischen Gesanges, in der Nachbarschaft der Schulen der Weisheit zu Miletos und von Samos, Ephesus und Cos! Mit der Eile des Dampfes unserer Schiffe und Wägen könnte man hier in einem Tage die Wohnsitze der ältesten Meister der griechischen Kunst und Wissenschaft bis hinab zur Heimath des „Vaters der Geschichte", des Herodot, besuchen. Die Reise nach Magnesia war ein Vergnügen für alle Sinne; der Glanz des mächtigen Türkenreiches, in der Zeit seiner schönsten Blüthe, fällt hier noch ungetrübter in's Auge, als selbst in Konstantinopel. Sardis, die Stätte eines mächtigen Thrones, wie einer vormaligen christlichen Gemeinde, gibt in seinen Trümmern, eben so wie Ephesus, ein Zeugniß von der Wahrheit des göttlichen Wortes, welches über das Ende dieser beiden Gemeinden ausgesprochen ward. Turkomanen bewohnen jetzt die Gegend am Fuße des hohen Tmolus, welche der vormals goldreiche Paktolus durchströmt. Mit den Kranken unter diesem Volke kamen meine beiden jungen Freunde: Roth und Erdl bald in Verkehr, denn so gut sie es vermochten, suchten beide durch guten Rath, Austheilen von Arzneien aus ihren mitgebrachten Vorräthen, und kleine chirurgische Handgriffe den Leidenden hülfreich zu seyn.

Namentlich für seine nachherigen, größeren Reisen und ihre tägliche Anforderung waren diese ärztlichen Geschäfte dem Johannes Roth eine sehr wohlthätige Vorbereitung.

Wie mit den Turkomanen und selbst mit den herumstreifenden Banden der Zigeuner oder den armen Fellahs in Aegypten, so lernte er nachmals mit den Beduinen der äthiopischen Wüste, wie mit dem Volke von Schoa und mit den Kaffern sich befreunden. Es lag in seinem ganzen Wesen ein Ausdruck des zutraulichen Wohlwollens und der Herzensgüte und dabei eine so eigenthümliche Würde, daß auch in den rohesten Menschennaturen nicht leicht ein Widerstand gegen ihn und seine immer billigen Anforderungen aufkommen oder lange fortbestehen konnte. Dieses erfuhren wir ganz besonders auf unserer beschwerlichen Fahrt auf einem Segelschiffe, das voll türkischer Mekkapilgrime war, von Smyrna bis nach Alexandria. Die ungünstigen Winde und Stürme, die uns damals zuerst auf den oenussischen Inseln, dem lieblichen Chios nachbarlich gegenüber, mehrere Tage festhielten, dann nach Symi, der Heimathinsel der Taucher und Seeschwammfischer, verschlugen, konnten den Geist der freudigen Geschäftigkeit, der in unseren jungen Freunden war, und der auch uns sich mittheilte, nicht dämpfen noch verscheuchen. Sie fanden überall Gelegenheit, Neues zu sehen und zu forschen und den armen Mekkapilgrimen Gutes zu erzeigen. Namentlich fühlte sich ein mitreisender Derwisch von solcher ehrerbietigen Zuneigung gegen den jungen Hakim Roth ergriffen, daß er diesem bei ihrem gegenseitigen Abschiede ein kleines, aus Elfenbein schön geschnitztes Hausgeräthe als ein Geschenk zum Andenken aufdrang, welches er selber als sein kostbarstes Eigenthum schätzte. Daß unser junger Freund dieses Geschenk eines Armen mit reicher Gegengabe erwiderte, bedarf ich hier nicht zu versichern.

Bei unserem kurzen Aufenthalte auf der Insel Rhodos traten wir zuerst in die Gränze der Palmenzone ein. Die

ganze schöne Insel erschien uns als ein Garten der Hesperiden; ein heimathliches Gefühl wandelte uns bei dem Anblicke der alten Burgruinen an, darin einst, wie die abbildlichen Wappenschilder es bezeugen, auch Ritter aus deutschem Geschlechte den Kern des alten Johanniterordens gebildet hatten.

Unbeschreiblich sind die Gefühle, mit denen wir am 27. November (es war der Sonntag des ersten Advents 1836) schon frühe am Morgen die Küste von Aegypten vor uns sahen und Vormittag 9 Uhr in den äußeren Hafen von Alexandria einliefen. Es sind Gefühle, bei deren Erneuerung mein altes Herz wieder jung wird und aufwacht wie eine schlafende Biene, wenn die Morgensonne im Thautropfen ihres Blumenbettes sich spiegelt, zum Werke der vergangenen Tage. Wir hatten die Fahrt von Rhodos hieher in beständigem Sturme gemacht; die Seekrankheit war uns Allen vergangen, hier prangten in den nachbarlichen Gärten die hohen Palmen mit ihrem immer grünenden Laubdache, unter welchem die Bündel ihrer Früchte: die eben reifenden Datteln, herabhingen; die Schwalben mit frohlockenden Tönen flogen von dem Mauergesimse des nahen Quarantainehauses bald hinauswärts über den sonnigen Spiegel des Meeres, bald wieder heimwärts unter das Obdach ihres schönen Absteigequartieres in der Fremde. Genossen doch wir mit ihnen das gleiche Glück; dem heimathlichen Winter entflohen ergingen wir uns, als man uns nach einigen Wochen aus der Quarantaine auf dem Schiffe entlassen, vor Weihnachten auf dem noch in seinen Trümmern herrlichen Schauplatze des Reiches der Ptolemäer, dessen Größe mehr noch als in der Macht seiner Heere und seiner Schiffe in dem geistigen Bunde lag, den es mit der Wissenschaft und Kunst geschlossen hatte. Wie ein Schwarm

der Fliegen auf einem Felde des Todtengebeines erschien uns das Getümmel der Vorfeier des Bairamfestes, welche damals gerade vor Weihnachten, namentlich bei nächtlicher Beleuchtung von den Türken gehalten wurde. Wir aber suchten gerne die Stille dort an der Pompejussäule, oder bei den Obelisken der altägyptischen Kunst (den sogenannten Nadeln der Kleopatra) und bei anderen Resten der altvergangenen Zeiten in und um Alexandria auf, saßen am ersten Weihnachtsfeiertage des Nachmittags in einem Garten, der aus dem Machmuthskanale sein Wasser empfing, im Schatten der Bäume, von denen wir die frischen Datteln genossen und mit ihnen, zum ersten Male in unserem Leben, die Früchte des Pisangbaumes. Als wir am 3. Weihnachtstage, den 27. Dezember, auf und neben dem Machmuthskanal hinaufzogen, da kamen wir über hochgrünende blühende Wiesen, auf denen, wie bei uns im Mai, die Schafmütter mit ihren Lämmern weideten.

Als wir, nicht zwar mit Dampfschiffseile, sondern auf einem schwachen Fahrzeuge, das durch Menschenhände gezogen ward, den Nil erreichten und auf ihm ein besseres, größeres Fahrzeug bestiegen, da blieb uns freilich auch noch Zeit genug, uns stunden-, ja halbe Tage lang auf den Wegen am Ufer hin zu ergehen. Denn auch da mußte der Fahrt unserer Barke im Strome aufwärts öfters durch den Zug der Seile von Menschenhand nachgeholfen werden. Aber die uralte Majestät des Stromes ließ keine Regung der Ungeduld aufkommen. Denn noch steht er durch den Glanz, welcher seinem Namen das Buch der Geschichte der Völker und Länder gibt, als ein König unter den Flüssen der Erde da, welchen nur der Jordan an Rang übertrifft, der Ganges aber nahe kommt. Wer sie nicht selbst mit ihnen genossen, der kann die Freuden meiner

beiden jungen Naturforscher Roth und Erdl nicht erfassen, die das Lustwandeln in solcher Natur, in den Wäldern der eben blühenden, duftenden Mimosen und über die Felder der blühenden Baumwollengesträuche gewährte. Wie that hier das herrliche Land den beiden Sammlern seine Schatzkammern auf, wie oft wurden bei ihnen die Gefühle der jungen Brust zum lauten Gesange!

Ich schweige von dem Eindrucke, welchen die noch fortbestehende Pracht der Stadt der Khalifen: Kairo, mit den Grabestempeln in seiner Nachbarschaft, auf unsere Sinne machten. Dieser Eindruck ist von vielen Zungen und Händen so meisterhaft beschrieben, daß seine Erwähnung kaum einem meiner Leser etwas Neues geben könnte. Von persönlich eigenthümlicherer Art war jedoch der geistige Genuß, den uns am 9. Januar der Besuch der Nachbarschaft von Matarieh, des Quelles der Sonne, gewährte. Wir ritten auf unseren Eseln durch Pflanzungen von Zuckerrohr, — eine Erscheinung aus der neueren Zeit des Landes, — bald aber nahe jenseits Matarieh, lag eine der ältesten, hochgepriesensten Erscheinungen der ägyptischen Vorzeit vor unseren Augen. Hier war die Stätte der alten Priesterstadt On, deren berühmteste Tochter Potiphera wir als Gemahlin des Patriarchen Joseph, und als die Mutter Manasse's und Ephraim's kennen. On, die Sonnenstadt, in griechischer Zunge Heliopolis genannt, war der Hauptsitz der Tempelweisheit Aegyptens. Viele der berühmtesten Weisen des Alterthumes kamen von ferne her, um in dieser Schule einen Nachhall zu vernehmen von den Lehren der Weisheit, die von Anfang war und aus dem Quelle uralter Forschungen und Beobachtungen der Welt der sichtbaren Dinge zu schöpfen. Noch vor acht-

zehnhundert Jahren fand einer der Väter der Länderkunde, Strabo der Kappadocier, das alte Heliopolis zwar vereinsamt und verödet, noch aber standen seine Tempel und seine Gassen, in deren einer man dem Reisenden die Häuser zeigte, darin Plato, darin Eudoxus gewohnt hatten, während sie hier in der Schule der Tempelweisheit verweilten. Und was war jetzt aus On, aus Heliopolis, der Stadt der Sonne, geworden? Die Reihen ihrer Gassen sind lange und geradlinig hinlaufende Schutthaufen, mit dicken Lagen von Wüstensand bedeckt, die Herrlichkeit ihrer Tempel ist dahin; auf einem Ackerfelde, das bei unserem Besuche mit gelbblühendem Rübsamen bedeckt war, steht aber noch in unzerstörter Schönheit der Obelisk des Pharao-Osirtesen, zwischen dessen wohlerhaltenen Hieroglyphenzügen eine Schaar von Mauerbienen ihre Zellen baute oder ihrer jungen Brut die Honigspeise vom Felde brachte. Nicht zwar zwischen den steinernen Schriftzügen von Hieroglyphen, wohl aber in den Zügen einer uralten christlichen Ueberlieferung hat sich in dem benachbarten Garten von Matarieh die Andacht der Pilgrime, wie der einheimischen Christen ihre Zelle gebaut. Hier soll die heilige Familie mit dem Kinde, durch welches der Friede auf Erden kam, bei dem Einzuge in Aegypten die erste Stätte des friedlichen Ausruhens gefunden haben. Glänzt doch überall hier in der Nähe der Stätte des alten Memphis, gleich den Rubinen und Sapphiren aus dem dunklen basaltischen Gesteine von Ceylon, das Morgenlicht der heiligen Geschichte, die hehre Nacht der ägyptischen Vorzeit herein, denn dort die Pyramiden bei Ghizeh, das erste der sieben Wunderwerke der alten Welt, hat schon Abraham gesehen und oben auf dem Gipfel der größten derselben wachten lauter und lebendiger als anderswo die Worte von Moses

Lied: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für,“ in unseren Seelen auf (Ps. 90).

Die Trümmer der Tempel und Königshallen von Memphis liegen schon längst, vom Wüstensande bedeckt, im Walde am Fuße des Hügelzuges von Sakkarah. Die Geschichte der Wunder, welche hier zur Rettung Israels aus der Tyrannengewalt, die Wunderwege, welche seine Heere von der Pharaonenstadt aus zum Berge Gottes und nach Jahren langer Läuterung nach dem Lande der Verheißung geführt hatten, hat kein Sturm im Sande begraben können, sie liegen uns noch offen vor Augen in dem Buche der Bücher. Wir nahmen, bei unserer Abreise aus Aegypten, den Weg, welchen nach den Andeutungen in der Schrift und bei Josephus die Heere Israels zogen, feierten einen Sonntagmorgen an den Brunnen Mosis, bei welchen Moses und die Kinder Israel ihr Siegeslied sangen, reisten dann meist an der Küste des rothen Meeres hin nach Tor, von da zogen wir in das Innere der Halbinsel zum Horeb-Sinai. Nur das, was die Augen sahen und die leiblichen Sinne hier erfuhren, ließe sich beschreiben, nicht aber das, was wir in unserem Inneren fühlten.

Sieben Wochen, für uns und namentlich für unsere jungen Begleiter eine genuß- und lehrreiche Zeit, hatten wir in der hehren Stille und Einsamkeit der Wüste und eines Landes zugebracht, da kein Säen und Ernten ist, hatten auch auf unserem Zuge durch die Araba die vereinsamte, aus dem Felsen gehauene Stadt Petra besucht, als wir am Gründonnerstage (23. März) in die Gränzen des heiligen Landes eintraten. Jerusalem zwar, wie unser Wunsch war, konnten wir vor Ostern nicht mehr erreichen, doch ruheten wir in Hebron, und die ganze Zeit, die wir auf der damaligen Reise in Palästina ver-

weilten und herumzogen, blieb uns für das noch übrige Erdenleben ein Vorgeschmack von der seligen Feier eines ewigen Osterfestes, zu welcher meine theueren jungen Begleiter: Roth und Erdl so wie Elisabeth v. Waitz bereits eingegangen sind. Roth aber hatte vorher noch eine andere Aufgabe in Palästina zu lösen*).

Am Tiberiassee hin, über den Jordan, im Osten des großen Hermon setzten wir unsere Reise über das paradiesisch schön gelegene Damaskus, dann über Baalbek nach Beirut fort, verweilten auf unserer Heimfahrt über das Meer auf Patmos, der Insel des Adlers unter den Evangelisten, und ruhten dann mit heimathlichem Wohlgefühle in dem neu erstandenen Griechenland aus. Da in Athen war uns ein zweifacher Hochgenuß bereitet durch die lebendigen Erinnerungen an die Zeit der geistigen Aussaat, in welcher wir als Jünglinge im Geiste mit Griechenlands Helden und Weisen umgingen und durch den Anblick des bayerischen Panieres, das ein Sohn unseres Königshauses mit der bayerischen Gemüthlichkeit zugleich auf Griechenlands Boden und in seinem Volke anpflanzte. Der Besuch des Pentelicon, wie der ganzen Umgegend von Athen, hat sich unseren inneren Sinnen tief eingeprägt. Malta's wohlbewachtes Felsennest, der Fernblick auf Syrakus, das

---

*) Dies waren die Forschungen über den natürlichen Grund der auffallenden Senkung des unteren Jordanbettes bis zu seinem Ende im todten Meere. Uns war die Entdeckung dieser merkwürdigen Thatsache auf unserer Reise im Jahre 1837 als ein besonderer Glücksfund zugefallen, indem unser noch einziges wohlerhaltenes Barometer, obgleich für vaterländische Höhenmessungen wohl geeignet, die Messung großer Tiefen durch seine beschränkte Scala sehr erschwerte.

Verweilen am Fuße des Aetna und die nachbarliche Vorüberfahrt an Messina, das Ausruhen auf Elba, dann ein längeres Verweilen in Livorno, Pisa und Florenz sind uns eine Schatzkammer der Anschauungen, deren Reichthum sich nie verzehren wird. Der Heimweg führte uns durch einen großen Theil des schönen Italiens, dann durch das herrliche Tirol; am Vorabende vor dem Michaelisfeste kamen wieder nach München.

Allerdings war der ganze Verlauf dieser Reise, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende wohlgeeignet, der Reiselust meines geliebten Johannes Roth eine Weihe zu geben, die seinen Geist in dem ganzen späteren Leben niemals wieder verließ.

5. Die Ruhe vor dem neuen Auffluge.

Die Weltanschauungen und Erfahrungen, welche mein junger Freund Johannes Roth von der eben zurückgelegten Reise mit sich nach der Heimath brachte, waren für ihn und Andere von hohem Werthe. Es waren Gaben jener mütterlichen Weisheit, welche den Geist des Menschen, der ihrem Zuge gehorcht, zunächst für den vorherbestimmten Beruf seines Erdenlebens erzieht. Das aber, was mein Freund im Hause der Eltern fand, war für sein äußeres wie für sein inneres Leben von noch viel höherem Werthe: es war der fortbildende Einfluß einer Mutter, welche bald nach seiner Rückkehr, deutlicher als die Vermuthungen der Aerzte es errathen ließen, das Ende ihres Erdenlebens sich nahen fühlte. Schon während unseres Verweilens in Griechenland (zu Syra, in der Quarantaine) hatte Johannes die Trauerbotschaft von dem Tode seines treuen Freundes: des Mannes seiner ältesten Schwester

erfahren; diese selber, die junge Wittwe, siechte, im Hause der Eltern, an einer schnell verzehrenden Krankheit dem Grabe entgegen. Wir sprachen im vorhergehenden Kapitel von einer Weihe der Lust der Augen. Von höherer Art ist die Weihe der Lust des Herzens, welche die Mutter unseres Johannes nicht nur durch die äußeren Heimsuchungen der damaligen Tage, sondern auf den inneren Wegen ihrer Vollbereitung für das Leben der Ewigkeit empfangen hatte. Leichten Sinnes gingen wohl Viele an den Zügen vorüber, in denen jene höchste Weihe der Herzensluft sich kund gab; wem aber nur für einen oder den anderen dieser Züge das Auge geöffnet war, der hat darin einen Segen für sein Leben empfangen.

Die Weihe der mütterlichen Herzensluft äußerte sich am meisten in der Fülle einer Liebe, die, wie der Strahl eines beständigen Sonnenscheines, von oben kam, aber nach allen Seiten hin, am hellsten über das, was ihr am nächsten stand, sich ergoß. Eine Herzensluft auch für uns Andere war es, diese Mutter namentlich mit dem Sohne Johannes beisammen zu sehen. Das, was die Mutterliebe schon in den ersten Jahren seiner Kindheit an ihm erkannt, und das Wohlgefallen, das sie bei dem Blicke auf dieses Kind gefühlt hatte, war ihr jetzt in reicherem, reiferem Maaße wiedergekommen; in dankbarer Liebe ging das Herz des Sohnes dem Zuge des mütterlichen Wesens entgegen. So war Johannes im Hause der Eltern in eine Schule der Liebe und der Weisheit des väterlichen und des mütterlichen Geistes gekommen, in welcher für ihn mehr zu gewinnen war als in allen Schulen der Weltweisheit.

Dennoch versäumte er auch diese nicht; er nahm die unterbrochenen Universitätsstudien mit Ernst und rastlosem Fleiße wieder auf, gab sich vor Allem den medizinischen Stu-

dien hin. Nicht zwar, um die ausübende Arzneikunde zu seinem äußeren Lebensberufe und Broderwerbe zu machen, sondern, wie dies seine vertrauteren Freunde wohl wußten, um auf späteren Reisen als vollendeter Arzt manchen Leidenden, die ihm auf seinem Wege begegneten, Linderung und Hülfe bringen zu können und sich dadurch eine willfährige Aufnahme in der fernen Fremde zu sichern. Im Jahre 1839 erlangte er, mit seinem brüderlichen Freunde Erdl zugleich, den medizinischen Doktorgrad.

Erdl wendete sich, mit entschiedener Vorliebe, dem Berufe eines akademischen Lehrers zu, für welchen er Gaben empfangen hatte, die nach wenig Jahren die Beachtung nicht des eigenen Vaterlandes allein, sondern auch des Auslandes an sich zogen. Auch hatte der Jüngling, dessen äußeres wie inneres Wesen ihm allenthalben Vertrauen und Liebe gewannen, bald Etwas gefunden, das ihm das Bleiben im deutschen Vaterlande zur erwünschten Pflicht machte. Denn nicht umsonst hatte er um die Liebe einer der besten und edelsten Jungfrauen seiner Vaterstadt geworben: der Tochter des um die Wissenschaft hochverdienten Geheimrathes von Martius, welcher bei uns in stiller, fortwährender Thätigkeit die Fülle seiner in Brasilien gewonnenen Natur- und Weltanschauungen verarbeitete. So umfing den Jüngling Erdl die Liebe von zwei theuren Elternhäusern mit ihren Armen, und hielt ihn in seinem heimathlichen Berufe fest. Anders aber sah es im Gemüthe unseres Johannes Roth aus: dieser fühlte sich, wie der Vogel, zum Ausfluge in die weite Welt, über Berg und Thal, über Land und Meere gemacht; ein erster Versuch, im Gebrauche seiner Schwingen, war ihm so wohl gelungen, ein Stillsitzen schon jetzt, in der frischesten Zeit der Jugend, war ihm die erzwungene Ruhe in einem Käfig. Auch an ein

solches Band des jugendlich fühlenden Herzens, wie das schöne war, das unseren Erdl in der Heimath hielt, schien, so erwünscht dasselbe gewesen wäre, bei Johannes nicht zu denken. Wo sich bei ihm etwas dem Aehnliches zeigte, da glich es der leicht dahin flatternden Zuneigung eines kindlichen Gemüthes zu einem lieblichen, spielenden Kinde. Und so war denn sein sehnliches Sinnen, im Wachen wie im Traume, auf ein Hinausreisen in die Welt gerichtet, und zwar wo möglich auf ein noch viel weiteres als das unseres gemeinsamen Ausfluges in die Ruhmeshallen der Völkergeschichte gewesen war.

Aber wo sollte die Gelegenheit zur Erfüllung dieses Wunsches herkommen? — Und doch kam sie, von einer Seite her, von welcher Keiner von uns sie erwartet hatte. Ein theurer Freund von uns, den wir im Dienste der englischen Mission in Smyrna hatten kennen gelernt, und welcher früher in Indien Missionär gewesen war, hatte dort einen edlen, wissenschaftlich hochgebildeten Engländer: den Major Jervis kennen gelernt und das Vertrauen desselben gewonnen. Der Major, welcher damals die Aussicht hatte, auf der Stelle eines general Surveyor die großen, weitausgedehnten Länder von Indien genauer zu durchforschen und kennen zu lernen, war schon seit längerer Zeit mit den Gedanken beschäftigt, ein großes Werk über Indien zu schreiben. Zur Vorbereitung dieser Arbeit und zu thätigen Gehülfen bei derselben wünschte er zwei junge Deutsche: einen Naturforscher und einen Maler in seine Dienste zu nehmen, die zunächst auf seinen Reisen ihn begleiten und die gewonnenen Anschauungen wissenschaftlich wie künstlerisch festhalten sollten. Er schrieb deshalb an seinen Freund: den Missionär Fiellstedt in Smyrna, und dieser theilte mir den Wunsch seines Freundes mit, sprach auch zu gleicher

Zeit die Frage und den Wunsch aus, daß Johannes Roth und Bernatz auf das Anerbieten des Major Jervis eingehen möchten. Wer konnte dieses freudiger thun, als meine beiden Freunde Johannes Roth und Martin Bernatz! Indien, ja das herrliche Indien zu sehen, das erste der Erde, nach den Herrlichkeiten der Natur, das dritte im Range der völkerhistorischen Bedeutenheit, das war schon längst das sehnlichste Verlangen meines Freundes Johannes; die gegebenen Aussichten und Bedingungen erschienen so annehmlich: die beiden Eltern, die Mutter zwar mit großer Selbstverläugnung ihrer ahnenden Gefühle, stimmten dem Wunsche des Sohnes bei.

Jervis hatte den Reiseplan für die jungen Leute so angeordnet, daß sie von London aus mit einem Segelschiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung den Weg nach Indien machen sollten. Dieser Weisung folgend verließen die beiden Freunde gegen Ende des Juni im J. 1840 München (Johannes, nachdem er, ohne es zu ahnen, seinen letzten Abschied auf Erden von der theuren Mutter genommen) und traten den Weg nach London an. Denn Jervis hatte gewünscht, daß die Reisenden baldmöglichst sich auf den Weg machen möchten, und deshalb schien keine Zeit zu einer längeren Zögerung zu seyn.

6. Die Reise nach Indien und Aethiopien.

Ein Aufenthalt freilich nur von 14 Tagen in der großen, an allen Gütern reichen Weltstadt London war für unsere jungen Reisenden von hohem Werthe. Sie hatten gute Empfehlungen dahin aus der Heimath an ein Handelshaus, das mit dem großväterlichen Hause zu Nürnberg

in befreundeter Verbindung stand; Johannes war der englischen Sprache mächtig und fühlte von früher Jugend an durch den Geist und die Naturart des brittischen Volkes sich innig angezogen. Auch fand er mit seinem bescheidenen und dennoch so gehaltvollen Wesen ein freundliches Entgegenkommen mehrerer wissenschaftlich bedeutungsvoller Männer. Hätten nur auch die beiden hierin unerfahrenen jungen Leute einen sachkundigeren Vermittler ihrer Weiterreise nach Indien gefunden, als der sonst wohlmeinende Mann war, der ihnen zu derselben ein Segelschiff empfahl, das zwar ein erst neu gebautes, übrigens aber das möglichst unwirthlichste war, und welches unter der Leitung eines eigensinnigen, gewinnsüchtigen Kapitäns stand, welcher diese beiden einzigen Passagiere, welche sich ihm anvertraut hatten, gegen eine Summe von 160 Pfund (mit manchen anderen Nebenforderungen gegen 2000 fl.), welche vor der Abfahrt entrichtet werden mußten, fast ein halbes Jahr lang Hunger und Durst, so wie alle Qualen zweier ihm auf Tod und Leben dahingegebenen Gefangenen erdulden ließ. Am 17. Juli waren sie aus der Themse hinausgefahren, nach langer Hemmung durch den ungünstigen Wind hatten sie die Fahrt durch den Kanal zurückgelegt und am 2. August das freie atlantische Meer erreicht. Während unsere jungen Freunde so in guter Hoffnung zunächst dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusteuerten, erhielt ich einen Brief von dem theuren Freunde Fiellstedt, darin mir dieser mittheilte, daß die Aussicht des Major Jervis, die Stelle des General Surveyors zu erhalten, vor der Hand vereitelt oder hinausgeschoben worden sey, unsere beiden jungen Reisenden sollten deshalb noch nicht kommen, sondern bis auf weitere Weisung noch daheim bleiben. Wer kann sich meine Sorgen, meinen Schrecken, meine Befürchtungen

in ihrem ganzen Umfange denken, und die fortwährende Steigerung dieser Sorgen sich vorstellen, welche durch das lange Ausbleiben einer Nachricht von unseren beiden Seefahrern veranlaßt wurde! Endlich kamen Briefe von Roth und Bernatz aus Indien, welche von der späten, doch glücklichen Ankunft am Ziele der Reise die Kunde brachten. Den ersten Brief von Johannes theile ich hier mit.

22. Dezember 1840.

„Mein theurer väterlicher Freund und Lehrer!

Nach einer langen, ziemlich einförmigen Fahrt von 5 Monaten sehe ich endlich mein Ziel näher gerückt, und dadurch mein nächstes Anliegen durch Gottes Gnade erfüllt. Ja, seine Wege sind wunderbarlich und Er führet Alles herrlich hinaus. Lobe den Herrn, meine Seele!

Sie werden mich zu dieser Zeit schon lange in Calcutta oder der Umgegend gedacht haben. Aus dem Briefe an meine lieben Eltern werden Sie entnehmen, welche Prüfungstage uns auferlegt waren; es war eine große Gnade von Gott, daß er mich nicht muthlos werden ließ, und daß ich bei ernstlicher Betrachtung meiner Lage mich nicht auf unrechtem Wege verirrt antraf. Zwar war das geringe Feuer, das mir beschieden ist, nahe am Erlöschen, weil die Nahrung, die ich nicht, wie Andere, in mir selbst finde, mangelte (ich kann nicht sagen, wenn ich B. ansehe: „satis magnum alter alteri theatrum sumus"); und ich fürchtete schon, mein Eifer würde sich erkaltet zeigen, wie weiland in Aegypten; allein die letzten Tage, in denen mir ein geringer Vorgeschmack von den herrlichen Werken Gottes, die ich nun bald erblicken und bezeugen soll, vergönnt war, hatten die gute Wirkung, alle meine Vorsätze

zurückzurufen und mir das eigentliche Wesen meines neuen Berufes wieder recht anschaulich zu machen.

Statt einer Wiederholung dessen, was meine anderen Briefe enthalten, und das so unfruchtbar ist, will ich Ihnen hier nur Etwas aus den letzten Tagen erzählen, indem ich die Unvollständigkeit der Beobachtung theils meiner großen Ueberraschung, theils aber auch der Kürze der Zeit und dem Mangel an Unterstützung zuzuschreiben bitte.

Ungünstiger Wind, mehr noch Hunger und Durst, veranlaßten den Kapitän unseres Schiffes, am 15. Dezember auf die Küste von Arakan loszusteuern, von welcher wir nur 3 Längengrade entfernt waren. Man wählte die sichere Bucht unter Lat. 19° 48′ N. Long. 93° 44′ O. Gr., die, von mehreren gesunden Inseln gedeckt (Ramri, Tscheduba, Amherst Isl., Flat Isl., Tree Isl. und einige namenlose), seit der Okkupation von Arakan oft von englischen Schiffen, selbst der Marine, besucht wird. Wir kamen von S.W. herauf und warfen am 16. Dezember Abends zwischen Tscheduba und Flat Island, jedoch in sehr großer Entfernung von beiden, Anker. Die Geschichte der beiden folgenden Tage habe ich an einem anderen Orte zu geben versucht, hier nur, was mir bei meinen kurzen Besuchen auffiel.

Wir kamen nur mit armem Fischervolke in Berührung, das mir aber gleich weit verschieden von Malayen und Hindu, die ich mit ihnen vergleichen konnte, schien. Diese Mug's waren wohlgebildet, groß, schlank, nicht dickbauchig wie die Hindu, zwar gekrümmt, was aber ihrer Gewohnheit, Lasten auf dem Nacken zu tragen, zuzuschreiben ist; starke Waden, Zehen fast gleich lang, wodurch der Fuß unförmlich breit und kurz erscheint; Haut nuß-

farbig, feinrissig, fast haarlos. Haupthaar kohlschwarz, dicht, schlicht und steif, sparsamer Bart; sehr breite Stirne in den Schläfen, aufgeworfene Nase, feiner Mund, langgeschlitzte Augenlider, volles Gesicht, doch nicht besonders vorragende Backenknochen; ein gutmüthiger Ausdruck im Gesichte. Ihre Bekleidung sehr einfach; die Männer nur eine Leibbinde und ein Kopftuch, meist weiß; die Weiber ein blaues Hemd; die Kinder ganz unbekleidet. Ihre Wohnungen, große Bambushütten, sind mehrere Fuß über den Boden erhaben, wegen der Ueberschwemmungen, wie es scheint, und des Ungeziefers, bestehen aus mehreren Gemächern und dienen nur als Nachtquartier; denn den Tag über sitzt die ganze Familie unter den Tamarinden, in deren dichtem Schatten die Hütte steht; daselbst kochen sie auch ihr spärliches Mahl. Es scheint, die Männer besorgen hier den größten Theil der Geschäfte: sie fuhren auf den Fischfang aus, schnitten und enthülsten Reis; von Handwerkern sahen wir nur einen Schiffszimmermann; die Weiber besorgten das Trocknen der Fische. Sie halten eine Menge Hühner mit prachtvollem Gefieder; Büffel, Hunde und Katzen. Sie sind leidenschaftlich dem Betelkauen und Tabakrauchen ergeben; höchst wahrscheinlich genießen sie auch, wie ihre Nachbarn, Opium. Sie rauchen Cigarren, die sie auf der Stelle selbst verfertigen, und in einem geräumigen Loche eines Ohrläppchens oder beider bei sich tragen; dieses ist die einzige Verunstaltung an ihrem Körper. Ihre Sprache kam mir sehr übelklingend vor; sie sprechen hastig, schreiend wie im Zorne, auch wenn sie lachen und scherzen. Ein Priester, Wali, der ein langes feuerfarbiges Gewand trug, mit geschorenem Haupt- und Barthaare, beobachtete meist ein ernstes Schweigen, oder sprach, wenn angeredet, abgemessen und ruhig. Besonders

auffallende Gebräuche sah ich nicht, außer daß sie entweder erhaben sitzen, wie wir, oder hocken; nie mit untergeschlagenen Beinen, wie ich erwartet hatte. Kastenunterschied und Skrupulosität im Genusse gewisser Speisen oder mit Fremden scheint nicht unter ihnen zu herrschen.

Ich komme nun zu einer kursorischen Beschreibung des gesegneten Landes, das sie bewohnen. Die theils felsige, theils sandige Küste steigt so allmählig an, daß meilenweite Strecken bei Ebbe trocken gelegt werden. Der tiefere Grund ist mit Austern gepflastert und mit verschiedenen Fucusarten bewachsen. Die Uferfelsen sind ein ganz von Bohrmuscheln durchlöcherter weicher Kalkstein, von außen kohlschwarz; granitisches Geschiebe auf den Bänken angeschwemmt; Kieselsand mit Muschelresten und ein mächtiger fetter Humus bilden die nächste Oberfläche, die aber nur selten unbekleidet hervortritt. Dichter Rasen von Sumpfgräsern, dann Schilf, Zuckerrohr, Bambus, Schlinggewächse an stacheligen Leguminosen und Rosaceen; Kokos und Bananen, Palmen, ferner eine Menge mir noch unbekannter Gesträuche und Bäume, nicht blühend, denn es war noch Winter. Die Krone aber von allen Bäumen waren zwei riesenhafte Casuarinen. An blühenden Gewächsen waren die Leguminosen bei weitem vorherrschend; ich legte viel ein und hoffe in Calcutta im botanischen Garten sie leicht bestimmen zu können; auch viele reife Samen habe ich gesammelt, unter anderen von Dolichos pilosus, was ich noch jetzt zu bereuen habe; denn die feinen Haare, die ich in meine Kleider und beim Einlegen sogar in mein Bett bekommen habe, martern mich jämmerlich. Sonderbare Früchte von Cucurbitaceen und anderen Djunglegewächsen; auf dem Boden kriechende (Convolv. Pes caprae) und rankende Convolvulaceen, mehrere Amarantaceen, eine

Labiate, ein Syngenesist, gar keine Crucifera, eine Umbellifera. Angebaut sah ich nichts als Reis, dessen vertiefte Felder vom Meere bewässert werden und der von geringer Qualität ist, und Yams, ebenfalls von unedler Art. Kokos und Bananen gedeihen wild und ohne Pflege; diese Paradiesfeigen setze ich ganz gleich den besten Datteln; die schaale Frucht aus den Treibhäusern und selbst in Aegypten unter diesem Namen hat nichts von dem Wohlgeschmacke, zu dem sie hier gelangt. Zuckerrohr und Indigo wächst in Menge, wird aber nicht benützt.

Unzählige Vögel aller Art bewohnen diese Inseln; ich sah unter ihnen den großen Marabu und mehrere andere Reiherarten, von denen einer sogar zugleich mit Buphaga auf den Büffeln seine Nahrung sucht, viele Papageyen, Singvögel, Raben, Rebhühner, Tauben. Natürlich bekam ich keinen einzigen, obgleich sie nicht besonders scheu waren. Ich sah nur tiefe frisch gegrabene Löcher, die ich für Lager von Nagern hielt, sie selbst nicht, noch irgend ein anderes wild lebendes Säugethier; es soll Affen geben; eine kleine Eidechse, die mir zu schnell war, keine Schlangen noch Frösche. Insekten aus den Ordnungen der Orthopteren (Gryllus), Hymenopteren (kleine Sandameisen), Dipteren, Lepidopteren; von Coleopteren nur einen Aphodius; einen prachtvollen Buprestis konnte ich nicht haschen; ein Elater, der Beschreibung nach, entschlüpfte Vernatz wieder. Von Süßwasserconchylien bekam ich in großer Menge eine große Ampullaria, eine Melania und einen Planorbis, mir alle unbekannt. Das Meer spült aus zerbrochene Schaalen von Conus, Oliva, Cypraea. Sehr buntfarbige Krabben leben bei zurückweichender Ebbe in Sandlöchern, und laufen bei dem geringsten Geräusche hinab in's Wasser."

Daran schließt sich als späterer Beisatz, von welchem ich hier nur einige Zeilen mittheile:

Calcutta Jan. 14th. 1841.

„Was ich bei meiner Ankunft hier erfahren, hat Ihnen, theurer Freund, wahrscheinlich viel Unruhe bereitet. Nicht so mir. Zwar weiß ich vor der Hand noch nicht, von welcher Art die Beschäftigung seyn wird, die mir angewiesen werden soll in der Stadt Bombay; ich habe aber hier so viele Freunde gewonnen, daß ich, sobald Major Jervis meiner nicht mehr bedarf, oder meine Verbindlichkeit auf eine andere Weise erfüllt ist, hier die freundlichste Aufnahme und Förderung erwarten darf. Und es ist dies nicht etwa eine leere Hoffnung; mehrere haben mir gerathen, gar nicht nach Bombay zu gehen, sondern die erledigte Stelle des Dr. Helfer anzunehmen. Dieses kann ich nun nicht; die Einladung nach Bombay ist zu dringend; und von dort also werden Sie meinen nächsten Brief erhalten. Gott wird das Weitere fügen und Alles zum Besten lenken" u. s. w. — —

Auch unser Freund Bernatz hatte den Briefen von Roth einen ausführlichen an meine Frau beigefügt, in welchem er in seiner einfach natürlichen Weise und dennoch mit großer Lebendigkeit alle Ereignisse, alle Noth und Entbehrungen der Reise beschreibt. Bereitwilliger als zu einer bewohnten Küste, wo man den drückenden Mangel, der auf der mehr als 5monatlichen Fahrt auf dem von Anfang an sparsam versorgten Schiffe eingetreten war, hätte ergänzen können, fuhr der Kapitän mit zu den schwimmenden Eisinseln hin, die ihnen mehrmals auf ihrer Fahrt begegneten. Auch die Insel Amsterdam im fernen Süden sahe man ganz nahe, ohne an ihr Wasser schöpfen zu können. Bubenstreiche der Matrosen, wie die Taufe im Meere, beim

Eintritte der Neulinge der Seefahrten unter die Linie, wurden vom Kapitän selbst gegen seine beiden Passagiere erlaubt, diesen aber, weil das Landen an civilisirten Häfen, wie z. B. jener der Capstadt ist, dem Kapitän Geld kostet, wurde auf ihrem schlecht und langsam segelnden Schiffe auf der langen Reise kaum ein Blick auf das Land gewährt. Monate lang ward ihnen am Abende kein Licht angezündet, weil es im Schiffe keine mehr gab. In der That, es gewährt eine anziehende Unterhaltung, die kindlich treue Schilderung all' der Erfahrungen zu lesen, welche die beiden Freunde auf diesem ersten Zeitabschnitte ihrer damaligen großen Reise machten. Auf ihrem zwar neuen, aber schlecht zusammengefügten Schiffe mußte das Ohr sich allmählig an die Töne des Krachens und Knarrens gewöhnen, die man bei jeder stärkeren Bewegung des Meeres in dem Bretterwerke der Kajüten vernahm; das Auge aber hatte sich an nichts Neues zu gewöhnen, denn es gab im ganzen Schiffe, eben so wie im täglichen Haushalte und am Tische des Kapitäns fast nur Lücken und Räume, welche, eben so wie die Mägen unserer Reisenden, nur scheinbar, wie von Spinnwebennetzen ausgefüllt wurden, zugleich aber leer blieben.

In Calcutta hatte mein junger Freund Roth die Bekanntschaft des würdigen Missionärs Häberle gemacht; er und sein Reisebegleiter fanden da eine so innige, liebevolle Aufnahme, wie in einem Hause der Eltern und Geschwister. Unvergeßlich blieb auch unserem jungen Naturforscher der Eindruck, den der öftere Besuch „des botanischen Gartens zu Calcutta und des Thiergartens zu Berakpur auf ihn gemacht hatte; Anstalten, mit welchen nach ihrer Großartigkeit keine anderen in der Welt sich messen können, weil sie Alles in sich vereinigen, was die indische Pflanzen- und Thierwelt Prachtvolles und Kolossales aufzuweisen hat."

Das Verhältniß der beiden jungen Deutschen zu dem edlen Major Jervis hatte sich, wie es zu erwarten stand, bald auf's Beste geordnet. Zwar trafen sie den Major nicht in Calcutta, dahin er sie von Deutschland aus berufen hatte, denn er war seitdem nach Bombay gezogen; dorthin aber sollten sie zu ihm kommen. Roth erfüllte diesen Wunsch, nach einem 6 wöchentlichen Verweilen in Calcutta, Bernatz, mit künstlerischen Arbeiten beschäftigt, blieb noch einige Zeit, folgte dann aber auch auf einem Fahrzeuge, das voller Cholerakranker war, bewahrt und erhalten dem Freunde nach. Johannes Roth schrieb mir am 31. März 1841 einen langen Brief aus Bombay. Er hatte bei Jervis die freundlichste Aufnahme und eine Beschäftigung gefunden, welcher er mit freudigem Muthe sich hingab: die Mitarbeit oder eigentlich Hauptarbeit an einem großen Werke, zunächst über Indien, daneben aber auch über andere asiatische Länder, in denen brittischer Einfluß gilt. Er bittet mich um schleunige Nachsendung einiger dahin einschlagender Werke des deutschen Fleißes. Beiläufig meldet er mir, daß er äußerlich bei guter Gesundheit und sonst auch gut gestellt sey, denn sein Einkommen betrug 2960 Rupien (3360 fl.) und er, für seine leiblichen Bedürfnisse, brauchte sehr wenig, da er zwar genöthigt war, öfters in einem theuren englischen Gasthause zu speisen, sonst aber fast nichts genoß als Früchte (namentlich Pisang) und etwas Reis.

So freudig und eifrig aber auch Roth bei seiner wissenschaftlichen Arbeit war, fühlte er doch bald, daß ihm das anhaltende Stillesitzen bei dem Geschäfte mit der Feder und besonders seinen Augen hier in dem indischen Klima nicht zuträglich sey. Aber ehe man es gedacht hatte, war schon für eine zuträglichere Stellung gesorgt. Die ostin=

dische Kompagnie, im Einverständnisse mit der englischen Regierung hatte den Beschluß gefaßt, eine Gesandtschaft unter der Führung des Kapitäns (nachherigen Majors) Harris an den König von Schoa im südlichen Abyssinien abgehen zu lassen. Diese hatte über reiche Mittel zu verfügen, sie sollte sich außer ihrem handelspolitischen Zwecke auch naturhistorische Forschungen zu ihrer Aufgabe machen. Jervis hatte dem Kapitän Harris seinen jungen Freund Roth als Naturforscher und Arzt, Bernatz als Maler zur Theilnahme an der Expedition empfohlen und die Einwilligung von beiden Seiten in den Wunsch und Vorschlag von Jervis fand so wenig Bedenken, daß die beiden Deutschen schon am 27. April 1841, vier Wochen nach dem Abgange von Roth's letztem Briefe an mich, von Bombay abfahren konnten, um sich in Aden der bereits dort verweilenden Gesandtschaft anzuschließen. Hier, in Aden, mußte Roth, aus Rücksicht auf einige ansehnliche Mitglieder des Gesandtschaftspersonales, noch eine Prüfung bestehen. Es wurde ihm aufgegeben, eine naturgeschichtliche Beschreibung von dem in dieser Hinsicht noch ganz unbekannten Aden in kurzem Umrisse zu entwerfen und er löste die Aufgabe so vollkommen befriedigend, daß einstimmig Alle dem Kapitän Harris ihre Zufriedenheit mit der Wahl dieses jungen Ausländers bezeugten. Und wie hätte dieses anders seyn können? Erwies sich doch der junge Deutsche als eine unschätzbare Mitgabe der Expedition von da an, wo diese (am 17. Mai 1841) von dem afrikanischen Hafen Tadschura nach Schoa aufbrach, bis dahin, wo sie am 16. März 1843 wieder in diesen Hafen kam. Denn Dr. Roth war als Arzt, als Beobachter, in Kurzem auch als Dolmetscher und Unterhändler mit dem Volke, so wie als Mann des Vertrauens bei der

königlichen Familie in Schoa, man darf wohl sagen, des Kapitän Harris Rathgeber und seine rechte Hand, wie denn auch der beste und bewährteste Theil der Harris-schen Beschreibung der damaligen Reise eine Zugabe von Roth ist. Ich spräche gerne, wenn hier dazu der Raum wäre, noch mehr von alle Dem, was mein Freund Roth auf seinem Wege durch das äthiopische Wüstenland und während seines Aufenthaltes auf dem Hochgebirge von Schoa, in der Nachbarschaft des Aequators erlebt und erfahren hat. Gefahren, selbst von Mörderhänden, drohten den Reisenden; die beiden deutschen Missionäre, auf deren Zusammenseyn und Kunde der Landessprache und Volkssitte man in Schoa gerechnet hatte, mußten das Land verlassen, Roth aber bei seiner außerordentlichen Begabung zum Erlernen fremder Sprachen, ward nicht nur der gelehrten (koptischen) Schriftsprache, sondern der Redeweise des Volkes so bald Meister und erregte zugleich durch seine, bei uns allbekannten physikalischen Geschicklichkeiten so viel Staunen, daß die Abyssinier, namentlich der König, den deutschen Arzt als einen Adepten betrachteten, der mit schwarzen Künsten der Zauberei und Geisterbündnisse wohl vertraut sey. Das Volk, selbst die den Fremden abholden Priester wagten deshalb aus Furcht keine Beleidigung, einige sogar kein Betreten der Wohnung unseres Landsmannes. Dieser aber als glücklicher, hochgeachteter Arzt der Königin Mutter und ihrer Hofdamen und Kinder, genoß Gaben und einheimische Annehmlichkeiten des Lebensunterhaltes aus dem königlichen Hauswesen, welche er freigebig mit all' seinen Begleitern theilte*). Auch dem

*) Namentlich die täglichen Zusendungen eines für diese Gegend gesunden, bierähnlichen Getränkes.

König schien die bescheidenere Weise des deutschen Arztes vertrauensvoller zu stimmen und besser zu gefallen als der höhere Ton der Engländer. So hatte der junge Naturforscher hier auf einem Hochgebirge unter 9° des nördlichen Wendekreises, welches dennoch ein Klima wie von Oberitalien genoß, eine unvergleichlich günstige Gelegenheit zu den vielseitigsten Forschungen. Denn in wenig Stunden, vom Gebirge abwärts, konnte er in der heißen Region der Palmen und Mimosen, in der Heimath der Papageyen und Affen seyn.

Das Reisewerk von Harris, so wie die Scenes of Aethiopia von Martin Bernatz, können über dieses Alles mehr sagen, als mir hier verstattet ist. Vor Allem aber ein Buch, das zum öffentlichen Erscheinen schon bereit liegt, eine schmucklos treue, nicht so theuer zu habende Erzählung meines Freundes Bernatz von seiner Reise nach Indien und Aethiopien, mit wohlfeilen Abbildungen. Denn während Roth als Begleiter der ersten Abtheilung des Gesandtschaftspersonales, unter dem Schutze eines militärischen Corps in ziemlicher Kürze und verhältnißmäßiger Bequemlichkeit den Weg von Tadschura aus zurücklegte, mußte Bernatz zunächst nur in Gesellschaft eines einzigen europäischen Begleiters Monate lang unter steten Lebensgefahren das heiße, wüste, vulkanische Tiefland der Tanakils durchwandern. Denn bald nach dem Abgange der ersten Abtheilung der Expedition war von der obersten Behörde der ostindischen Kompagnie, die seitdem eine ganz andere geworden, der Befehl eingetroffen, daß die Gesandtschaft nach Schoa ganz unterbleiben und alle damit Betheiligten, zunächst auch das Militär, nach Indien zurückkehren sollte. Aber gerade das, was die erste schon vorausgegangene Abtheilung der Expedition aus Mangel an Transportmitteln, d. h. an Ka-

meelen, zurücklassen mußte, war nicht nur das schwerste an Gewicht, sondern auch das Wichtigste zum Gelingen des ganzen Unternehmens. Denn die Gegenstände, welche die englisch-ostindische Kompagnie dem König von Schoa zum Geschenke sendete, waren großentheils von sehr augenfälliger Größe oder auch, wie die Kanonen, Musketen, Glocken u. s. von auffallender Schwere, und hierzu waren auch noch die ansehnlichen Nachsendungen von baarem Gelde aus Ostindien gekommen, die zur Deckung der Ausgaben in Schoa wie auf der Rückreise von dort unentbehrlich nothwendig waren. Dieses Alles mit Sicherheit zu überbringen, war die Aufgabe von Bernatz, gewissenhafter Treue und Beharrlichkeit. In der That, es gehörte ein festes Gottvertrauen dazu, so ohne alles schützende Geleite durch ein Land zu reisen, von welchem man nichts weiß und kennt, als die Mühseligkeiten und Gefahren, so wie unter ein Volk, dessen Sprache man zwar nicht versteht, wohl aber seine Gesinnungen kennt, welche gegen jeden hindurchreisenden Europäer voll tödtlichen Hasses sind. Denn eben damals, wo Bernatz seine einsame Reise antreten sollte, war unter den Beduinenstämmen, durch deren Gebiete der Weg führte, das Gerücht verbreitet, daß die Engländer in ihr Land gekommen seyen, um dasselbe zu erobern. Sie hatten deshalb allen Europäern den Tod geschworen, die in ihre Hände fielen. Allerdings war es dem äußeren Anscheine nach nur die Furcht vor den Kanonen eines englischen, auf der Rhede liegenden Schiffes, welche den Sultan von Tadschura bewog, den Kameeltreibern, die unseren Bernatz mit seinen Gütern durch die Wüste führen sollten, bei Todesstrafe es anzubefehlen, daß sie diesen Fremden unter ihrem Schutze sicher bis zum bestimmten Ziele brächten. Wäre jedoch über dem Machtge-

bote jenes Sultans nicht noch eine höhere Hand dagewesen, dann hätte der arme Fremde schwerlich die Gränze von Abyssinien lebend erreicht. Denn mehr als ein Mal wurden Bernatz und sein Begleiter Scott von ihrem Beduinengeleite mitten in der Wüste sammt ihrem Gepäcke allein gelassen, wenn nur in der Nähe für die unentbehrlichste Nothdurft des Trinkwassers gesorgt war, denn die tägliche Speise für die Beiden war in den getrockneten Vorräthen enthalten, die sie mit sich führten. Auch geschah es, daß etwa ein mächtigerer, vom Sultan unabhängiger Beduinenstamm, als jener ihrer Kameeltreiber war, diese nöthigen wollte, die verdächtigen Fremdlinge umzubringen und ihre Güter zu theilen. Immer aber ward dieser böse Rath verhindert, und bei allem Mangel, aller äußeren Noth blieben die Beiden gesund. Ja für Bernatz, den Maler und treuen Beobachter, war das lange Verweilen, meist an solchen Stellen, da sich erloschene Vulkane und bei ihnen trinkbare Gewässer fanden, ein Gewinn, den er in seinem äthiopischen Reisewerke wohl verwerthet hat. Noch mehr aber als auf dieses größere, kostspieligere Werk darf ich meine Leser auf das schon erwähnte Buch verweisen, darin Bernatz die ganze Reise nach Ostindien und Schoa, welche er mit Johannes Roth machte, beschrieben hat.

So viel darf man wohl bemerken, daß bei Bernatz die Reiselust vollkommen gestillt und die Sehnsucht nach der Heimath überwiegend geworden war, als die Gesandtschaft nach Vollendung ihres Auftrages die Rückkehr von Schoa beschlossen hatte. Anders aber war es bei Johannes Roth. Dieser wäre gerne noch in Schoa geblieben, bis sich ihm, vielleicht in Harris' Gesellschaft, eine Gelegenheit aufgethan hätte zu einer tiefer eindringenden Reise in's Innere von Afrika. Aber eine tief zu Herzen gehende

Trauerbotschaft hemmte alle seine weiteren Reisepläne; sie brachte ihm die Nachricht von dem Tode seiner treuen Mutter und zugleich die dringende Aufforderung seines Vaters, alsbald nach Vollendung der abyssinischen Reise in die Heimath zurückzukommen. Er beeilte sich deshalb, mit der Gesandtschaft von Schoa aus zunächst nach Bombay zu gehen, um seine Sammlungen der dortigen Regierung zu übergeben, und war schon im August 1843 wieder bei den Seinigen und bei uns in München.

7. Ein Wiedersehen und Scheiden.

Hier wartete seiner eine für sein ganzes Wesen noch bedeutungsvollere tiefer eingreifende Wirksamkeit, als jene gewesen, die er auf seinen Reisen geübt hatte. Ich meine hiermit nicht zunächst jene äußere, die er so treu bethätigt hat, nach seiner Anstellung als Adjunkt an der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staates und als außerordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, oder als Lehrer an der Universität durch seinen nachhelfenden Unterricht auch für eine geringe Zahl von Zuhörern. Denn obgleich in der Sammlung der Akademie noch jetzt mit Dank und selbst mit Bewunderung das gewürdigt werden muß, was seine ordnende und sammelnde Hand für sie geleistet und herbeigeschafft hat, geht dieses dennoch weniger die Geschichte der Entwickelung seines eigenen, inneren Lebens an. Anders war es bei den Thaten der treuen, hingebenden, aufopfernden Liebe, welche von jetzt an fast 9 Jahre lang (bis zum Tode seines Vaters) neben dem äußeren Tagwerke sein Beruf waren. Unterthan seinem Vater in demüthiger, kindlicher Gesinnung, zugethan seinen Freunden, namentlich mir und meinem Hause in herzlich

zutraulicher Liebe, war er uns Allen ein Geschenk, das uns werth wie vom Herzen Gottes kam, zunächst aber ward er seinem brüderlichen Freunde Erdl ein theilnehmend hülfreicher Begleiter und Mitgenosse auf der letzten Strecke des frühe endigenden Lebens. Dieser unser unvergeßlicher Erdl war, seitdem Roth die Reise nach Indien angetreten, ein glücklicher Familienvater, hochgeachteter Lehrer an der Universität und unermüdet thätiger, rühmlich anerkannter Schriftsteller im Gebiete seiner Wissenschaft geworden. Aber ein Leiden der Brust gab sich bei ihm, bald nach Roth's Zurückkehr aus Indien, schon durch manche Voranzeichen kund und nahm allmählig, nach wenig Jahren einen so ernsten Verlauf, daß es den Mann unserer Hoffnungen von seiner ununterbrochenen Arbeit zum Ausruhen auf dem Krankenbette und bald in dem Grabe dahinführte. Was in dieser Zeit, bis zum Todestage des geliebten Freundes (am 25. Februar 1848) Johannes Roth an dem Kranken und Sterbenden gethan, wie er in allen freien Stunden des Tages und in so mancher Nacht das Weh in der Brust des Leidenden zu lindern, diesen zu trösten und aufzurichten suchte, das wissen die, welche mit ihrer eigenen, theilnehmenden Liebe seine Gehülfen bei diesem Werke der Liebe waren. Er blieb auch, bis zu seinem eigenen Ende, ein innig theilnehmender Freund der Hinterbliebenen seines treuen Jugendgenossen, dem seine beiden leiblichen Kinder bald in das Grab folgten.

Aber ein anderer Genuß und bald auch eine Pflicht der kindlichen Liebe war dem Johannes Roth bald hernach beschieden. Das war der tägliche, immer vertraulicher werdende Umgang und geistige Verkehr mit seinem herrlichen Vater. In den Stunden, wo dem Sohne der sonst in Ehrfurcht schweigsame Mund aufging (das Herz voll

kindlicher Liebe war immer offen), da wußte er den vielbeschäftigten Vater öfters durch die Berichte über das, was er auf der Reise gesehen und erlebt hatte, in sehr anziehender Weise zu unterhalten, auch aus Büchern neuer wie alter Zeit theilte er dem Vater das für denselben Anziehendste mit. Als aber dieser seltene Mann, für die meisten Anderen kaum merklich, anfing zu erkranken und auf sein Sterbelager kam, da verließ der treuliebende Sohn ihn nicht mehr, war bei Tage wie bei Nacht sein Krankenpfleger und Arzt. Es war diese Zeit die hochgesegnetste für das ganze Leben unseres Johannes Roth. Das Herz des Vaters und dieses Sohnes waren sich noch niemals so innig vertraut geworden und nahe gekommen; der Vater erfuhr in seinem Innersten erst jetzt ganz, was er an diesem Sohne, dieser aber, was er an einem solchen Vater gehabt hatte.

Ich selber war in den Tagen, in denen mein vieljähriger, theurer Freund am Sterben lag, so schwer erkrankt, daß ich ihm nicht mehr persönlich nahen, ihn nicht mehr sehen und noch einmal für alles Das danken konnte, was er an meiner Seele gethan hatte. Denn obgleich ich nach der Zahl meiner Tage nicht viel jünger war als er, ist mir dennoch Johann Friedrich Roth durch das Vorbild seines lauteren, bis in's Kleinste „richtigen" Wandels (Es. 57, 2) und durch sein belehrendes Wort ein väterlicher Erzieher und Führer zur ächten Weisheit des Lebens gewesen. Er starb am Tage vor seinem 72. Geburtstage, am 22. Januar 1852.

Mein Verhältniß zu seinem Sohne Johannes war jetzt ein noch viel anderes, innigeres geworden. Es bedurfte zwischen uns keiner Worte darüber, wir wußten und fühlten, woran wir mit einander waren. Er wurde mir

von Tag zu Tage immer mehr ein trauter Sohn meines Herzens; ich darf deshalb wohl in tiefer eingehender Weise von seinem, nur Wenigen bekannten Wesen sprechen. So wie sein Vater es that, pflegte auch er in Beziehung auf das innerste, theuerste Geheimniß seines Herzens an die Worte zu denken, welche Salomo bei der Einweihung seines Tempels sprach: „Der Herr hat gesagt, Er wolle im Dunkeln wohnen.“ Wer den seltenen Jüngling in seinem gewöhnlichen Tagwerke, bei der mikroskopischen Betrachtung und Beschreibung der kleinsten Thiere und ihrer einzelnen Theile, oder beschäftigt mit dem niedersten Dienste seines Conservatoriums sahe, wer ihn im alltäglichen Umgange mit Genossen des gleichen Geschäftes oder mit seinen Bekannten sprechen hörte, der hatte sein eigentliches inneres Wesen gleichsam nur im Gewande der Wochentage gesehen. Außer diesem aber besaß sein Gemüth ein Sonntagsgewand, in welchem er sich jedoch nicht auf den Gassen der Spaziergänger sehen ließ, sondern still im Innern seines geistigen Obdaches und auf der Sternwarte desselben blieb, von der er in eine Welt der Gedanken hinaufblickte, in welcher das unermeßbar Große nur von gleicher Bedeutung ist, als das unermeßbar Kleine.

8. Ein neuer Zug nach Osten.

Vor der Hand zog ihn nur der Trieb des Forschens aus dem kleineren Kreise der Sammlungen todter Thiere, deren Arten noch jetzt leben, hinaus in eine Gegend, darin er die Grabstätten und Reste einer längst von der Erde verschwundenen Welt der Lebendigen aufsuchen wollte. Er reiste nach Griechenland, dahin er am 15. Nov. 1852 kam, und wo er fast ein halbes Jahr mit oft sehr glück-

lichen, zuweilen auch mit gehemmten Ausgrabungen von paläontologischen Thierüberresten meist am Penthelikon zubrachte. In dieser Zeit schrieb er mir eine Reihe von Briefen, darin sich sein liebevolles Gemüth, seine Freude an der schönen Natur des Landes, seine Dankbarkeit für die Thaten der Freundlichkeit, die man ihm erwiesen, aussprachen. Einmal gerieth er durch das Einstürzen der Bergwand, in welche er sich hinein gegraben hatte, in Lebensgefahr. Doch schreibt er mir in seinem letzten damaligen Briefe aus Griechenland heiteren Muthes: „Mein Aussehen soll vortrefflich seyn: Gesicht und Hände wie Braun vom Brode, und ein Filz um das Kinn. Wirklich fühle ich mich sehr wohl bei der starken Bewegung. Keine Spur vom Fieber, noch weniger von der Nostalgie, im Gegentheile überfällt mich ein momentaner Schüttelfrost, wenn ich an die Münchener Eiszapfen denke. Die letzten Wochen (2. Hälfte des März) waren hier auch sehr windig und oft kühl, aber doch sahe man täglich die Sonne und fror nicht wie ein poor Tom. Zwei Triestiner Schiffe fehlen seit mehreren Tagen; sie werden irgendwo in der Adria herumtanzen. Hie und da fühlt ein Fremder hier einen leichten Erdstoß, welchen der Athenienser gar nicht beachtet."

Von Griechenland führte ihn der Geist seines Forschens in den Räthseln einer großen Vergangenheit weiter, nach dem Lande seines Sehnens: nach Palästina. Hier aber mußte er bald sich überzeugen, daß in der damaligen kriegerisch ungleich gefahrdrohenderen Zeit, als die unserer ersten Reise unter Mehemed Ali's Herrschaft und Ibrahim Pascha's gefürchteter Macht gewesen war, bei weitem größere Geldmittel nöthig seyen, um sich den Weg in das Innere zu öffnen, als die seinigen waren. Er kehrte deshalb, leidend noch dazu an einem heftigen Wech=

selfieber, das er auf seiner Reise sich zugezogen hatte, im Winter 1853 nach München zurück.

Hier war er uns Allen, die wir ihm näher standen, ein Vorbild der Berufstreue auch im Kleinsten. Denn im Winter, sobald es tagte, im Sommer aber bald nach fünf saß er schon wieder in seinem Arbeitszimmer im Gebäude der Akademie, und blieb hier, ohne etwas Anderes, als zuweilen eine Semmel mit einem Glas Wasser zu genießen, bei der Arbeit bis gegen Abend, wo er dann in einem Kosthause für den ganzen Tag eine Mahlzeit zu sich nahm, die immer aus einem und demselben einfachen Gerichte bestand und dem Anscheine nach kaum zur Sättigung eines 6- oder 8jährigen Knaben hingereicht hätte. Dabei blieb er stets heiter und zur freundlichen Mittheilung geneigt, war auch im Hause der Freunde gerne zuweilen ein trefflich unterhaltender Gast. Doch konnte man ihm, in vertraulichen Gesprächen, anmerken, daß er, obwohl mit vollkommen stiller Ergebung, auf eine neue Wendung seines Lebensweges warte. Er wußte und fühlte, daß dieser Weg von einer höheren Hand ihm vorgezeichnet sey, welche jeden ihrer Arbeiter zur rechten Stunde zu berufen und an seinen Ort zu leiten versteht.

Roth hatte das Glück, einem Könige zu dienen, dessen Geist und Gemüth ohne Aufhören bereit sind, die Gaben und den eigentlichen Lebensberuf auch des Einzelnen seiner Zeitgenossen, vor Allem seiner Unterthanen, zu erkennen und hülfreich denselben entgegenzukommen. So war es denn auch hier König Maximilian II. von Bayern, welcher unserem jungen Freunde einen weiteren Schritt möglich machte auf dem Wege nach einem Ziele, das ihm seit zwanzig Jahren als ein ihm vorher bestimmtes vor Augen lag. Die Lösung oder wenigstens die nähere Be-

trachtung des großen Räthsels der geologischen Gestaltung von Palästina, mit seinen weit ausgedehnten Senkungen des Bodens, tief unter dem Spiegel der freien Meere, lag ihm zunächst als seine Lebensaufgabe vor Augen. Denn es erschien für ihn nicht ohne wesentliche Bedeutung, daß er Theilnehmer und Zeuge der Entdeckung der unerhört tiefen Lage des Spiegels des todten Meeres gewesen war, welche durch uns im Frühlinge 1837 zuerst gemacht wurde. Aber mit diesem zugleich war ihm die Erkenntniß aller anderen Naturverhältnisse von Palästina ein Tagwerk, dem er bereit war, sich mit unablässigem Fleiße hinzugeben.

9. Der rüstige Fleiß am Tagwerke.

Von seinem Könige mit huldreicher Freigebigkeit unterstützt, begab sich Johannes Roth am 19. November 1856 auf seine Reise, innerlich zwar freudigen Muthes, äußerlich aber leidend an einem heftigen Katarrhe, der sich jedoch schon in Aegyptens milder Luft alsbald verlor. Mein theurer Freund mag in dem nachstehenden Briefe an mich mit eigenen Worten, nach Uebergehung seiner stürmischen Seefahrt von Triest nach Alexandria, seine Ankunft an der Küste von Palästina, in dem gartenreichen Jaffa, beschreiben.

Jaffa, den 11. Dez. 1856.

„Mein lieber väterlicher Freund!

Bis hierher hat der Herr geholfen, und ich versehe es mich zu seiner Güte, daß er noch fernerhin mich leiten und geleiten wird. Von Alexandria gab ich Nachricht; ich fahre fort in der Erzählung meiner kleinen Erlebnisse bis heute. Um nicht auf unbestimmt lange Zeit in Alexandria festgehalten zu werden, das jetzt kein angenehmer Ort mehr ist, ging ich schon am 5. Dezember, also zwei

Tage nach meiner Ankunft von Triest, wieder an Bord eines französischen Dampfschiffes, und zwar, weil ich auf der eben zurückgelegten Fahrt als Passagier der zweiten Klasse einige unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, in der ersten Kajüte. Dieses wäre eben jetzt nicht nöthig gewesen, da weder die erste noch zweite auch nur die Hälfte der Plätze vergeben hatte. Die Fahrt war sehr angenehm, nahm gerade 30 Stunden in Anspruch, und wurde weder durch starke Gegenwinde, noch durch unruhige See im mindesten gehindert. Bei strömendem Regen mußte ich am letzten Sonntag früh mich ausschiffen: mein früherer Diener Antonio war mit einem Briefe von Sandreczki an Bord gekommen. Bei einem Juden, Mor. Plattner, der seit zwei Jahren eine Art Hôtel hier hält, fand ich für's Erste Unterkommen. Als ich da beim Frühstücke saß, meldete sich der griechische Konsul dahier, Mr. Coutzorelli, der von seiner Regierung Weisungen in Bezug auf mich erhalten hatte, und ich erkannte in ihm einen Mann wieder, der vor drei Jahren in Beirut als Kanzler des dortigen griechischen Generalkonsuls mir sehr viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Von seinen vielen Anerbietungen nahm ich nur die an, mir sofort ein Landhaus zu miethen und dasselbe mit dem Nöthigsten zu versehen. Nachmittags führte er mich unter fortwährendem Regen (dem ersten seit 10 Monaten) zu verschiedenen Personen von Distinktion: zuerst zum Gouverneur der Stadt, der mich mit dem schönen Komplimente empfing: „Du bringst Segen für das Land mit Dir" (auf den Regen anspielend). Da wurde meine Kunst zu Schanden, den Grüßenden an Höflichkeit zu überbieten, und ich mußte mich darauf beschränken, ihm sagen zu lassen, daß ich in ihm einen wahren Hort der Fremdlinge und Pilgrime erblicke, und daß ich mich unter

seinem Schutze vollkommen sicher fühle. Das Bedienten-zimmer im jüdischen Hôtel ist übrigens besser, als das Empfangszimmer dieses Gouverneurs, der über 15 Mann Soldaten gebietet und ein Stadtthor, das mit Sonnen-untergang (auch für mich) geschlossen wird. Die Vizekon-suln von Preußen, Oesterreich, England wurden nach der Reihe besucht, lauter Orientalen, mir schon etwas be-kannt von früher; auch fanden Wiedererkennungsscenen statt, die im Orient noch feierlicher sind als erste Be-grüßungen. Herrn Missionär Kruse fand ich auch, sonst Niemand von der englisch-protestantischen Kirche. Montag Nachmittags bezog ich mein Gartenquartier, immer noch im Regen, und dachte dabei: „zu viel Segen", mein Haus-herr war aber anderer Meinung. Meine Wohnung steht mitten unter Citrusbäumen, Limonen, Orangen, Portu-gallen, Apfelsinen und Citronen, alle voll von Früchten in verschiedenen Maturitätsgraden; nur schade, daß diese Bäume alle so nieder gehalten sind, daß man nur in ge-bückter Stellung darin umhergehen kann. Der Hausgarten hat etwa zwei Acker Land und gegen 6000 Bäume oder viel-mehr Sträuche darauf, darunter auch hohe Dattelpalmen und Bananenbäume. Die Bewässerung ist künstlich durch eine Sakieh, wie hier überall. Du kannst Dir denken, daß ich gleich nach meiner Installation in den Garten hinabstieg und einige Nachforschungen anstellte, die nicht gerade unbefriedigend ausfielen, mich aber doch lehrten, daß trotz der warmen Luft für diese Gegend wirklich die Ruhe eingetreten sey."

„Am Dienstage früh, vorgestern, machte ich eine erste größere Exkursion dem Strande entlang gegen Norden, und diese Exkursion habe ich gestern und heute wiederholt; es galt der Einsammlung der Purpurschnecke, welche ich vor

3 Jahren schon eingesammelt hatte, um an Bord des Dampfschiffes die Untersuchung vorzunehmen, welche aber damals vereitelt wurde. Ich habe davon bis jetzt gegen 400 Stück lebend gefunden, und zum größten Theile schon ihrer färbenden Substanz beraubt, bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Art Purpura und ihr Saft die wenigst geachtete im Alterthume war: meine Hände und die Linnenstücke, die ich gefärbt, haben nicht Purpur-, sondern Amethystfarbe angenommen. Außer der Purpura kommt hier keine Schnecke in Menge vor, welche einen anderen Purpur liefern könnte, wohl aber, wie mir versichert wird, weiter nördlich gegen Sur hin. Wenn ich meine Beobachtungen rücksichtlich dieser Purpura beendigt habe, schicke ich einen Bericht darüber unserer Klasse ein, mit Proben von gefärbten Zeugen; ich habe aber schon eine ziemliche Quantität des färbenden Prinzipes auf die Seite gethan zu einer chemischen Analyse nach meiner Rückkehr. Auf den Exkursionen habe ich bis jetzt nur drei Pflanzen in Blüthe angetroffen: eine Matthiola, die gemeine Passerina und eine der Calendula ähnliche Pflanze; auch scheint es nicht, daß dieser Frühregen schon mehr herauslocken wird: es schießt wenigstens noch nichts auf von Zwiebelgewächsen. Am Strande fand ich ungeheuere Massen (kleine Rollstücke) von Bimsstein, wahrscheinlich von Santorin und anderen griechischen Inseln angeschwemmt; Berge aus Schaalen von Bivalven, und den ganzen Meeressand aus Bruchstücken von solchen bestehend, auch den neuen Meeressandstein, auf eine Entfernung von einer halben Stunde landeinwärts."

„Ich hatte hier ein ganz angenehmes Leben und Beschäftigung vollauf, wenn ich, worauf ich bestimmt gerechnet hatte und auch rechnen konnte, mein sämmtliches Ge-

päcke bei mir hätte. Drei schwere Kisten, mit meinen Büchern, Instrumenten, Medikamenten und Utensilien zum Sammeln hatte ich einen Monat vor meiner Abreise dem Fuhrmanne nach Triest übergeben; dort kamen sie auch zeitig an, und wurden auf demselben Dampfboote, auf dem ich mich einschiffte, nach Alexandria spedirt, dort aber nicht ausgeschifft bis zur Stunde, wo ich wieder abfuhr, so daß ich ohne dieselben fort mußte, und vielleicht noch einen Monat auf sie warten darf." — —

„Hier in Jaffa kommt so ziemlich Alles, was ich von fremden Sprachen weiß, in Anwendung, außer Amharisch. Es würde meiner Schwester Pauline wohl thun, mich französisch reden zu hören mit Herrn Coutzorelli, der täglich zu mir zum Speisen kommt. Italienisch geht auch wie Wasser, und nur Neugriechisch wie Bitterwasser dem Trinker. An die heiseren Laute der arabischen Sprache kann ich mich schon wieder gewöhnen, obwohl meine Heiserserkeit, seit meiner Abreise aus München, verschwunden ist. Ich fühle mich so wohl, wie nur je, und freue mich stündlich, daß ich dem Winter entronnen und bei offener Thüre und Fenster um 10 Uhr Nachts dieses schreiben kann. Ich wünsche Dir auch, außer einigem Inkommoden, das mich weniger betrübt, einen solchen Dezember. In Jerusalem ist es schon rauher, obgleich dort auch erst letzten Sonntag die Regenzeit angefangen hat. Meine Barometer sind bis hierher glücklich gekommen; an zärtlicher Aufmerksamkeit von meiner Seite hat es nicht gefehlt; ich hätte vielleicht eine Dame nicht so sorgfältig gehütet. Auch sonst habe ich keine Einbuße erlitten, die nicht vorgesehen war. Uebrigens so, wie in dem letzten Monate, dürfte es nicht lange fortgehen, ohne daß mich das Schicksal ereilte, das Du mir so oft vor Augen gestellt: der Schuldthurm.

Anderthalb Tage im Hôtel d'Orient in Alexandria kosteten 18 fl. Jetzt geht dort Alles nur nach englischen Livres Sterl. und also ein Pfund täglich, man mag etwas erwischt haben zum Essen oder nicht, was gewöhnlich ein Loos meiner Bescheidenheit war, so daß ich meist ungesättigt vom Tische aufstand. Die Ueberfüllung durch Reisende aus Indien und Europa zu gleicher Zeit war aber der Art, daß man nur froh seyn durfte, doch ein bescheidenes Plätzchen zu finden. Hier ist es nun anders, und obwohl ich hier noch vornehmer lebe, als ich es fürderhin im Sinne habe, erreichen die Kosten nicht ein Drittel von dem, womit ich in Alexandria in Gefahr war, Hungers zu sterben."

„Meine Exkursionen sind noch nicht so weit gediehen, daß ich unserem lieben Professor Wagner mit Bestimmtheit sagen könnte, daß die im Alterthume berühmten Knochen des Seeungeheuers, welches die Andromeda verschlingen sollte, fossil, oder, was mir wahrscheinlicher ist, die Reste eines gestrandeten Zeitgenossen gewesen sind. Ich werde in den nächsten Tagen, sobald die Purpur-Untersuchung beendigt ist, auch Exkursionen gegen die Hügel im Süden unternehmen, und das Resultat melden. Mir ist bis jetzt nichts Anderes vorgekommen, als neues angeschwemmtes Land, das nur die Schaalenstücke jetzt lebender Mollusken enthält. Sobald ich wieder an die Kreidehügel komme, geht auch das Sammeln von Versteinerungen an. Vor meinem Abgange an das todte Meer wird schon eine Kiste Naturalien abgeschickt werden können: die wenigen Tage dahier haben schon ziemlich ausgegeben." — —

„Nun, mein lieber väterlicher Freund, nimm meine Wünsche für Dein Wohlergehen in dem neuen Jahre, das wir antreten, freundlich auf: habe Geduld mit mir, ich

will redlich trachten, Deine und anderer Freunde Erwartungen von dieser Reise, die nur durch Euch zu Stande gekommen, nach meinem geringen Vermögen in Erfüllung zu bringen. Ich bitte Dich, daß Du diesen Brief auch meinem lieben Freunde Dr. S. Fischer mittheilen wollest (Theresienstraße Nr. $^{16}/_{2}$)."

„Ich grüße Dich und Deine liebe Frau sammt den Freunden herzlichst.

Dein dankbar ergebener

Hadschi J. R. Roth."

N. S. „Gegen 6000 griechische und armenische Pilgrime haben sich für das Weihnachtsfest in Jerusalem versammelt, und noch mehr werden erwartet. Der Preis aller Lebensmittel ist noch enorm, troß einer sehr guten Ernte in diesem Jahre. Unruhen haben in Gaza stattgefunden, wobei englische Schutzbefohlene Schläge davontrugen; ein englisches Kriegsschiff ist deswegen dahin."

Mein Freund mußte sich noch längere Zeit in Jaffa in Geduld fassen. Doch gab ihm sein dortiger Aufenthalt auch manchen lieblichen Genuß. Auf seinen Wanderungen, namentlich durch ein benachbartes Thal, an einem Bache hinauf, ergötzte ihn schon im Verlaufe des Januar der Anblick einer blühenden Pflanzenwelt, welche dem herrlichsten Lustgarten der Erde zur Zierde gewesen wäre. Als die reizende Königin dieses Blumenflors prangte auf allen Wiesen die herrliche Anemone coronaria, bescheiden neben ihr die blauen Blumen der Scilla und andere, von denen seine späteren Briefe zugleich mit den reichen Sendungen uns Kunde gaben. Auch fehlte es dem zutraulich freundlichen Reisenden, bei seinem täglichen Verkehre mit dem Landvolke, nicht an allerhand unterhaltenden Ereignissen.

So erzählt er, in einem seiner Briefe, wie er einen armen Jungen weinend an dem Wege stehen sah, seinen Esel mit gesenkten Ohren daneben. Der Sack mit Getreide, den das Thier zur Mühle führen sollte, war heruntergefallen von seinem Rücken und war so schwer, daß der Knabe ihn nicht wieder vom Boden erheben und dem Esel aufbürden konnte. Viele andere, ältere Eseltreiber von höherem Stande, als der arme Junge, waren untheilnehmend vorübergezogen. Roth aber, obgleich sein Diener dies weit unter der Würde seines Herrn achtete, legte sogleich selbst Hand an den Sack und brachte diesen mit Hülfe seines Anton wieder auf den Esel. Eine That, welche das ganze in der Mühle versammelte Personal der Eseltreiber, Müller und Mühlknechte in hohe Verwunderung setzte u. s. w.

Während in solcher Weise in Jaffa der Aufenthalt noch immer in leidlicher Stimmung und leichter dahinging, wurden die Hemmungen, welche unser Freund in Jerusalem, zur Ausführung seiner angelegentlichsten Reisepläne, erfuhr, desto drückender.

Die Beduinenstämme der Länder, zu denen Palästina gehört, waren damals, wie bereits erwähnt, in einem höchst unbotmäßigem Zustande. Namentlich die, welche ostwärts vom Jordan und dem todten Meere hausten, hatten so wenig Achtung und Furcht vor ihrer türkischen Regierung, daß sie ohne Scheu den Straßenraub an hindurchreisenden Fremden verübten, ja selbst die eigenen Landsleute, die nicht von der gleichen Gemeinde desselben Stammes mit ihnen waren, beraubten und mordeten. Denn zu solchen Feindseligkeiten gab ihnen die Blutrache, so wie die Aufreizung durch leicht wiederkehrende Beleidigungen des Einen der Ihrigen von den Leuten eines

anderen Stammes beständige Veranlassung. Wenn deshalb ein Fremder, namentlich durch die ostjordanischen Gegenden, mit einiger Sicherheit reisen wollte, mußte er sich das Schutzgeleite eines der mächtigeren Stämme oder mehrerer derselben erkaufen, die ihn dann, jeder von ihnen durch sein eigenes Gebiet bis zur Gränze in Schutz nahmen und an der Gränze vertragsmäßig ihn in den Schutz eines nachbarlichen Stammes übergaben. Verträge solcher Art wurden in Jerusalem abgeschlossen, dahin die Oberhäupter (Scheichs) der einzelnen Stämme öfters kamen, um hier Kameele oder andere Erzeugnisse ihres Landstriches zu verkaufen und Einkäufe für sich und ihre Leute abzuschließen. Auch die Beduinen der unter einander feindlichen Stämme verhielten sich, wenn sie in Jerusalem zusammentrafen, schon aus Furcht vor den türkischen Soldaten, die in der Stadt standen, friedlich gegen einander. Doch pflegten sie ihre wechselseitigen Handelsangelegenheiten und Geschäfte lieber vor einem der europäischen Consulate, als vor den türkischen Gerichten abzumachen. Am meisten Vertrauen bezeigten sie bei solcher Gelegenheit den deutschen Consulaten, welche preußischerseits in den Händen des H. von Rosen, für Oesterreich in denen des Grafen Pizzomano standen. Wenn diese den Scheichs der einzelnen Stämme eine bedeutende Summe zusicherten für das sichere Geleite eines von ihnen empfohlenen Reisenden und sein Gepäck, von einer ihrer Gränzen bis zur anderen, dann durfte man wohl auf die Erfüllung ihres gegebenen Wortes vertrauen, obgleich dieses Schutzgeleite nicht von gleicher Sicherheit war, wenn irgend ein mächtiger Stamm die Führung des Fremden nicht nur durch sein eigenes Gebiet, sondern auch durch fremde Gebiete übernahm.

Zu diesen vorbereitenden Schritten für seine Reisen in

Palästina sahe sich Roth auch genöthigt, wenn er nicht auf bloße Wanderungen in dem diesseitigen Jordansgebiete, zu Fuße, an der Seite seines treuen arabischen Knechtes, beschränkt bleiben sollte. Aber auch zu einem Versuche solcher vorbereitender Schritte mußten Zeit und Gelegenheit abgewartet werden, und einstweilen fand der Reisende schon in der nächsten Umgegend von Jerusalem genugsame, ihm wohl zusagende Beschäftigungen. Er schreibt mir hierüber:

Jerusalem, März 28, 1857.

„Mein lieber, väterlicher Freund!

„Dein lieber Brief vom 22. Februar spricht die Hoffnung aus, daß ich bei Empfang desselben schon bei und über dem todten Meere seyn werde. Die Briefe, die Dir mittlerweile zugekommen oder wenigstens zugedacht sind, kündigten schon an, daß die Strenge des Winters mich hier noch einige Zeit festhalten werde: heute muß ich Dir melden, daß zwar jetzt seit zehn Tagen drückend heißes Sommerwetter ist, aber mein Aufbruch noch nicht festgesetzt werden kann, weil die Beduinen, an welche die Botschaft ergangen, mich abzuholen, noch nicht gekommen sind. Ich bin so weit fertig, daß ich am zweiten Tage nach ihrem Eintreffen mit ihnen ziehen kann. Ich hoffe zuversichtlich, daß dieses in den ersten Tagen des Aprils seyn wird. Durch meinen langen Aufenthalt dahier, wo es mir in jeder Beziehung so wohl erging, bin ich so verwöhnt worden, daß die Einsamkeit, schmale Kost und große Anstrengungen in der Wüste mir anfangs einige unangenehme Tage bereiten werden. Ich habe aber mein Ziel unverrückt im Auge und verzichte seinetwegen gerne und freudig auf jede Art von Comfort."

„Der Reichthum der hiesigen Flora setzt mich in Erstaunen. Es blüht freilich jetzt nahe die Hälfte der jährlichen Pflanzen, so daß ich Mühe habe, das Wichtigste zusammen zu bringen. Ich und mein Diener kommen jeden Tag schwer beladen nach Hause. Drei Ries Papier sind schon verbraucht, da ich gleich viele Exemplare einlege. Kaum ist die herrliche Anemone coronaria verblüht, die schon im Januar anfing, so kommt jetzt ein eben so großer, hochrother Ranunculus neben mehreren gelben und einer Ficaria; die Zahl der Leguminosen ist erstaunlich, während die Labiaten, Compositen und Umbelliferen, die gewiß auch sehr zahlreich sind, jetzt noch weit zurückstehen. Irideen, Liliaceen, Asphodeleen habe ich noch nie in solcher Fülle gesehen; viele derselben hoffe ich Dir dereinst auch frisch im botanischen Garten zu München zeigen zu können. — — Neben der botanischen Ausbeute hält natürlich die zoologische ganz gleichen Schritt; es ist mir aber noch nichts vorgekommen, das ich nicht schon früher gesehen und gesammelt hätte. Von mikroskopischen Gasteropoden, in spärlicher Anzahl vor drei Jahren von mir entdeckt, habe ich solche Vorräthe angelegt, daß ich alle Sammlungen der Erde damit versehen kann" u. s. w.

Ganz so, wie unser Freund es gehofft und erwartet hatte, am 6. April, konnte er die Wanderung hinabwärts vom todten Meere durch die Araba nach dem rothen Meere antreten, auf welcher er durch genaue Messungen der Höhenverhältnisse des Bodens einige bedeutende Grundlinien zur richtigen Auffassung des ursprünglichen Verhältnisses des Jordanlaufes, sowie der Gegend des todten Meeres zu dem rothen Meere zu gewinnen hoffte. Ich lasse hier zuerst, in dem nachstehenden Briefe, die Beschreibung seiner Reise durch die Araba bis zum rothen Meere vorausgehen,

welcher ich dann die Ansichten über das Resultat der gemachten Forschungen hinzufüge.

Jerusalem Mai 26 1857.

„Mein lieber väterlicher Freund!"

„Nach manchen Fährlichkeiten, welche ein großer auch heute mit der Post an die Akademie abgehender Bericht erzählt, bin ich mit Gottes Hülfe wieder heil und gesund am 6. dieses Monats hieher zurückgekommen. Es war mir wohl vergönnt, die Reise in der projektirten Ausdehnung auszuführen, aber ich wurde durch verschiedene Umstände zu solcher Eile veranlaßt, daß ich manche Lücken in der Reihe meiner Forschungen beklagen muß. Es fielen alle Rasttage, welche zu meinen Arbeiten bestimmt waren, aus, und selbst manche Tagmärsche waren zu lang und anstrengend, als daß nach Beendigung derselben noch viel zu machen war. Die Aversion der Beduinen gegen Vermehrung der Ladung ihres Kameeles kennst Du; ich habe meine Leute im Verdachte, daß sie heimlich die gesammelten Steine aus meinem Sembili genommen und weggeworfen haben, wenigstens vermisse ich einige, die ich mir sorgfältig abgeschlagen hatte. Für Pflanzen war die Jahreszeit schon etwas zu weit vorgerückt, die meisten verblüht und versengt. Von Thieren konnte ich nur Insekten und Conchylien sammeln, von beiden bot sich aber keine große Mannichfaltigkeit dar; ganz unfruchtbar war mein zweitägiger Aufenthalt in Acaba, weil das Meer zu unruhig; am Strande nur zerbrochene Schaalen, und weitere Excursionen an der Küste südwärts unthunlich. Ich fand daselbst unseren jungen Freund Hamed, Sohn des

Scheichs Salem *), jetzt ein stämmiger Bursche von 25 Jahren; er wollte sich lange unserer nicht mehr entsinnen, bis ich ihn an das unglückliche Pferderennen am Beiram und an die Mundharmonika, die er von uns bekam, erinnerte, worauf er mich umarmte, aber gleich fragte, was ich jetzt für ihn mitgebracht. Vater und Onkel leben noch, haben aber ihre Zelte jetzt im NO. von Acaba jenseits der ersten Gebirgsreihe aufgeschlagen. Hamed war im Castell von Acaba und wartete auf Fremde, die etwa Kameele nach Wadi Musa bedürfen; er hatte in diesem Frühlinge große Geschäfte in dieser Weise gemacht. Von dem Conseil des damaligen Kommandanten von Acaba leben noch zwei, der Schreiber und der Kanonier, beide noch in ihren Posten; der Kommandant ist ein freundlicher und redlicher Aegypter, mit dem gut auszukommen war; ich logirte mich im Castell in eine finstere schmutzige Kammer ein, weil ich die Schildwachen in der Nacht bei den Zelten nicht zahlen konnte. Vor dem Castell gegen das Meer zu hat sich ein Haufen armseliger Erdhütten, ein ägyptisches Dorf, erhoben, eine Verunzierung des lieblichen Palmenhaines, der sich etwas erweitert hat. Es ist jetzt weit schwieriger zu reisen als vor 20 Jahren. Engländer und Yankees haben die Beduinen gründlich verdorben. Unter meinen Leuten war einer, der den Kaffee ohne Zucker nicht trinken wollte, obgleich er mich aus derselben Kanne trinken sah; ich hatte gar keinen Zucker mit mir genommen, überhaupt nur Reis, Makaroni, flüssige Butter, Mehl,

---

*) Derselbe, welcher uns, damals noch Knabe, mit seinen Kameelen in Acaba abgeholt hatte. (Man vgl. den 2. Bd. meiner Reise in das Morgenland.)

Datteln, Salz und Kaffee. Jeden Abend kneteten die Beduinen mein und ihr Brod in meiner Waschschüssel aus Eisenblech, und nahmen an meiner Mahlzeit Theil, als ob sich das von selbst verstehe."

„Ich war keinen Augenblick unwohl, litt auch nicht von der Hitze, die sich einmal im Zelte auf 41° C. verstieg, noch von dem schlechten Wasser; wohl aber nahm ich solchen Schaden an meiner Kleidung, besonders der der Füße, daß ich in der größten Verlegenheit war, als eine Gesellschaft vornehmer Engländer (ein Lord Scott mit Begleitung) eine Tagreise von Acaba zu meinem Zelte kam, und mich zum Thee einlud in die ihrigen, die in der Nähe aufgeschlagen wurden. Ich verlebte einen sehr angenehmen Abend bei ihnen, und sie fanden mich so unterhaltend, daß sie sich höchlich wunderten, wie ich ganz allein eine solche Reise unternehmen möge; in meiner Einsamkeit war es mir aber sehr behaglich, und einen Bruder Martin hatte ich unter meinen Kameeltreibern, denselben, welcher Zucker in seinen Kaffee wollte. Ich glaube wirklich, daß diese Leute mir aufrichtig ergeben waren: ihren Eigensinn zu bändigen gelang mir freilich nicht, so wenig wie den des Bruder Martin in München. Den Bruder des Scheichs der Jehalin, der an einem Blasenübel leidet, habe ich hieher gebracht, und in das Hospital der Diakonissen gelegt; dieß kann von sehr guten Folgen sein für die Europäer, die künftig mit dem Stamm zu thun haben werden."

„Aber was soll ich jetzt anfangen? Meine Erfahrungen auf dieser Reise, wo ich zweimal (bei Usdum) von Räubern angehalten wurde, und wo ich fast täglich ein Gleiches befürchten mußte, haben mir gezeigt, daß ich Alles riskirte, und dieß war noch die leichteste von meinen Aufgaben. Aus Gilead kommen solche Nachrichten von Feh-

den und Raubzügen, daß weder Mucker noch Beduinen dahin wollen: es hatte sich eine Gesellschaft kunstliebender Engländer bemüht, Begleitung nach Dscherasch zu bekommen, allein vergeblich. In das Räuberneft Kerek wäre noch zu schlüpfen, aber wie wieder heraus und weiter?"

„Der Punkt, von welchem die Regenwasser eines Theiles nördlich in das todte Meer, anderen Theile südlich in das rothe Meer fließen, befindet sich bei und um den Brunnen Godian, nur sieben Stunden Kameelschrittes von dem nördlichsten Ende des ailanitischen Meerbusens, über welchen Meeresspiegel das Salzmarsch von Godian höchstens 200 Fuß sich erheben mag. Da ich die barometrischen Beobachtungen nicht berechnet habe, auch nicht weiß, was sie ergeben werden, stütze ich mich auf die einfachsten Wahrnehmungen in trockenen Rinnsalen und auf die Lage von Triftgegenständen. Die ganze Breite der Araba an der besagten Stelle bietet keine unmittelbar augenfällige Steigung oder Senkung dar, sondern im Gegentheil ebene Flächen, die während der Regenzeit mit Wasser bedeckt sind und aus welchen kleine Inselchen mit Cypergräsern herausragen, wie Erdaufwürfe eines gigantischen Maulwurfes, oft so nahe beisammen, daß man, von einem zum anderen springend, weit in die Mitte des trockenen Sees gelangen kann. Zu Ende Aprils war das Wasser verschwunden (eingesessen oder verdampft), aber der thonige Boden noch an vielen Stellen sehr feucht und nachgiebig, so daß die Kameele tief einsanken. Die Wasseransammlung ohne Ausfluß erstreckt sich etwa eine Stunde im Umkreise, dann kommt südlich und nördlich eine nur an Triftgegenständen (Reisig, dürren Binsen xc. xc.) bemerkliche Abdachung, die sich auf der Westseite des Thales, als der tieferen, befindet. Die Regenbäche kommen zum größeren Theile aus dem

Edomitergebirge heraus und führen bedeutende Massen Schuttes mit sich, der jene Seite fortwährend erhöht."

Ueber die wichtige Frage von der ursprünglichen Ausmündung des Jordans äußerte sich Roth in folgender Weise:

„Ich habe keinen Zweifel, daß die Araba ein uraltes Jordanbett ist, daß das todte Meer und das Jordanthal bis zum Tiberiassee durch einen Einsturz gewaltiger Höhlen (Sinkwerken in riesigem Maßstab) zur jetzigen Depression durch Auflösung von Steinsalzlagern gekommen sind, und daß die vulkanischen Erscheinungen, von welchen die Genesis bei der Katastrophe von Sodom und Gomorrha berichtet, und welche in geringem Grade noch bis heute fortdauern, aus Bränden in den Lagern des bituminösen Schiefers erklärt werden können. Schlacken dieses Schiefers habe ich erst vor einigen Tagen wieder gefunden in dem unteren Theile des Kidronthales, 2 Stunden vom todten Meere. Die Lager sind hier vom Thale durchbrochen und zeigen oben ganz unverkennbare Spuren von Verbrennung, welche auch die nicht Bitumen haltenden oberen Kalksteinschichten merkwürdig verändert hat. — Ich bin noch nicht bereit, diese Ansichten ganz darzulegen, da noch so viele Ergänzungen zu meinen Beweisen nöthig sind, welche im Laufe dieses Frühjahres und Sommers eingesammelt werden sollen."

In unserer Zeit der unruhigen Bewegungen, in welcher sich auch, wie einst dort am Asphaltsee geschehen, das, was als Dach des Obern war, in die Tiefe zu stürzen scheint, darf das bescheidene Bemühen unseres Johannes Roth: eine höchst bedeutungsvolle geologische Thatsache aus ihrem bisherigen Dunkel hervorzuziehen und zu beleuchten, schwerlich auf eine ihm gebührende Beachtung hoffen. Und

doch verdient sie diese schon durch ihre welthistorisch hohe Oertlichkeit. Ich weiß wohl, welchen geringen Werth mein persönliches Urtheil in dieser Sache haben mag, dennoch spreche ich das aus, was mir die eigene Anschauung wahrscheinlich machte und was ich schon vor 20 Jahren öffentlich aussagte: daß ich keinen Zweifel daran habe, daß in einer früheren Zeit der Jordan seinen Lauf durch das Thal, in welchem jetzt der Asphaltsee sich findet, in die Araba fortgesetzt und im rothen Meere geendigt habe. Möge man jedoch auch über diese Thatsache einer anderen Meinung seyn, dann wird doch gewiß kein urtheilsfähiger Leser von Petermann's allgemein gewürdigten geographischen Mittheilungen ohne ein Gefühl von Bewunderung Roth's jede Erwartung übertreffende, zahlreiche Höhenmessungen und andere daran sich knüpfende meteorologische so wie naturgeschichtliche Beobachtungen in's Auge fassen können. Man begreift nicht, wie der Reisende auch nur auf seinem Wege durch die Araba, unter den täglich und stündlich sich wiederholenden Hemmungen und Plackereien noch Kraft und Muth zu solchen Leistungen behalten konnte. Und doch spricht er sich über seine Leistungen auf der ersten Wanderung durch die Araba, in einem Briefe aus Jerusalem an mich (vom 19. August 1857) in den bescheidenen Worten aus:

„Es naht jetzt das Ende der ersten Hälfte meiner Reise, und wenn ich zurückblicke, bin ich wohl sehr dankerfüllt gegen Gott, daß er mich so gnädig geführt und bewahrt hat; es mischt sich aber darein eine große Unzufriedenheit mit mir selbst und ernste Vorwürfe, daß ich nicht alle mir gebotenen Gelegenheiten treulich benutzt, sondern nur zu oft der Bequemlichkeit Raum gegeben habe. Ich kann jedoch mit Wahrheit sagen, daß ich von Vielem abgestanden

bin aus Rücksicht für meine Leute, denen weniger Ausdauer und Willenskraft beschieden war, als mir, die auch natürlich gar kein Interesse an meinen Untersuchungen nahmen und zu murren begannen, wenn Hitze und Wassermangel in Aussicht war. Du weißt doch, wie abhängig wir von unseren Führern aus Acaba waren. Ganz so tyrannisch verfuhren meine Leute von den Jehalin mit mir und es wird jeder Reisende sich so behandeln lassen müssen" u. s. w.

Roth betrachtete seine Zeit und die ihm gegebenen äußeren Mittel niemals als sein Eigenthum, über welches er nach eigenem Gutdünken verfügen könne, sondern als eine Gabe des Vertrauens, über deren Gebrauch Rechenschaft zu geben er bereit seyn müsse. Er ließ sich deshalb keine lange Zeit zum Ausruhen bei den Freunden in Jerusalem, sondern um die Zeit des Wartens auf einen günstigeren Augenblick zu einer neuen Reise nicht müßig hinzubringen, unternahm er für diesen Sommer eine Fahrt an der Küste von Tyrus und Sidon (Sur und Saida) hin, um seine schon vor 3½ Jahren begonnenen Untersuchungen fortzusetzen über den Farbstoff des Purpurs der Alten. Mit großem Fleiße benutzte er diese Gelegenheit zum Sammeln von einer großen Masse nicht nur der Drüsenaussonderung der Purpurschnecken der Alten (Purpura patula, Murex trunculus u. s. w.), sondern dieser Drüsen selber, die er mühsam herauspräparirt und in Weingeist aufbewahrt nach München sendete. Wie reich und möglichst vollständig er aber aus allen Gebieten der Naturgeschichte Alles gesammelt habe, was ihm der Aufnahme in unsere akademische Staatssammlung werth schien, das bezeugte schon damals und noch mehr im ganzen Verlaufe seiner Reise der Inhalt der von ihm übersendeten Kisten. Eine Wanderung in die Gegend von Engeddi,

zu dem Quelle seines köstlichen Wassers, nach Hazeron Thamar, benutzte er mit gleichem Fleiße zum Sammeln von gründlichen Erkenntnissen und natürlichen Erzeugnissen des Landes. Nachdem er Monate lang vergeblich auf die Vergünstigung und Gelegenheit zu einer Reise nach Kerek (Kir-Moab) gewartet und noch immer nicht gefunden hatte, unternahm er, spät im Oktober, noch eine Wanderung in die Küstengegend des alten Philisterlandes. Eine weitere Ausdehnung der Reise in der Richtung des alten so wie des neu projektirten Verbindungskanales des mittelländischen und rothen Meeres wurde durch das ungewöhnlich frühe Eintreten der stürmischen Regenzeit verhindert. Mit freudigem Gottvertrauen, zugleich aber auch im klaren Anerkennen der Lebensgefahren, dennen er entgegenging, hatte er zu Weihnachten 1857 die Nachricht erfahren, daß sein huldvoller König ihm einen noch weiter gehenden Kreis der Forschungen in den arabischen Küstengegenden des rothen Meeres bei Aden zugedacht habe. Er spricht in seinem Briefe in einer rührenden Weise seine Dankbarkeit für dieses Vertrauen seines treugeliebten Monarchen aus. Vorher aber lag es ihm an, seine Durchforschung der südöstlichen Gegenden des todten Meeres und des alten Ländergebietes der Moabiter und Edoniter fortzusetzen und zu ihrem Ende zu führen.

Endlich, in der Mitte des März 1858, gelang es ihm, im Schutzgeleite seiner ihm nach dem Maaße ihrer Erkenntlichkeit treuergebenen Beduinen dieses Tagwerk zu beginnen. Er reiste um das Südende des todten Meeres herum, in jene Gebirgsgegenden der alten edomitischen und moabitischen Raubnester, deren Höhen er zwar auf seinen früheren Reisen aus weiter Ferne gesehen, noch niemals aber betreten hatte. Es gelang ihm, bis Kerek (Kir) in

Moabitis und bis Trfileh in Edom vorzudringen, weiterhin aber fand er jeden seiner Schritte gehemmt und er mußte zufrieden seyn, unter den raubmörderischen Horden jener Gegenden nur so weit vorgedrungen zu seyn, als lange vor ihm kein Europäer es vermocht hatte und sobald auch keiner es wieder vermögen wird. Jene vielen sorgfältigen Messungen und Beobachtungen, welche Roth auf dieser kurzen Reise gemacht und welche Petermann in seinen geographischen Mittheilungen von 1858 Heft VII nach des fleißigen Professors und Akademikers Dr. Karl Kuhn's ausführlicher Berechnung veröffentlicht hat, können ein Zeugniß für den treuen Fleiß unseres Reisenden geben, das seinem Namen ein Ehrendenkmal bleiben wird.

Mit den fremden Hadschis zugleich zog er am Osterheiligabend 1858 aus Kerek wieder in Jerusalem ein, und erfreute sich hier in dankbarer Liebe des Umganges mit den Freunden. Bei ihnen, so wie in Jerusalem überhaupt, war es ihm so wohl geworden, daß er der Aufforderung, sich als Arzt oder in anderer Weise bleibend dort niederzulassen, gerne, für die spätere Zukunft Folge geleistet hätte. Auch hat kaum ein anderer besuchender Gast so allgemeine Achtung und Liebe bei Alt und Jung, Vornehmen und Geringen gefunden, als unser Roth, dessen innerster, verborgener Werth von den tiefer Blickenden in vollstem Maaße erkannt wurde, so daß der Freundschaftsbund mit ihnen würdig war der Stadt, die voll geheiligter Erinnerungen ist. Zu den Freunden in Jerusalem hatten sich in und nach der österlichen Zeit im Jahre 1858 mehrere ausgezeichnete besuchende Gäste z. B. aus St. Petersburg, Holstein, aus Hessen und aus der Schweiz gesellt. Mit diesen so wie mit den lieben Einheimischen feierte er noch manchen Erinnerungstag an seine lieben

Entfernten (selbst den 26. April), während er sich schon zu seiner letzten Reise in Palästina rüstete, welche den Beschluß seiner Pilgerwanderungen in dem heiligen Lande machen sollte, zugleich aber auch den seines Erdenlebens herbeigeführt hat.

10. Das Ziel des Pilgerlaufes.

Das Quellenland des Jordans, des Flusses, mit dessen natürlicher Geschichte er sich so viel beschäftigt hatte, wollte er auf dieser Reise zuerst besuchen, den König der nachbarlichen Berge, den großen Hermon (Djebel Scheich) ersteigen, die Umgegend des Merom oder Hulehsees durchforschen, dann an der Ostseite des Jordanlaufes, so wie des todten Meeres hinabgehen, bis dahin, wo am unteren Ende desselben der Weg nach Jerusalem sich herumbeugt.

Nur den Anfang dieser scheinbar gefahrlosen Reise sollte er machen dürfen. Er kam nach einem Berichte seines Freundes, des Missionar Zeller in Nazareth, Samstags den 22. Mai so jugendlich frisch zu diesem, wie er bei seiner ersten Ankunft in Jerusalem gewesen war und brachte dem krank zu Bette liegenden Freunde Aufheiterung und Trost. Am Pfingstmontag ging er über den Jordan und an den Tiberiassee und kehrte am Donnerstag den 3. Juni, höchst vergnügt und mit reicher Ausbeute beladen in das Haus des Gastfreundes nach Nazareth zurück. Am 7. Juni nahm er von da seinen Abschied, in Begleitung des ihm treuergebenen griechischen Consuls von Jaffa: Cautserelly, eines griechischen Priesters, so wie seines Dieners. Auch zwei Engländer hatten sich dieser kleinen Gesellschaft angeschlossen.

Roth nach seiner gewissenhaft gründlichen Weise des

Forschens hatte mehrere Tage in der sumpfigen Niederung am Meromsee verweilt, welche noch mit größerem Rechte als der nördliche Theil der Ufer des todten Meeres ein verpesteter Ort genannt werden kann. Denn die Sumpfluft des Meromsees erzeugt Fieber, welche häufig einen tödtlichen Ausgang nehmen. Der Reisende hatte dort durch mehrere genaue barometrische Messungen das richtige Niveau des Sees bestimmt, worüber nur einige sich selbst widersprechende Angaben vorlagen. Bald aber fühlte er sich von dem bösartigen Sumpffieber ergriffen, dessen Anfälle er jedoch, hart wie er gegen den eigenen Leib zu seyn pflegte, nicht achtete, sondern mit einem Araber aus Banias den Gipfel des Hermon bestieg und maß. Diese Messungen, so wie viele andere in jenen Tagen von ihm gemachte, sind von Petermann a. a. O. mitgetheilt. Am 12. Mai hatte er seine Messung der Bergeshöhe des Hermon vollendet und war nach Banias zurückgekehrt, wo er, noch immer mit seinen Arbeiten beschäftigt, bis zum 15. verweilte. Aber zu seinem fieberhaften Zustande war jetzt noch ein anderes ungleich gefahrdrohenderes Leiden: der Sonnenstich gekommen. Als Kranker hatte er noch am 15. Hasbeia erreicht. Er folgte jetzt gerne der Einladung des amerikanischen Missionärs Wortabed, der zugleich mit Recht in dem Rufe eines geschickten Arztes steht. Der nachstehende Brief aus der Hand dieses theuren Mannes wird uns über die Geschichte der letzten Tage, so wie der Todeskämpfe unseres Reisenden den besten Bericht geben, doch erwähne ich noch einiger Züge, welche theils Wortabed, in einem anderen seiner Briefe, theils aber Johannes Zeller den nächsten Freunden des Seligen in der Heimath mitgetheilt haben. Ganz in der Weise seines uns wohlbekannten Gemüthes sprach er mitten in seinen Schmerze die

Dankbarkeit aus gegen seinen guten König, der ein solches Vertrauen zu ihm erwiesen und zu seiner Reise ihn so freigebig unterstützt hatte. Das Gefühl der Achtung selbst vor den Namen seines Königes verließ ihn selbst in den Anfällen seines Deliriums nicht, und als er in einem solchen durchaus den zusammengebissenen Mund nicht öffnen wollte für einen Löffel voll labender Flüssigkeit, die man ihm darbot, machte der Arzt dem Widerstande alsbald ein Ende, indem er ihm im Namen des Königs Maximilian von Bayern Gehorsam gebot. Am 21. diktirte er noch dem Herrn Wortabed einen Brief an seinen Freund Zeller. Dieser ist, wie jedes seiner Worte es bezeugt, in vollkommenem Bewußtseyn und in ernster, ruhiger Fassung gesprochen, er ertheilt dem Freunde Aufträge, welche bis in's Kleinste genau überlegt und bezeichnet sind. Aber in der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß H. Wortabed schon am 22. des Morgens schrieb: es habe sich eine sehr heftige Entzündung des Gehirnes eingestellt, welche das Aufkommen des Kranken sehr zweifelhaft mache. Der Bote aus Nazareth, welcher dem Kranken die Gegenstände überbrachte, die er in seinem diktirten Briefe vom 21. begehrte, kam am Abende vor seinem Tode am 25. in Hasbeia an. Er hatte unter anderen einen Wein aus Nazareth gebracht, welcher für den Kranken ein großes Labsal war. Der Nazarether blieb zugleich mit dem bis an's Ende seines Herrn aufopfernd treuergebenen Diener Anton in der letzten Nacht bei dem Sterbenden. Dieser sprach manche abgebrochene Worte auch auf arabisch, welche zur Gottesfurcht mahnend und trostreichen Inhaltes waren. Am Samstag Mittag (den 26.) nahte sein Ende. Anton mußte, von Schmerz überwältigt, hinausgehen, auch der griechische Consul in tiefer Bewegung ging außen vor

dem Hause auf und ab. So war nur der Nazarethaner Josef (von griechisch-katholischem Bekenntnisse) gegenwärtig, um ihm die Augen zuzudrücken!! — —

Wortabed's obenerwähnter Brief gibt uns noch etwas Ausführlicheres über die Krankengeschichte unseres Freundes, wir lassen deshalb auch ihn noch hier folgen:

„Es ist meine traurige Pflicht, Sie von dem Tode des Dr. Roth zu benachrichtigen. Er starb gestern (Sonnabend) um halb 6. In Ihrem Briefe an mich wünschen Sie besonders Nachrichten über seine Krankheit und den Zustand seiner Seele. Ich thue dies so genau als mir möglich."

„Dr. Roth kam am 15. hier an. Er war schon in Banias krank gewesen, nahm am folgenden Morgen ein starkes Abführungsmittel, das heftig und nachtheilig wirkte. Er wurde am Donnerstag in starkem Fieberzustande in mein Haus gebracht und klagte über heftiges Kopfweh. Er bemerkte selber, daß solche Kopfschmerzen Vorläufer von Gehirnentzündung seyen. Die Folge zeigte, daß seine Aussage richtig war, denn nach 3 oder 4 Tagen fing er an zu deliriren, ein Zustand, der sich bald zur Tobsucht steigerte. Er verließ mein Haus und setzte sich unter einen Oelbaum nahe bei Hasbeia. Er war so von fieberhaftem Irrsinne hingenommen, daß wir ihn eine Zeit lang sich selbst überließen. Da jedoch seine Lage eine sehr gefahrdrohende war, ließ ich ihn mit Gewalt heimführen."

„Am Nachmittage gebot er seinem Diener, ihm das Zelt aufzuschlagen, wir konnten ihn um keinen Preis bewegen, im Zimmer zu bleiben. Noch schlechter ging es ihm am folgenden Morgen: er tobte im Irrsinn gegen seinen eigenen Leib; aus Verlangen, sich Blut zu lassen, zerbrach er eine gläserne Flasche, deren Scherben man ihm zwar gewaltsam aus der Hand nahm, dennoch nicht verhüten

konnte, daß er sich mit einem Scherben drei bis vier Male in das Bein schnitt. Hierauf wurde er etwas ruhiger. Aber seit 24 Stunden hatte er nichts zu sich genommen, fühlte sich deshalb sehr geschwächt. Dennoch konnte ich ihm nur mit Mühe einige Löffel voll Fleischbrühe in den Mund bringen."

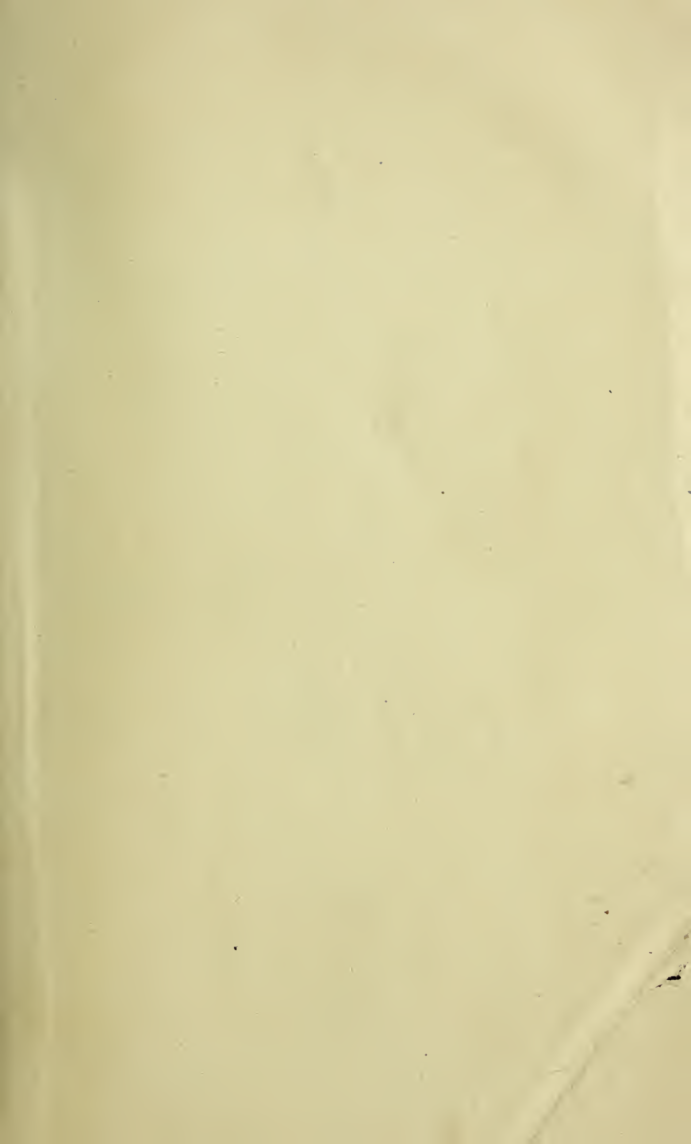
„Am folgenden Tage wurde er in ein Zimmer, in der Nähe meines Hauses gebracht. Er wurde jetzt fortwährend schwächer. Es mag seinen Angehörigen ein Trost seyn, daß er gut gepflegt wurde. Die Heilmittel, welche angewendet wurden, billigte er selbst, so lange er noch das Bewußtseyn hatte."

„Sein Tod ergriff die Hasbeier tief. Zwei- bis dreihundert derselben folgten dem Leichenbegängnisse. Er wurde im protestantischen Gottesacker begraben und der Leichengottesdienst wurde auf presbyterianische Weise gehalten. — In Hinsicht auf seinen Seelenzustand hatte ich zwei Unterredungen mit ihm. So weit ich urtheilen kann, war dieser Zustand ein guter. Er fürchtete den Tod nicht, sprach sich auf denselben gefaßt aus. Alle seine Hoffnungen schienen auf das Blut des Erlösers gegründet zu seyn. Einst sagte er: er sterbe als Christ und als Protestant, und als ich ihn fragte, ob er wisse, daß der evangelische Glaube seine Aechtheit nur durch ein Leben in Christi Geist und Sinn bezeugen müsse, antwortete er: das wisse er. In einem Anfalle von heftigem Irrsinn zeigte er einen großen Widerwillen gegen mich, als ich aber den Namen Jesus gegen ihn aussprach, wurde er augenblicklich sanft und lenksam. In einem (etwas späteren) hellen Augenblicke bat er mich, für ihn zu beten. Ich sprach hierauf mit ihm über die Heilswahrheiten des Evangeliums — er erkannte diese alle als göttliche an, schien sich von Herzen

als Sünder zu fühlen, der alle seine Hoffnung auf die Gnade Gottes in Christo gründet. O daß wir Alle nach einem thätigen Leben im Dienste unseres Erlösers den Tod dieses Gerechten sterben möchten!" — — —

So lautet das Zeugniß eines edlen, frommen Fremden, welcher unseren Freund nur als Kranken gesehen und in den hellen Augenblicken selbst zwischen den Anfällen des fieberhaften Irrsinnes ihn erkannt hat. Wir kannten ihn mehr und am meisten kannte ihn Der, welcher schon frühe ihm die Worte in sein Herz sprach: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." — Wie konnte selbst sein Grab eine würdigere Stätte auf Erden finden, als die bei der reinsten, aus der verborgensten Tiefe kommenden Quelle des Jordans; in dessen Wasser, durch die Taufe des ewig Einen, alle Wasser der Erde zum Bade der Wiedergeburt für ein Leben der Ewigkeit geweiht worden sind.





Druck von Junge & Sohn in Erlangen.